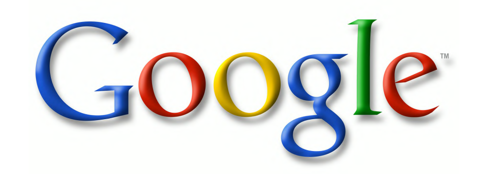
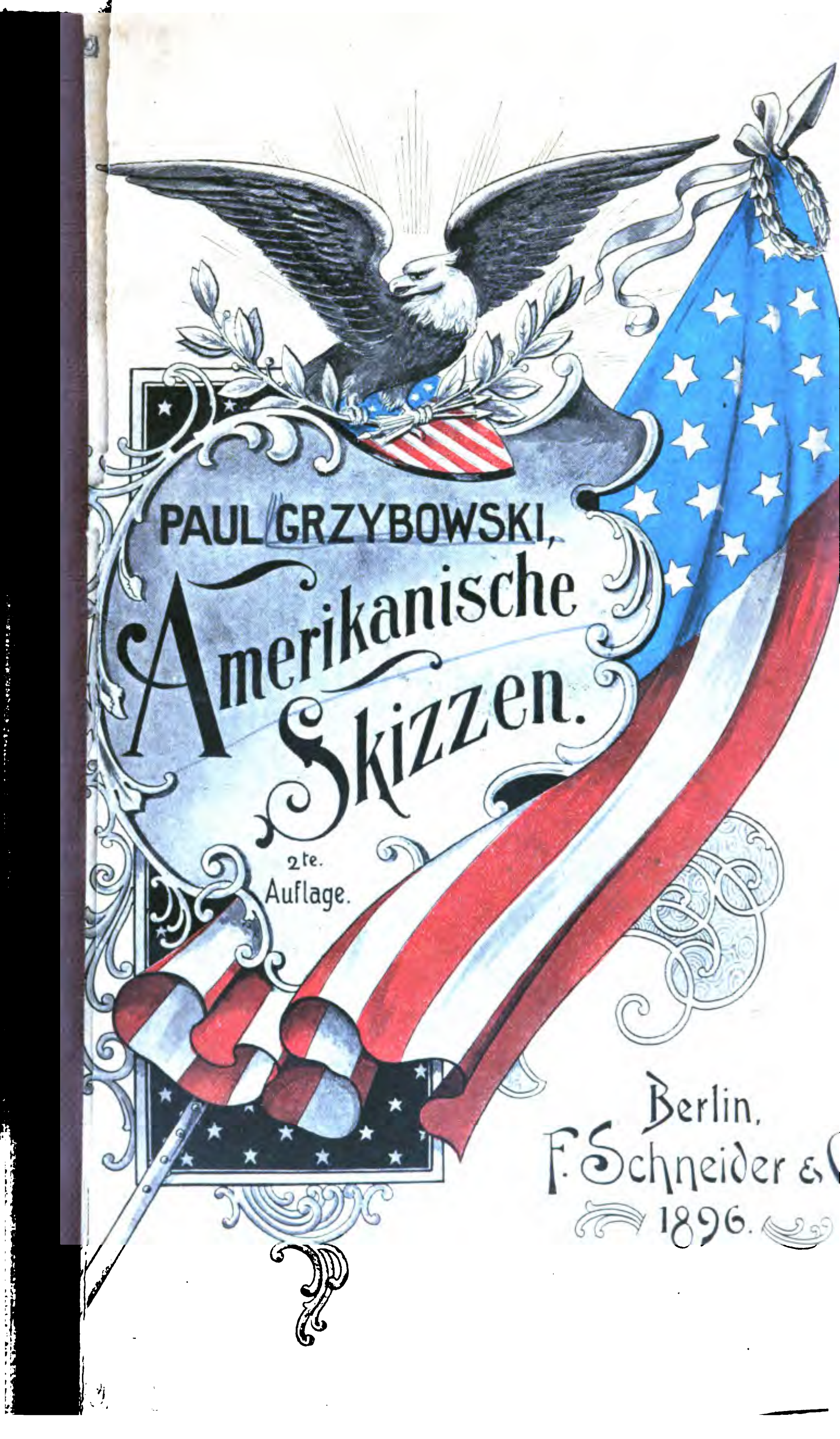
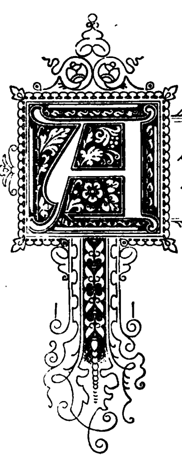







PAUL GRZYBOWSKI,
Amerikanische
Skizzen.
2te.
Auflage.
Berlin.
F. Schneider & C
1896.



Amerikanische Skizzen

von

Paul Grzybowski.

Zweite Auflage von „Land und Leute in Amerika“.

Berlin W. 41.

Verlag von F. Schneider & Co.,

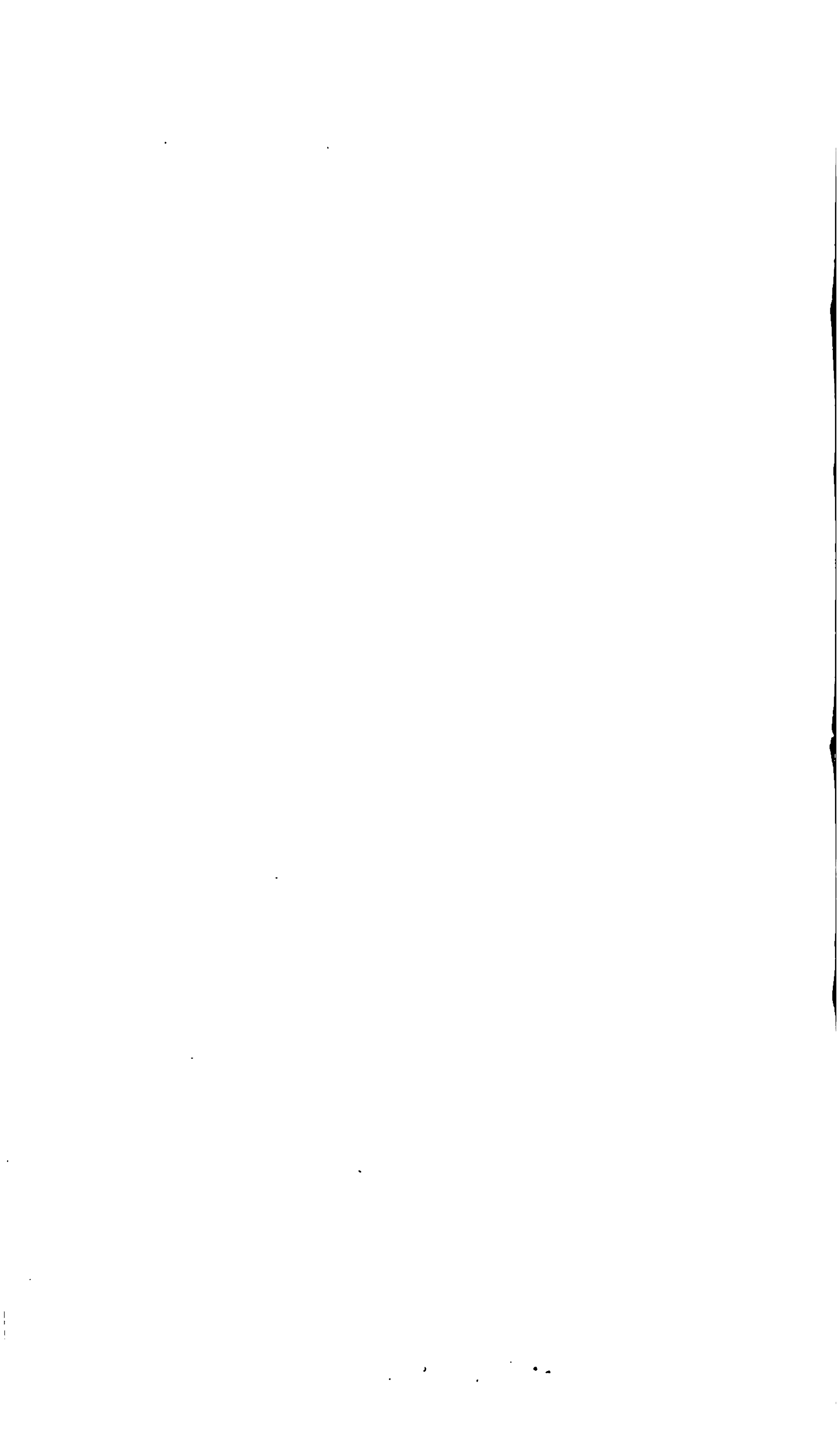
Leipzigerstraße 129.

1896.

Seiner treuen Gattin, Gefährtin und Freundin
in Liebe, Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet

vom Verfasser.



Die nachstehenden, zwanglos entstandenen Skizzen, welche ich hiermit zum zweiten Male der Oeffentlichkeit übergebe, schließen sich in ihrer Gesammtheit doch zu einem Ganzen an einander und gewähren dem Leser manch tiefen Blick in das innerste Leben der nordamerikanischen Union. Nicht ist mein Auge am Aeußerlichen hängen geblieben, das mit Vorliebe von Reisenden geschildert wird, welche im Eisenbahnzuge die weiten Strecken Amerikas durcheilen, sondern meine hier niedergelegten Beobachtungen stützen sich auf eine langjährige Kenntniß von Land und Leuten und auf ein eingehendes Studium der nordamerikanischen Verhältnisse, sowie der Sitten und Anschauungen der dortigen Bevölkerung.

Daß der deutsch-amerikanischen Einwanderung und ihrer Eigenart besondere Beachtung geschenkt worden ist, wird dem deutschen Leser nur willkommen sein. Sind doch die Skizzen hauptsächlich aus dem Bestreben entstanden, den eingewanderten Deutschen Amerikas, welche gar zu leicht die alte Heimath vergessen und sich den neuen Verhältnissen und Sitten nur zu schnell und urtheilslos anpassen, ein Spiegelbild ihrer selbst vorzuhalten. Ich wollte ihnen zeigen, daß die Dankbarkeit für das Viele, das das neue Vaterland mit freundlichen Händen ihnen so reichlich gewährt hat, sie dennoch nicht blind für das Gute und Liebe der alten

Heimath machen sollte. Kurz, die Skizzen sind von innen heraus geschrieben worden und werden vielleicht deßhalb gerade eine freundliche Beachtung und gütige Beurtheilung finden.

Die vorliegende „zweite Auflage" hat weder eine Umarbeitung noch eine Erweiterung erfahren, doch ist — Dank dem Herrn Verleger — für eine schönere Ausstattung Sorge getragen worden.

Berlin-Chicago, September 1896.

Paul Grzybowski.



Inhaltsverzeichniß.

Seite

V. Feste und Erholung.

VI. Novellistische Skizzen.



I.

Stadt und Land.







In den Wäldern Nord-Michigans.

Vor einigen Wochen unternahm ich eine Reise nach dem nördlichsten Theile des waldreichen Staates Michigan. Ich kann nicht behaupten, daß dieser Ausflug mich voll befriedigt hat. Denn einmal bietet die Landschaft wenig Reiz und dann habe ich auf allen Plätzen, in denen ich Rast hielt, den Mangel eines guten Hotels — am meisten allerdings den Mangel eines guten deutschen Tisches — schwer empfunden.

So sehr ich auch den Wald liebe und eine Fahrt durch den geheimnißvollen Waldesschatten zu den erhebendsten Genüssen zähle, so haben doch die Wälder Michigans mich eher mit Schmerz und Wehmuth, denn mit Freude erfüllt. So weit man auch in sie hineinfahren mag, niemals empfängt man den Eindruck, dem ein Deutscher entzückt in dem Ausrufe:

> „Wer hat Dich, Du schöner Wald,
> Aufgebaut so hoch da droben?"

Ausdruck zu verleihen pflegt. Wild und wüst schauen diese Waldungen aus, in denen die menschliche Hand seit Jahrzehnten vernichtend und niederreißend gehaust hat, ohne auch nur einmal durch Nachpflanzung zu ersetzen, was sie ihnen

genommen hat. Wild und wüst stehen die Stämme eng aneinandergedrängt beisammen, sich gegenseitig die Luft zum Athmen raubend und einen mörderischen Kampf um die Existenz führend. Da starren dann mitten aus dem dichten Laube hohe abgestorbene Stämme empor, blattlos, die kahlen Aeste von sich streckend, und jeder Stamm erschien mir wie eine herzzerreißende, stumme Anklage gegen den Frevel und die zahllosen Sünden, welche tagaus, tagein gegen die Wälder dieses Landes verübt werden.

Und wie um den Eindruck noch mehr zu verdüstern, trifft man jeden Augenblick weite Strecken, in denen das Waldfeuer gewüthet hat. Das Gras am Boden ist versengt oder gänzlich ausgebrannt, das Laub der Stämme verzehrt und diese selbst öde und kahl, geknickt und gebrochen, bis in die Spitze hinein verkohlt. Da konnte man, wenn man scharf zusah, noch genau erkennen, von welcher Seite her das Feuer gekommen, ob es bei ruhiger Luft emporgelodert oder vom Winde angefacht worden war. An manchem Stamme war die Flamme spiralförmig emporgeklettert und hatte keinen Zweig und keinen Ast verschont, über einen anderen wieder war die Flamme wie im eiligen Fluge hinweggehuscht und hatte Blätter und Aeste nur an einer Seite versengt. Am schwarzen Boden aber lagen im wüsten Durcheinander zahllose Opfer des Brandes, und an vielen stieg noch ein bläulicher Rauch empor, zum Zeichen, daß das verheerende Element noch langsam an dem Mark der Stämme zehrte.

Dazu kommt die unheimliche Stille dieser Wälder. Wenn nicht ein Windhauch durch die Nadeln und Blätter rauscht und die stumme Natur belebt, so daß sie plötzlich summt und

flüstert, klagt und seufzt, hört man nichts und es geht uns, wie dem griechischen Sänger Ibicus, von dem Schiller singt:

„Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her — —“

Die „Waldpoesie“, welche das Herz des Deutschen mit süßem Zauber erfüllt, und ihm Waldesrauschen, Blumenduft, Sonnenschein und Vogelsang vor die Seele führt, hier ist sie nicht zu finden, und wenn sie einstmals auch über diesen Wäldern gethront, so ist sie entsetzt daraus entflohen, als die Axt des Holzfällers in brutaler Weise nach rechts und links zugeschlagen und nichts als Verwüstung zurückgelassen hat. Selten fuhren wir an einer Blockhütte vorbei und noch seltener an einer bescheidenen Farm. Und seltsam genug nahmen sich die letzteren aus, etwa wie kleine lachende Inseln im Weltmeere. Und in die Freude, eine menschliche Heimstätte mitten in der Waldwildniß zu begrüßen, mischt sich die laute Verwunderung für den Muth der Entsagung, von welchem die Leute beseelt sein müssen, welche sich dort niedergelassen und nach unsäglichen Mühen ein Stückchen Wald gelichtet haben, um auf dem so gewonnenen Lande ihren Kohl und ihre Kartoffeln zu pflanzen. Diese genügsamen Menschen, welche im Dunkel der Wälder ein Stück Culturarbeit verrichten, und in Wahrheit im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod erkämpfen, sie verdienen höher geachtet und geschätzt zu werden, als manche Bürger dieser großen Republik, denen man Denkmäler in Stein oder in Büchern setzt.

Am unterhaltendsten war mir der Besuch einer erst kürzlich „gegründeten“ Stadt, in deren Nähe sich zwei Eisenminen befinden und welche neuerdings auch von dem Michi-

ganer Gold- und Silber-Fieber ergriffen worden war. Die Gründung der Stadt datirt natürlicher Weise von dem Tage, an welchem die Schienen einer Eisenbahn durch die bisherige Wildniß gelegt wurden. Das mag etwa zwei Jahre zurück sein und man wird sich deshalb nicht wundern auf der Landkarte den Namen des Städtchens noch nicht aufzufinden, obwohl es heute schon Telephoneinrichtung, ein stattliches Schulgebäude und drei Hotels besitzt.

Kaum aus dem Eisenbahnwagen ausgestiegen, lenkte ich meine Schritte nach der Stadt. Die mit Holz bedeckten Seitenwege waren zwar uneben genug, aber Petroleumlampen verbreiteten von einem hohen Pfahle herab ein spärliches röthliches Licht und bewahrten mich so vor einem Falle. Die Hauptstraße war erreicht, mehrere Dutzend Häuser standen nahe aneinander, und aus allen drang ein heller Lichtschein, aus breiten Glasthüren und Schaufenstern. Es waren dies die Geschäftshäuser, oder vielmehr die Läden, aus welchen die Bewohner ringsum ihre täglichen Bedürfnisse holten. Da war ein Fleischer- und Bäckerladen, eine Apotheke und ein „Generalstore",*) etwa ein halbes Dutzend Wirthschaften und drei Hotels. Ganz am Ende der Straße bemerkte ich auch das Schild eines Arztes, und später sah ich den Herrn Doctor selbst, wie er hoch zu Roß mit Kanonenstiefeln angethan aus dem Walde herausgeritten kam.

Die Häuser waren natürlicher Weise alle kunstlos aus Brettern zusammengeschlagen, und nur wenigen hatte ein Maler durch Ueberstreichung mittelst einer bunten Farbe

---

*) Ein Laden, in dem fast Alles zu haben ist.

ein besseres Aussehen verliehen. Das Merkwürdige aber war, daß die Häuser, namentlich die, welche von der Hauptstraße abseits lagen, mitten unter den Baumstümpfen standen, welche noch der Ausrottung entgegenharrten. Da gab es keine Gärtchen vor den Häusern, keine Gemüsebeete oder gar Kartoffelfelder, nichts wie zahllose Baumstümpfe, die mit dem sich rings herandrängenden Walde zusammenstießen. Jetzt erst begriff ich es, warum ich im Stationsgebäude nicht nur einen Berg von Bierfässern erblickt hatte, sondern auch ganze Thürme von Kisten und Kasten, aus denen allerlei Grünzeug und Früchte hervorgeschaut hatten. Die Bevölkerung des Städtchens, welche etwa 500 Seelen zählen mochte, wird von außerhalb ernährt, das heißt, alle Nahrungsmittel müssen ihr mit der Bahn zugeführt werden.

Vor den Hotels und den Wirthschaften saßen in allen nur erdenklichen Stellungen Männer in etwas hinterwäldlerischer Kleidung und mit langen struppigen Bärten. Sie blinzelten mich, den Fremden, der im eleganten Sommeranzuge wie ein Pariser Flaneur dahinschlenderte, mit halberstaunten, halb mißtrauischen Blicken an, aber sobald ich stehen blieb und eine Frage an sie richtete, gaben sie mir bereitwilligst Antwort, und nicht selten konnte ich den Stolz heraushören, den sie über das Wachsthum ihrer Stadt empfanden. Hier und da trat ein Mädchen oder eine Frau, von einigen blondhaarigen Kindern gefolgt, in einen der Läden und ich mußte lächeln, als ich bemerkte, daß die allmächtige Mode auch bereits bis hierher gedrungen war. Und dort, nicht weit vom Stationsgebäude, fanden sich auch vier handfeste Burschen zusammen, welche dem Ballspiel oblagen und bei einem glücklichen oder besonders miß-

des Waldes verloren, waren die Fäden, welche diesen verlorenen Platz mit der ganzen Welt verbanden. Wenige Schritte von meinem Platze und ich konnte den heransausenden Zug besteigen, der mich bis an die äußerste Grenze des Landes trägt, und mich mit der ganzen Welt des Vergnügens und des Luxus in Verbindung setzt. Diese beiden eisernen Stränge, welche sich mühsam genug den Weg durch den dichten Wald gebahnt, sie bringen das Culturleben mit all seinen guten und schlechten Seiten auch hierher, und jenes wilde Mädchen, das noch kurz zuvor barfuß in den Zweigen des Baumes sich schaukelte, kann vielleicht in wenigen Jahren schon als die vielgerühmte „Belle" mit Puder und Stirnlocken im Gesicht auf der Promenade des Städtchens figuriren.

Ein Pfiff ertönt — ein glühendes Licht wird sichtbar, und heranbraust mit Wuthgestöhn und Zischen das eiserne Ungethüm, welches die ganze Welt unterjocht. Bald saß ich im eleganten Schlafwagen, und als ich am andern Morgen erwachte, war ich vom Treiben einer Großstadt umrauscht.



Aus einer Holz- und Salzstadt im Staate Michigan.

Eine blühende Stadt, ausgedehnte Fruchtgärten, Blumen und üppiges Gras, lachende Felder und frische Rasenhügel, und ringsum Sand, Sand und nichts als Sand. Schrittweise, zollweise ist dem Erdboden die Cultur abgerungen worden, schrittweise, zollweise hat der Mensch im Kampfe

mit der Natur den Sieg errungen. Wo jetzt hübsche Landhäuser inmitten von üppigen Gärten stehen, beschattet von kraftstrotzenden Bäumen, war früher nichts wie Sand und Kiefernwald. Wo früher nur spärliches Unkraut im heißen trockenen Sande ein unerfreuliches Fortkommen fand, breitet sich jetzt saftig grüner Rasen aus und herrlich gedeihende Zierpflanzen sind dem Auge eine wahre Wonne. Zwei Dinge waren es, welche in dieser von der Natur scheinbar vernachlässigten Gegend, ein neues ungeahntes Leben hervorriefen, den Segen der Cultur auch dorthin verpflanzten und dem sandigen Boden Wohlstand und Reichthum entrissen — Holz und Salz. Zuerst natürlich das Holz, denn das war dort, ohne daß man es zu suchen brauchte. Stamm an Stamm gereiht, zu scheinbar unendlichen Waldungen vereint. Der schiffbare Fluß, der sich rauschend in den blauen Michigansee ergießt, bot wohl die erste Veranlassung zur Errichtung einer Sägemühle, und dort, wo tausendjähriger Friede geherrscht hatte, hörte man plötzlich die Schläge der Axt durch den dichten Wald dröhnen, das gewaltige Geräusch niedersausender Stämme und das Aechzen und Schwirren der Säge. Jetzt zieht sich längs des Flusses bis fast zu seiner Mündung in den See eine lange Reihe großer Sägemühlen mit stattlichen Gebäuden dahin, eine Unmenge hoher Schornsteine ragen in die Lüfte, und Rauch und auch hier und da ein feuriger Funke dringt aus den drahtvergitterten Oeffnungen der eisernen Schornsteine Tag und Nacht hervor. Früh am Morgen wird man durch ein vielstimmiges Pfeifen aus dem Schlummer geweckt, welches das Zeichen für die Arbeiter zum Beginn ihres Tagewerkes giebt, und bald darauf hört man das schwere Geräusch der Maschinen, das Quiet-

schen und Aechzen der Sägen und das Ausstoßen des Dampfes. Ueberall, wohin das Auge blickt, stehen hohe Holzhaufen kunstvoll aufgeschichtet, fast der ganze Fluß ist mit Holzstämmen angefüllt, und Dampfböte und Frachtschiffe ziehen schwerfällig, von der Last der Holzfracht tief in's Wasser gedrückt, durch den Fluß dem See zu, um größeren Handelsplätzen zuzueilen. Holz und Sand haben sich auf Meilen weit geschwisterlich vereinigt. Wege, früher unfahrbar, sind jetzt, nachdem sie mit Sägespähnen und Borke angefüllt worden sind, zu schönen Landstraßen umgewandelt. Hügel, früher zerklüftet und dem Verkehr ein Hinderniß, sind jetzt durch Sägespähne und Borke zu glattaufsteigenden Anhöhen umgeformt worden. Und je mehr sich der Wald zu lichten begann, je weiter die Holzschläger tiefer in den Wald vorgeschoben werden mußten, um den vielen, ewig hungrigen und gefräßigen Sägen Nahrung zu schaffen, je mehr begann die Ortschaft am Manisteeflusse aufzublühen und sich in eine rührige Stadt umzubilden. Jetzt sind die Thäler und Anhöhen längst mit Straßen, Wohnhäusern und Gärten ausgefüllt, dicht am Flusse entlang erstreckt sich eine hübsche lebhafte Geschäftsstraße mit eleganten Läden, und etwas abseits auf dem Hügel sind eine ganze Reihe vornehmer Straßen entstanden, in denen die wohlhabend gewordenen Mühlenbesitzer, Kaufleute, Doctoren, Advokaten und sonstige bevorzugte Menschenkinder in oft prächtigen Häusern ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Eine Anzahl hübscher Kirchen, ein neues großes Hospitalgebäude, ein wirklich vornehm ausschauendes Feuerwehrhaus und einige dem Vergnügen gewidmete Gebäude geben dem Städtchen ein stattliches Gepräge. Der lebhafte Verkehr auf dem

Flusse, die vielen oft eleganten Fuhrwerke auf den Straßen, dazu das beständige schwirrende Gesumme und Gebrumme der arbeitenden Mühlen, das Alles zusammen bringt ein so lebhaftes Ganze hervor, daß man mitunter glaubt inmitten einer Großstadt zu sein.

Das Glück war dem Städtchen bisher sehr günstig gesonnen, und scheint demselben auch fernerhin noch seine Gunst gewähren zu wollen. Zu dem Holze gesellte sich nämlich noch ein anderer Schatz, den die Natur dem dortigen Unternehmungsgeiste zur Verwerthung und Ausnutzung bereitwillig darbot. Tief unter dem Sande verborgen, nahezu 2000 Fuß unter der Erdoberfläche floß der kostbare Strom, den zuerst ein Deutscher (Charles Rietz) mit Hülfe von Bohrmaschinen, eisernen Röhren und Pumpwerkzeugen emporzuleiten verstand. Damals, als er das erste Rohr in die Tiefe senkte, verlachte und verspottete man ihn, und heute fließt die Salzfluth aus unzähligen Röhren in die aufgestellten Behälter, und hilft den Wohlstand der Stadt und den Reichthum der Salzwerkbesitzer täglich und stündlich vermehren. Im klaren Strom kommt das kostbare Wasser empor und erst mit Hülfe des Feuers löst sich sein salziger Gehalt, der schließlich, wenn das Wasser in Dunst und Dampf verflüchtigt ist, als weiße Masse von so zarter Farbe zurückbleibt, daß man sie mit dem Schaum der Meereswogen oder dem „blüthenweißen Schnee" vergleichen kann. Wenn ein Wind über die Stadt weht, athmet man eine wahre Meeresluft ein, so salzdurchduftet ist sie, und die Lungen öffnen sich weit, um diese starke kräftigende Brise in sich einzunehmen.

Es scheint allen amerikanischen Städten das Eigenthümliche anzuhaften, daß man aus ihnen heraus keine

wirklichen Spaziergänge unternehmen kann. Die in's Endlose sich ausdehnenden Häuserreihen, unterbrochen durch leere Baustellen und Felder, machen von vorneherein einen Spaziergang ermüdend und wenig erfreulich. Das, was man gerne sehen möchte, das frische Grün der Wiesen, die gelbe Frucht der Felder oder das geheimnißvolle herzbestrickende Dunkel der Laubwälder, erblickt das Auge erst, wenn die Beine sich müde gelaufen haben und der Geist für die erhebenden Freuden der Natur abgestumpft worden ist. Will man also mit frischem Körper die Schönheiten der Natur genießen, so muß man in Großstädten die Pferdebahn besteigen und sich bis an die fernen Grenzlinien hinaus schaukeln lassen, oder in kleinen Städten ein Privatfuhrwerk zur freien Verfügung haben. Es fehlen eben noch jene bequemen Landwege und vor allem die reizenden Fußstege, wie sie im deutschen Vaterlande durch Busch und Feld an blumengeschmückten Wiesen, am rauschenden Bach vorbei oder durch den flüsternden Buchenwald führen. Wege giebt es wohl, die eine Ortschaft mit der anderen verbinden, aber es sind dies Wege, die lediglich Verkehrsstraßen sind, allein zu dem Zwecke angelegt, eine kurze Verbindung zwischen Ort und Ort herzustellen. Auf landschaftliche Schönheiten wird bei Anlegung eines Weges keine Rücksicht genommen, selbst dort, wo eine solche durch einen kleinen Umweg gewonnen werden könnte, bleibt sie unbeachtet liegen. Der nach landschaftlichen Schönheiten schmachtende Vergnügungsreisende wird also auf Entdeckungsfahrten ausgehen müssen und eine schöne Aussicht, einen Blick in eine herrliche Schlucht, oder auf die wogende See mit mancher Anstrengung zu bezahlen haben. Die Stadt, welche selbst nur einen

schüchternen Anfang macht, eine Straße lediglich ihrer landschaftlichen Schönheit wegen anzulegen, verdient somit die vollste Anerkennung, und diese soll denn auch dem Städtchen Manistee nicht vorenthalten werden. Ueber dem Flusse gelegen, nicht weit von der Bahnstation, liegt, von dichten Baumgruppen eingeschlossen der Friedhof der Stadt, ein idyllisches Plätzchen, das sich der größten und sorgfältigsten Pflege erfreut. Saftig grüner Rasen bedeckt den Erdboden, die Gräber sind mit Blumen und Schlingpflanzen reich geschmückt, Bäume und Büsche, in Gruppen vertheilt, sorgen für Schatten und die vielen marmornen Gedenksteine, von denen manche als hohe Säulen emporstreben, verleihen dem Ganzen jenen feierlichen ernsten Charakter, der ausschließlich den Stätten der Todten anhaftet. Mitten durch diesen Friedhof führt ein Fahrweg, welcher sich weiter nach Osten in einem herrlichen Laubwalde verliert, der von drei Seiten die Stätte ewiger Ruhe eng umschließt. Der Weg ist an den meisten Stellen nur gerade so breit, daß ein Wagen darauf Platz findet, aber diese unmittelbare Nähe der prächtigen Waldbäume, deren Blätterkronen sich oft zu einem Laubdache über unsere Häupter zusammenwölben, erhöht nur den Reiz der Fahrt. Das Rauschen der Zweige, der süße Duft, der ihnen entströmt, das Spiel der Sonnenstrahlen auf den schwankenden Blättern, der Farbenzauber, den das goldige Licht hervorbringt, das Alles ruft süßtrauliche Bilder aus der Jugendzeit im heißgeliebten Vaterlande hervor und stimmt uns empfänglich für alles Gute und Schöne. Jetzt geht es einen kurzen Hügel hinab, — die munteren Pferde müssen straff an der Leine gehalten werden, unter jedem Fußtritt knickt und knaxt die Borke, die Zweige zu beiden

Seiten des Wagens streifen die Insassen, — dann wird um eine scharfe Ecke gebogen, und im schnellen Trabe geht es den nächsten Berg hinan. Da wird es vor uns heller und heller, schon sieht man den Himmel hindurchblicken und jetzt erscheint dunkelblau und spiegelglatt die breite Fläche des Michigansees. Noch wenige Schritte und das Fuhrwerk hält hart an einer Felsenkante. Die Pferde prusten und schnauben und stampfen mit den Füßen, wir aber stoßen einen Ruf des Entzückens über das wundervolle landschaftliche Bild aus, das sich so plötzlich in voller Schönheit uns enthüllt hat. Der beträchtlich hohe Sandhügel, auf welchem unser Wagen steht, fällt in schroffen Absätzen bis in das Wasser des Sees herab. Die gelbe Farbe des Sandes erhält dunkle Schatten durch Nadelgebüsch oder Stauden wilder Pflanzen, welche aus jedem Riß üppig hervorschießen und dem hellen Strande die Eintönigkeit benehmen. Dann aber eilt das Auge wonnetrunken über den glatten glitzernden Spiegel hinweg bis zum fernen Horizont, wo Wasser und Himmel in einer feinen dunkelbauen Linie zusammenstoßen. Darüber aber, in einem luftigen Gewölk ruht die Sonne, und sinkt langsam hinab, um nach langer Tagesreise in die kühlenden Fluthen des Sees unterzutauchen. Wer beschreibt das wunderherrliche Farbenspiel, das die Welterhalterin über Wolken, Himmel und Wasser in verschwenderischer Pracht ausgießt. Kein Maler, kein Poet besitzt die Kraft des Könnens, um dieses beständig wechselnde Schauspiel mit Pinsel oder Feder festzuhalten. Das leuchtet und glüht in so satten Farbentönen, das verschwimmt und verhaucht in so wunderbaren Schattirungen, das zittert und bebt über den flüssigen Spiegel hinweg, das verduftet und

verwebt in der reinen Abendluft, — das Herz allein in seiner unergründlichen Tiefe kann dieses göttliche Schauspiel ganz und voll in sich aufnehmen! Wir sind plötzlich stumm geworden, und als ein Windhauch über uns weht und mit Flüstern und Rauschen durch die Waldbäume zieht, schauern wir leise zusammen. Da taucht die Sonne im feurigen Glanze in das aufrauschende Wasser, der Himmel erglüht im rothgoldigen Schimmer, und das Gewölk, umsäumt mit goldigem Rande schwimmt in einem Meere rosigen Lichtes. Doch die Farben wechseln schnell, das Roth verblaßt immer mehr, Violett, Blau und Gelb treten immer schärfer in den Vordergrund, um sich schließlich in einem matten Grau zu verlieren. Die Sonne ist fort — wenn sie einmal das Wiederkommen vergäße, und ewige Nacht — doch dieser Gedanke streift unser Gehirn nur eben so flüchtig wie ein Nachtfalter, der im blinden Eifer gegen unser Gesicht geflogen ist. Der Glaube an die Ordnung aller Dinge ist so felsenfest, daß ihn nichts erschüttern könnte. Jetzt geht's zurück. Im Walde ist es fast dunkel geworden und auf dem Friedhofe treten die weißen Marmorsteine gespensterhaft hervor. Drüben aber die Stadt schimmert und leuchtet. Die Gluth des Feuers schlägt aus vielen Schornsteinen heraus und feurige Funken umtanzen sie wie spielende Mücken. Elektrische Lampen erhellen den Strom und erleuchten jene Mühlen, in denen auch des Nachts in unermüdlicher Arbeit geschaffen wird. Die Straßen sind durch elektrisches Licht erhellt und aus den Läden strömt eine Fluth von Licht in's Freie. Und doch kann all' diese Fülle von Licht die Sonne nicht ersetzen, die erst vor wenigen Augenblicken mit verschwenderischer Pracht in die Fluthen des Sees getaucht ist.

Der Charakter des Städtchens ist ein durchaus friedlicher. Das ist um so bemerkenswerther, als gerade dort die Völkervermischung eine ziemlich starke ist. Polen, Böhmen, Skandinavier und Deutsche arbeiten gemeinschaftlich und friedlich nebeneinander in den großen Sägemühlen oder Salzwerken, und die Stadtpolizei, deren Vertreter man hier und da mit einem eleganten Stöckchen statt des Knüppels bewaffnet, in den Straßen herumschlendern sieht, scheint mehr zum Schmucke da zu sein, denn aus wirklicher Nothwendigkeit. So oft ich auch in die Stadt hineinfuhr, niemals habe ich auch nur die geringste Unordnung bemerkt, und in den Sägemühlen, wo die verschiedenen Nationen dicht aneinander gedrängt sich gegenseitig in die Hände arbeiten müssen, herrscht Eintracht und Friede. Vielleicht trägt gerade zu dem letzteren Umstande eine Bestimmung bei, die von allen Mühlenbesitzern ausgegangen ist, und welche auf das Strengste verbietet, daß innerhalb der Arbeitszeit auch nur das geringste Quantum von Spirituosen getrunken werden darf. Nüchterne Menschen sind meistens gefahrlos und verträglich, und gewöhnlich ist die Ursache eines Streites auf den zu reichen Genuß von Branntwein oder Bier zurückzuführen.

Einmal nur sah ich einen Auflauf in der Stadt, der durch eine Verhaftung seitens der Polizei entstanden war. Und die Gesetzesübertreter waren noch dazu — man höre und staune — junge Mädchen (fast hätte ich Damen geschrieben, da das ja wohl die richtige wenn auch nur selten passende Uebersetzung des Wortes „ladies“ wäre). Zum Ruhme der Stadt aber sei gleich hier gesagt, daß diese Gesetzesübertreterinnen Fremde waren, die nach lebhafter vorausgegangener Reklame gekommen waren, um in einem

Vororte „Base Ball" zu spielen. Das „nationale Spiel" hat natürlich auch dort seine glühenden Verehrer, und nahe der Stadtgrenze ist auch ein richtiger Baseballplatz erstanden mit Tribünen, „grand stand" und allem übrigen Zubehör. Auch ein regelrechtes „team"*) besitzt die Stadt, und oft, wenn ich mich auf ein schattiges Plätzchen oberhalb des Weingartens zurückgezogen hatte, drang das wüste Geschrei aus hunderten von Kehlen zu mir herauf, das einen besonders glücklichen Wurf oder eine besonders schmachvolle Niederlage begleitete. Und wenn ich dann auf den Platz hinabsah, so bemerkte ich, daß die buntgekleideten Kerle wie wahnsinnig herumrannten, und unter Pfeifen, Jauchzen und Schreien der Menge ihrem erstrebten Platze zueilten. Am lautesten in ihren Beifalls- oder Mißachtungsbezeugungen waren die sogenannten Zaungäste, welche die nahegelegenen Holzstöße erklommen hatten, und von dort aus, ohne den Eintrittspreis bezahlen zu müssen, das großartige Schauspiel verfolgten. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo der „Baseball"-Platz ebenso vereinsamt und verlassen daliegt, wie der „Roller Skating Rink," der ebenfalls Tage des Glanzes erlebt hat, und jetzt dem Fluche, oder darf man sagen dem Segen der Neuerungssucht anheimgefallen ist.

Das „ladies team", wie sich die Ballspielerinnen nannten, oder deren Geschäftsführer, hatten aber eins vergessen, als sie sich zum Kampfe einstellten, nämlich, daß in der Vorstadt Eastlake auch eine „Law and Order League" existirte, welche besonders für die Heilighaltung des Sonntags besorgt ist. Als daher die fesch costümirten Mädchen mit Schläger, Fausthandschuhen, Gesichtsmasken und Bällen heranrückten, wurden sie einfach

*) Eine Gruppe von Ballspielern.

vom Spielplatz hinweg nach dem Stadthause von Manistee geführt und dort, nach kurzem ängstlichen Harren, gegen Bürgschaft wieder in Freiheit gesetzt. Vor dem Stadthause hatte sich eine große Menge angesammelt, unter der natürlich die Freunde und Bewunderer des nationalen Spieles am stärksten vertreten waren. Ein lautes Hurrahgeschrei, welches die Ballspielerinnen bei ihrem Wiedererscheinen begrüßte, war der Balsam für die ihnen geschlagene Wunde.

An einem der folgenden Abende bemerkten wir bei der Heimkehr von einer Spazierfahrt in der Hauptstraße ein ungewöhnliches Gewoge. Alles strömte einer bestimmten Ecke zu, wo sich bereits ein dichter Menschenknäuel zusammengestaut hatte und ein höchst merkwürdiges Gespann einschloß. Ein eleganter Wagen, an allen vier Seiten offen, aber mit einem Dache versehen, bildete den Gegenstand der Aufmerksamkeit der Menge. Vier große Gasolinlampen, deren Flammen im Winde flackerten, verbreiteten genügendes Licht, um die Insassen dieses Gefährtes zu erkennen, das mit vier scheckigen Pferden bespannt war. Es waren vier Herren im eleganten Gesellschaftsanzuge und mit Sträußchen im Knopfloche, die darin Platz gefunden hatten. Der hohe Sitz des Wagens entpuppte sich als ein Klavier, aus dem Boden tauchten eine Violine und eine Flöte hervor, und bald begann ein Concert, das in athemloser Stille von der zahlreichen Menge angehört wurde. Auf Instrumentalmusik folgten Gesänge, Quartette, Duette und Sologesang, und selbst ein scharfer Kritiker konnte an dem Concerte seine Freude haben, das in der milden Abendluft nicht eines besonderen Reizes entbehrte. Während einer längeren Pause trat ein starker Herr, der den Baß gesungen hatte, in den Vordergrund und pries in einer

launigen Rede, oft von den Ausbrüchen schallenden Gelächters unterbrochen, ein neues Oel an, dem er alle nur erdenklichen Heilkräfte andichtete, und das denn auch von der „in Stimmung gerathenen" Menge begierig gekauft wurde. Als das Concert dann später wieder seinen Fortgang nahm, wurden die hübschen Gesänge plötzlich durch ein eintöniges dumpfes Pauken unterbrochen. Dann drangen auch krächzende Kehllaute dazwischen, die im singenden Rhythmus ausgestoßen wurden. Einzelne Worte wurden hörbar „Come to Jesus" — Paukenschlag, bum, bum, — „Oh, come to Jesus" — Paukenschlag, bum, bum! Die Menge wurde unruhig und mit schlechtverhaltenem Mißbehagen wandten viele ihre Köpfe nach der Richtung, woher diese störenden Klänge kamen. Ein Polizist eilte davon und gab dem nahenden Zuge der Salvation-army eine andere Richtung, und bald hörte man nichts mehr wie ein fernes dumpfes — bum — bum — bum! Später als wir den Tempel dieser wunderbaren Heiligen, der in vollem Lichterglanz erstrahlte, passirten, zog der seltsame Zug gerade durch die weitgeöffnete Thüre in's Innere. Voran ein Paukenschläger, dann eine Anzahl Heulweiber in schlotterigen blauen Röcken, ein Fahnenträger mit der rothen Heilsfahne, einige Bekehrte in Uniform, die auf Kosten der Heilsarmee ein Faullenzerleben führen, und zuletzt ein dünner Haufen aufgelesener Opfer, denen die Dummheit aus dem Gesicht herausschaute. Beim Anblick dieser Gesellschaft war man wohl berechtigt zu fragen: „Warum muß es auch solche Käuze geben?" Die allgemeine Stimmung im Städtchen ist dem Treiben der Heilsarmee feindlich gesonnen, aber einige reiche Leute, die aus Mangel an höheren geistigen Bestrebungen sich zu Wasserfanatikern und Bekehrungs-

vom Spielplatz hinweg nach dem Stadthause von Manistee geführt und dort, nach kurzem ängstlichen Harren, gegen Bürgschaft wieder in Freiheit gesetzt. Vor dem Stadthause hatte sich eine große Menge angesammelt, unter der natürlich die Freunde und Bewunderer des nationalen Spieles am stärksten vertreten waren. Ein lautes Hurrahgeschrei, welches die Ballspielerinnen bei ihrem Wiedererscheinen begrüßte, war der Balsam für die ihnen geschlagene Wunde.

An einem der folgenden Abende bemerkten wir bei der Heimkehr von einer Spazierfahrt in der Hauptstraße ein ungewöhnliches Gewoge. Alles strömte einer bestimmten Ecke zu, wo sich bereits ein dichter Menschenknäuel zusammengestaut hatte und ein höchst merkwürdiges Gespann einschloß. Ein eleganter Wagen, an allen vier Seiten offen, aber mit einem Dache versehen, bildete den Gegenstand der Aufmerksamkeit der Menge. Vier große Gasolinlampen, deren Flammen im Winde flackerten, verbreiteten genügendes Licht, um die Insassen dieses Gefährtes zu erkennen, das mit vier scheckigen Pferden bespannt war. Es waren vier Herren im eleganten Gesellschaftsanzuge und mit Sträußchen im Knopfloche, die darin Platz gefunden hatten. Der hohe Sitz des Wagens entpuppte sich als ein Klavier, aus dem Boden tauchten eine Violine und eine Flöte hervor, und bald begann ein Concert, das in athemloser Stille von der zahlreichen Menge angehört wurde. Auf Instrumentalmusik folgten Gesänge, Quartette, Duette und Sologesang, und selbst ein scharfer Kritiker konnte an dem Concerte seine Freude haben, das in der milden Abendluft nicht eines besonderen Reizes entbehrte. Während einer längeren Pause trat ein starker Herr, der den Baß gesungen hatte, in den Vordergrund und pries in einer

decke ihn eine gute Strecke weit vom Lande gebannt hielt, und daß am Ufer eine Art Eisbank entstanden war. Hier und da auf den Feldern, oder auf dem Schindeldach eines Farmhauses lag auch etwas Schnee, wie vom Winde verwehte Linnenfetzen.

Je weiter wir aber nördlich fuhren, desto näher rückten sich die weißen Streifen, und als wir durch ein Tannengehölz eilten, da bemerkte ich zu meiner Freude, daß die dunklen Zweige mit Schnee belastet waren! Ich wollte den Winter sehen, und die Merkmale seiner Herrschaft erfüllten mich mit Entzücken! Das Aussehen des Himmels hatte sich längst verändert! Wolken waren am Horizont aufgetaucht und waren scheinbar arglos und behutsam emporgestiegen. Doch ehe man recht wußte, was sie bezweckten, hatten sie schadenfroh vom ganzen Himmel Besitz ergriffen und die Sonne verdrängt. Sie waren aber so schwerfällig und langsam und hingen so tief herab, daß man jeden Augenblick befürchtete, sie würden uns auf den Kopf fallen. So schlimm thaten sie es allerdings nicht, aber sie lösten sich in Millionen und aber Millionen kleine sternförmige Stückchen auf, die lustig herabrieselten und Alles, worauf sie fielen, in einen weißen glänzenden Mantel hüllten. Das war Winter! — Längst war es Nacht geworden, die Fenster des Eisenbahnwagens waren feucht beschlagen, und durch das fast betäubende Geräusch, welches das Stampfen der Maschine und das Hin- und Herrütteln der Wagen verursachte, war deutlich der scharfe, heulende Wind zu hören, der draußen durch Wald und Feld sauste. Wie sturmverschlagene Vögel, so huschten die großen weißen Flocken an den Fenstern vorüber oder setzten sich wie angst-

eiferern ausgebildet haben, unterstützen mit ihrem Gelde und in Folge dessen mit ihrem Einflusse dies unheilige heilige Bekehrungswerk. Da ist das Vorgehen anderer Männer doch weit lobenswerther, die eine hohe Summe bereitwilligst zusammengeschossen haben und damit ein stattliches Krankenhaus für alle unbemittelten Einwohner der Stadt, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, errichtet haben.

Man sieht aber, daß alle Leidenschaften und Untugenden dieses großen, amerikanischen Volkes wie Wellen im Ocean auch die fernste Küste erreichen und daß jeder Ort im Kleinen auszukämpfen hat, womit eine Großstadt im großen Maßstabe sich herumschlagen muß.



Eine Winterfahrt nach Michigan.

Ich rüstete mich zu einer Winterfahrt nach Michigan. Als ich den Eisenbahnzug bestieg, der mich quer durch das holzgesegnete Land führen sollte, da schien die Sonne heiter lachend vom Himmel. Keine Spur von Schnee lag auf der Erde ringsum, nur in den versteckten Winkeln, die ewig im Schatten liegen, entdeckte ich noch einige zusammengeschrumpfte Reste, die eine schmutzig graue Farbe angenommen hatten. Wären nicht die kahlen Bäume dagewesen, oder hätten die Menschen nicht aus lieber Gewohnheit pelzverbrämte Röcke und warme Kappen getragen, so hätte man Alles Andere vermuthet, als daß wir uns inmitten des Winters befanden. Doch als der Zug sich am Michigan-See entlang schlängelte, bemerkte ich, daß eine leichte Eis-

halten, ein sicheres Zeichen von dem strammen Regiment des Winters. Unten am Berge breiteten sich die weitläufigen Gebäude der Holzmühlen und der Salzwerke aus, halb im Schnee vergraben, der fußhoch auf den Dächern lag. Daß aber darunter doch ein emsiges Leben pulsirte, zeigte der Rauch, der aus den Schornsteinen in die reine Luft emporstieg, dort stoßweise in dünnen weißen Wölkchen, die kaum emporgeschnellt, schon wieder zerflossen, hier langsam herausquellend in dicken dunklen Massen, die in einer hohen Säule aufwärtsstrebten. Hinter den Fabrikgebäuden breitete sich der See aus, festgefroren und mit Schnee bedeckt, und den Abschluß bildete der am gegenüberliegenden Ufer aufsteigende Wald, dessen schwerbeladene Stämme sich in scharfgezogener Linie von dem klaren Himmel abhoben. —

Der Wald war es gerade, der mich lockte! Ihn wollte ich sehen in seiner Winterherrlichkeit! Die Werkstätte fleißiger Arbeiter in ihm aufsuchen, die tief in ihm versteckt das Material zusammenschaffen, welches den Mühlen im Sommer ihre Nahrung und dem Staate den Reichthum giebt.

Sieht man im Sommer die Schiffe schwer mit Holz beladen durch die Brücken Chicagos ziehen, so ahnt man kaum, welche Fülle von Arbeit da nöthig war, um die fein geschnittenen Bretter auf den Bauhof abliefern zu können. Man weiß allerdings, daß die erste Arbeit hierzu draußen im Walde verrichtet werden muß, und daß der Winter dazu auserseheu worden ist, als die beste Jahreszeit, um diese Arbeit vorzunehmen. Doch wie es da im Walde eigentlich zugeht, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, das mag

voll nach Schutz suchend an die Scheiben fest. Als ich endlich meinen Bestimmungsort, das Städtchen Manistee in Michigan, erreicht hatte, und aus dem Wagen in's Freie stieg, da fuhr mir ein schneidender Wind, der vom See herüberraste, in's Gesicht. Trotz der Dunkelheit der Nacht erkannte ich deutlich den hellleuchtenden Schnee, der die ganze Landschaft dicht bedeckte, und wenn ich noch an dem Winter gezweifelt hätte, so hätte mich das lustige Schlittengeläute eines Andern belehrt, das verlockend an mein Ohr schlug. Jetzt ging es in den Schlitten hinein, eine warme Pelzdecke umhüllte fest die Glieder, die Kappe verbarg die Ohren, die Pferde stampften, die Glocken läuteten, und fort ging es auf der glatten Bahn über die Brücke, durch die Stadt und nach glücklicher Umschiffung unzähliger Ecken, den Berg hinan. „Hüh, hüh!" Die Pferde standen, und bliesen heißen Dampf aus den weitgeöffneten Nüstern, die Thüren wurden geöffnet und ein freundlicher Lichtschein fiel auf den glänzenden Schnee. Wenige Schritte, und ich war wohl im Hause geborgen, während draußen der Nachtwind heulte und an den Thüren und Fensterläden riß. Es schläft sich gut, wenn der Wind in langgezogenen Tönen sein melancholisches Nachtlied singt. — Wie überrascht aber war ich, als ich am folgenden Morgen die Vorhänge auseinanderschlug und in den wunderherrlichsten Wintermorgen hineinschaute. Wieder schien die Sonne klar vom Himmel herab, aber ihr sonniger Glanz lag auf einer glitzernden Schneedecke, die, so weit das Auge zu schauen vermochte, in untadelhaftem Weiß aufleuchtete. Der Garten unter meinem Fenster blendete ordentlich durch den hellen Wiederschein des weißen Lichtes, und selbst die vielbenutzten Wege hatten die reine Farbe be-

Wohnstätten hören auf. Die schneebedeckten Stämme stehen bewegungslos da, zwischen ihnen liegt tiefer Schnee, auf dem die Strahlen der Sonne spielen und die schönsten Farbenspiele hervorzaubern. Kein Laut durchdringt diese feierliche Wintersruhe, als das Geräusch unseres Gefährtes, welches leicht über die glatte Schneedecke dahinfliegt, das Läuten der Schlittenglocken und das Prusten und Schnauben der feurigen Pferde. Nur hier und da zeigt eine Spur im Schnee, daß doch das Leben nicht ganz in dieser Waldeseinsamkeit ausgestorben ist. Ein stattlicher Hirsch muß kurz vorher den Weg gekreuzt haben, oder er steht vielleicht in der Ferne und schaut aus seinen klaren klugen Augen furchtsam zu uns herüber. Da eilt auch in sprunghaftem Laufe ein Eichkätzchen einen Stamm empor und blinzelt aus der Spitze desselben listig herab, während der buschige Schwanz über dem feinen Köpfchen herüberragt. Sonst regt sich nichts um uns herum! Unwillkürlich zaubert man sich vor sein geistiges Auge den Frühling, den Sommer herbei, und träumt von der Herrlichkeit der echten Waldpoesie, während der frische kalte Wind die Backen röthet und das Athmen erleichtert. Doch wie schnell werden wir aus diesem Traume gerissen! Da und dort steht ein astloser verkohlter Stamm, und der wenige Schnee, der an ihm hängen geblieben, ist nicht im Stande, die Schrecken zu verscheuchen, welche dieser Anblick hervorruft. Wie lange ist es denn her, kaum wenige Monate, da ging es hier gar zu lebhaft zu. Das prasselte und sprühte, das krachte und knackte, von einem Stamm zum andern, die rothglühenden Kobolde zischelten und züngelten herüber und hinüber und vor ihnen floh in wildem Graus, was im Walde nur lebte und athmete! — — Da

Vielen noch unbekannt sein. Sie Alle mögen in meinem Schlitten Platz nehmen und mich auf einer Fahrt in den Wald begleiten.

Obwohl der Wald fast dicht bis an die Stadt herangeht, so muß der Mühlenbesitzer, der nach brauchbarem Material für seine Mühlen ausschaut, doch weit tiefer in den Wald hineingehen, da die guten Stämme in nächster Nähe längst gefällt und verarbeitet worden sind. Daher kommt es, daß, obwohl man beständig durch den Wald fährt, man doch eigentlich sich nicht in einem solchen befindet. An beiden Seiten des Weges stehen vielmehr unzählige Stümpfe und kurzes Gestrüpp, und hin und wieder steigt auch ein hoher Stamm empor, der entweder übersehen oder nicht für brauchbar erachtet wurde, um der Säge zu verfallen. Mitten in einem solchen Stumpfenfelde erhebt sich auch wohl eine kleine Holzhütte, gerade groß genug, um einem oder auch zwei Menschen zur Wohnstätte zu dienen. Das ist die erste Heimstätte eines unternehmungslustigen Farmers, der das freigewordene Stück Land Fuß bei Fuß cultiviren muß. Die Stümpfe werden mühsam ausgegraben und das gewonnene Land urbar gemacht. Das kostet unsägliche Arbeit, Schweiß und Lebenskraft, aber mit jedem Stumpf, der ausgerottet wird, vermehrt sich die Einnahmsquelle des fleißigen Culturträgers, und nach Jahren unermüdlichen Fleißes erhebt sich dann auf weitem blühendem Felde ein stattliches Farmhaus mit Stall und Scheuer, und eigene Gespanne fahren die goldig reife Saat in die nächste Stadt herein. — Allmälig aber verengt sich der Wald; der Weg, oft erst kurze Zeit zuvor aus dem dichten Gehölz herausgeschlagen, wird schmaler, so daß ein Ausbiegen mit dem Schlitten nicht ohne Gefahr ist, und selbst die primitivsten

Wohnstätten hören auf. Die schneebedeckten **Stämme** |
bewegungslos da, zwischen ihnen liegt tiefer **Schnee,**
dem die Strahlen der Sonne spielen und die **schönsten Fa**
spiele hervorzaubern. Kein Laut durchdringt diese **feie**
Wintersruhe, als das Geräusch unseres **Gefährtes, we**
leicht über die glatte Schneedecke dahinfliegt, das **Läuten**
Schlittenglocken und das Prusten und Schnauben der **feuri**
Pferde. Nur hier und da zeigt eine Spur im Schnee,
doch das Leben nicht ganz in dieser Waldeseinsamkeit **a**
gestorben ist. Ein stattlicher Hirsch muß kurz vorher
Weg gekreuzt haben, oder er steht vielleicht in der Fe
und schaut aus seinen klaren klugen Augen furchtsam zu u
herüber. Da eilt auch in sprunghaftem Laufe ein Ei
kätzchen einen Stamm empor und blinzelt aus der Spi
desselben listig herab, während der buschige Schwanz üb
dem feinen Köpfchen herüberragt. Sonst regt sich nich
um uns herum! Unwillkürlich zaubert man sich vor sei
geistiges Auge den Frühling, den Sommer herbei, un
träumt von der Herrlichkeit der echten Waldpoesie, währen
der frische kalte Wind die Backen röthet und das Athmen
erleichtert. Doch wie schnell werden wir aus diesem Traume
gerissen! Da und dort steht ein astloser verkohlter Stamm,
und der wenige Schnee, der an ihm hängen geblieben, ist
nicht im Stande, die Schrecken zu verscheuchen, welche dieser
Anblick hervorruft. Wie lange ist es denn her, kaum wenige
Monate, da ging es hier gar zu lebhaft zu. Das prasselte
und sprühte, das krachte und knackte, von einem Stamm
zum andern, die rothglühenden Kobolde zischelten und
züngelten herüber und hinüber und vor ihnen floh in wildem
Graus, was im Walde nur lebte und athmete! — — Da

— ein Laut — eine menschliche Stimme — und alle Bilder der Vergangenheit sind wie fortgeweht! Der Schlitten fliegt, der Schnee knistert, und unser Ohr lauscht scharf in die Ferne. Jetzt hört man die Schläge einer Axt, das Brüllen eines Ochsen, Hundegebell und durch die Stämme erblickt man einige Hütten. Noch einige Windungen, da fährt unser Schlitten scharf um die Ecke, so daß wir fast an einem Stumpfe hängen bleiben, und wir haben unser Ziel erreicht — das „Camp" einer Michiganer Holzmühle.

Wenn man so in das „Camp" hereinfährt, glaubt man anfangs in den Bauernhof eines emporgekommenen Farmers zu gelangen. Da steht das langgestreckte einstöckige Wohnhaus, aus dem der Rauch der Küche emporsteigt, die Stallgebäude, und vor den letzteren liegt auch der hohe Misthaufen. Wenn man aber etwas schärfer zuschaut, wird man doch den Unterschied gewahr. Die Gebäude, so fest sie auch aussehen, machen dennoch den Eindruck, als wenn sie nur für kurze Zeit schnell hier aufgeführt worden sind. Und das sind sie auch in der That, denn die Camps werden selten länger als einen Winter hindurch bewohnt, und von Jahr zu Jahr weiter in den Wald hineingeschoben. Die Gebäude erfüllen aber ihren Zweck vollständig, sind sie auch nur schlicht aus rohen Stämmen zusammengefügt. Sie halten warm und gewähren sowohl den Arbeitern, wie dem Vieh eine vor Unwetter schützende Stätte, in der sie die Nacht zubringen, und am Tage ihre Mahlzeiten einnehmen. Doch treten wir selbst in das Wohngebäude ein. Dasselbe ist in zwei Hälften getheilt, und durch die Mitte desselben führt eine an beiden Seiten offene Durchfahrt. Diese dient gleichzeitig als Fleischkammer, und der reiche Vorrath, der da an den

eisernen Haken hing, zeigte nur zu deutlich, daß den Ho arbeitern keine schlechte Kost vorgesetzt wird. Unter all de Fleisch von Ochsen, Kälbern und Schafen hingen auch ei halb Dutzend Hasen, deren winterlicher weißer Pelz sie nich vor einer sicheren Kugel geschützt hatte. Wir öffnen di Thüre und treten in das Wohn- und Eßzimmer.

Das Allernächste, was man beim Eintritt in diesen be haglichen Raum wahrnimmt, ist ein ausgezeichneter Geruch, der falls unsere Nase uns nicht irre führt, auf ein vortreffliches Mittagsessen schließen läßt. Es ist nämlich nahe 12 Uhr, und der Koch am eisernen Kochofen rührt fleißig mit einem mächtigen Löffel in einem Kessel. Das Nächste, was unsere Aufmerksamkeit erregt, ist die peinliche Sauberkeit, die in dieser Blockhütte waltet. Die Wände allerdings hat man in ihrer ursprünglichen Gestalt gelassen, die mächtigen Stämme liegen unbehauen aufeinander und die Ritzen und Löcher sind einfach mit Lehm verklebt, aber der Koch, jedenfalls eine Natur, in welcher ein dunkler Schönheitssinn zum Ausbruch drängte, hat weiße Papierstreifen, am unteren Ende ausgezackt, als Borte ringsum befestigt und dadurch dem etwas düsteren Raume eine freundliche Helle verliehen. Natürlich wird jeder Winkel, jedes Plätzchen in diesem Raume benutzt. Nahe am Eingange steht die Pumpe, welche gutes Trinkwasser liefert, dann kommt ein großer eiserner Kochofen, das jedenfalls wichtigste Möbel, ein Anrichtetisch und endlich an der gegenüberliegenden Langseite der Eßtisch, vor dem an beiden Seiten einfache Holzbänke aufgestellt sind. Doch in den Ecken stehen noch Fässer und Kisten, in denen die Lebensmittel aufbewahrt werden; an den Wänden hängen kleine kunstlos zusammengezimmerte

Schränkchen, von den Querbalken baumeln allerlei Gegenstände herab, in den Winkeln lehnen Geräthschaften, kurz das Ganze, mit einem schnellen Blick umfaßt, macht einen entschieden gemüthlichen Eindruck. Nicht wenig trägt die weiße Schürze und das breitlächelnde Gesicht des Kochs dazu bei, der immer vergnügt und heiterer Laune, seines körperlichen Umfangs wegen „little fatty" genannt wird, und uns jetzt, nachdem die erste Begrüßung vorüber ist, zu einem „Lunch" einladet. Wir lehnen das aber vorläufig ab, und gedenken dafür später an dem gemeinsamen Mittagsmahl Theil zu nehmen. Ein flachsköpfiger Junge, mit gutmüthigen blaßblauen Augen, deckt soeben den mit einem Wachstuch ausgeschlagenen Tisch. Unsere Nase schnubbert noch ein wenig den würzigen Geruch ein, und dann gehen wir weiter Umschau halten. Auf der anderen Seite der Durchfahrt oder der Fleischkammer, liegt der Schlafraum der Arbeiter. Schon wollen wir eintreten, da fällt unser Blick auf eine kleine Tafel, auf der mit Rothschrift die Worte geschrieben stehen: „Beware of Dogs". Diese Warnung scheint nicht ganz überflüssig zu sein, denn sobald wir die Thüre in den Angeln umdrehen, läßt sich ein unfreundliches Knurren vernehmen. Behutsam treten wir ein, und nach vorsichtiger Umschau erblicken wir auf einem Lager in dunkler Ecke zwei grünlich schimmernde Augen, die unheimlich aus der schwarzen Umgebung herüberfunkeln. Mitten in diesem Raume steht ein großer eiserner Ofen, und um denselben hängen in buntem Durcheinander an Leinen oder Balken meistens feuerrothe Strümpfe und wollene Unterkleider, welche die Arbeiter zum Trocknen dort aufgehängt haben. An den Wänden befinden sich genau wie auf einem Auswandererschiffe im

als Sarg, in dem ein ausgelöschtes Leben zur letzten Ruhestätte getragen wird. — —

„Hoi, ho! Hüh!" Dieser Ruf dringt plötzlich an unser Ohr, und daneben hören wir Zweige knacken und brechen und das Geräusch, als ob ein schwerfälliges Gespann sich mühsam durch das Unterholz einen Weg bahnt. So ist es auch in der That. Wir gehen näher, und sehen zwei prächtige Ochsen, welche durch die Waldwildniß die gefällten Stämme bis zu den fahrbaren Wegen ziehen. Jetzt brauchen wir nur noch wenige Schritte zu wandern und wir haben das eigentliche Arbeitsfeld vor uns.

Immer zwei Mann arbeiten zusammen. Es sind kräftige Gestalten, bärtig und wettergebräunt, und durch warme Kleidung gegen Kälte und Sturm geschützt. Eigenthümlich, aber außerordentlich praktisch zugleich, sind die weiten, meistens hochrothen Strümpfe, welche über die Beinkleider gezogen werden und bis an die Kniee reichen. Bequeme warme Schuhe, die oben durch Schnallenvorrichtung beliebig fest gezogen werden können, umschließen den Fuß. Ihr Handwerkszeug besteht aus einer Säge, einer Axt, einem Keil und einem Meßstock.

Beobachten wir ein solches Paar etwas näher. Prüfend blicken sie zuerst an einem mächtigen hohen Stamm empor, dann greifen sie zur blanken gefräßigen Säge, und die Arbeit beginnt. Hat sich die Säge etwa über die Hälfte in den Stamm eingefressen, dann wird sie behutsam wieder herausgezogen, und der Keil zur Hand genommen. Jetzt blicken sie noch einmal zum Stamm empor, um zu erkennen, nach welcher Seite der Baum am passendsten zum Fall gebracht werden soll. Haben sie die Richtung erspäht, dann

wird der Keil eingetrieben. Jetzt erst beginnt der Baum zu zittern und der Wipfel leise zu rauschen. Noch ein Schlag — an der anderen Seite hat der zweite Arbeiter mit der Axt einige Kerbschläge geführt, — da erschallt der Warnungsruf „Timber“ und der Riesenbaum neigt sich erst langsam zur Seite, aber immer schneller, schneller rauscht und saust er herab, reißt im Sturze Aeste und Zweige der Nachbarstämme mit sich, bis er mit dröhnendem Gepolter auf den Erdboden aufschlägt. Jetzt werden mit scharfer Axt Aeste und die Zweige abgehauen und dann der Meßstock vorgeholt. Nach des Vormanns Angabe muß der Stamm in bestimmt lange Blöcke zerschnitten werden, und je nach der Länge des Baumes werden zwei bis sechs, ja mitunter sogar acht bis neun Blöcke gewonnen. Jetzt beginnt die Arbeit des Ochsengespannes. Die nach einem Maaß geschnittenen Stämme werden mittelst Ketten aneinander gefesselt und die Ochsen schleppen sie so über alle Hindernisse hinweg nach dem nächsten fahrbaren Wege. Dort werden die Stämme auf niedrige, mit Pferden bespannte Schlitten, in Deutschland als „Schneeschleifen“ bekannt, geladen, und bis zum Schienenstrang einer schmalspurigen Eisenbahn gebracht. Ja, Eisenbahn! —

Das klingt merkwürdig genug, nachdem kurz zuvor von der Waldwildniß gesprochen worden ist. Aber das findet eine leichte Erklärung.

Der Wald, der früher bis dicht an den Fluß heranstieß, ist selbverständlich dort längst gelichtet worden, und die Mühlenbesitzer werden genöthigt, von Jahr zu Jahr tiefer in das Land hineinzuwandern. Dadurch aber werden auch die Verkehrsmittel schwieriger, um die gewonnenen Stämme zu den Mühlen herabzubringen. Früher war das ein Leichtes!

als Sarg, in dem ein ausgelöschtes Leben zur letzten
stätte getragen wird. — —

„Hoi, ho! Hüh!“ Dieser Ruf dringt plötzlich an
Ohr, und daneben hören wir Zweige knacken und b
und das Geräusch, als ob ein schwerfälliges Gespan
mühsam durch das Unterholz einen Weg bahnt. So
auch in der That. Wir gehen näher, und sehen zwei prä
Ochsen, welche durch die Waldwildniß die gefällten Stä
bis zu den fahrbaren Wegen ziehen. Jetzt brauchen
nur noch wenige Schritte zu wandern und wir haben
eigentliche Arbeitsfeld vor uns.

Immer zwei Mann arbeiten zusammen. Es
kräftige Gestalten, bärtig und wettergebräunt, und d
warme Kleidung gegen Kälte und Sturm geschützt. Eig
thümlich, aber außerordentlich praktisch zugleich, sind
weiten, meistens hochrothen Strümpfe, welche über die Be
kleider gezogen werden und bis an die Kniee reichen. B
queme warme Schuhe, die oben durch Schnallenvorrichtu
beliebig fest gezogen werden können, umschließen den Fu
Ihr Handwerkszeug besteht aus einer Säge, einer Axt, eine
Keil und einem Meßstock.

Beobachten wir ein solches Paar etwas näher. Prüfen
blicken sie zuerst an einem mächtigen hohen Stamm empor
dann greifen sie zur blanken gefräßigen Säge, und die Ar
beit beginnt. Hat sich die Säge etwa über die Hälfte in
den Stamm eingefressen, dann wird sie behutsam wieder
herausgezogen, und der Keil zur Hand genommen. Jetzt
blicken sie noch einmal zum Stamm empor, um zu erkennen,
nach welcher Seite der Baum am passendsten zum Fall ge-
bracht werden soll. Haben sie die Richtung erspäht, dann

wird der Keil eingetrieben. Jetzt erst beginnt der Baum zu zittern und der Wipfel leise zu rauschen. Noch ein Schlag — an der anderen Seite hat der zweite Arbeiter mit der Axt einige Kerbschläge geführt, — da erschallt der Warnungsruf „Timber“ und der Riesenbaum neigt sich erst langsam zur Seite, aber immer schneller, schneller rauscht und saust er herab, reißt im Sturze Aeste und Zweige der Nachbarstämme mit sich, bis er mit dröhnendem Gepolter auf den Erdboden aufschlägt. Jetzt werden mit scharfer Axt Aeste und die Zweige abgehauen und dann der Meßstock vorgeholt. Nach des Vormanns Angabe muß der Stamm in bestimmt lange Blöcke zerschnitten werden, und je nach der Länge des Baumes werden zwei bis sechs, ja mitunter sogar acht bis neun Blöcke gewonnen. Jetzt beginnt die Arbeit des Ochsengespannes. Die nach einem Maaß geschnittenen Stämme werden mittelst Ketten aneinander gefesselt und die Ochsen schleppen sie so über alle Hindernisse hinweg nach dem nächsten fahrbaren Wege. Dort werden die Stämme auf niedrige, mit Pferden bespannte Schlitten, in Deutschland als „Schneeschleifen“ bekannt, geladen, und bis zum Schienenstrang einer schmalspurigen Eisenbahn gebracht. Ja, Eisenbahn! —

Das klingt merkwürdig genug, nachdem kurz zuvor von der Waldwildniß gesprochen worden ist. Aber das findet eine leichte Erklärung.

Der Wald, der früher bis dicht an den Fluß heranstieß, ist selbverständlich dort längst gelichtet worden, und die Mühlenbesitzer werden genöthigt, von Jahr zu Jahr tiefer in das Land hineinzuwandern. Dadurch aber werden auch die Verkehrsmittel schwieriger, um die gewonnenen Stämme zu den Mühlen herabzubringen. Früher war das ein Leichtes!

wonnen, beschäftigten meine Phantasie auf der ganzen Fahrt und ich erwachte erst völlig, als unser Gefährt vor der gastlichen Thüre meines liebenswürdigen Wirthes stand.



Pfingsten unter der Erde.

Wessen Herz, zumal, wenn es ein deutsches ist, schlägt nicht schneller und fröhlicher, wenn Pfingsten, das Frühlingsfest, herannaht. Es scheint, als wenn der Frühling erst durch dieses Fest seine rechte Weihe empfängt, und als ob die Freude, die in Jedermanns Busen durch die Frühlingswonne und Frühlingssonne genährt und lustig emporgeblüht, an diesem Tage sich am herrlichsten und gewaltigsten entfaltet. Das ist die Zeit, in der unsere Dichter die schönsten Frühlingslieder geschaffen haben, angefeuert durch den allgemeinen Ausbruch des innigsten Entzückens. Doch dieses Entzücken kann in seiner ganzen Fülle nur ein deutsches Herz empfinden! Der Deutsche allein feiert Pfingsten, wie es gefeiert werden soll! Er schmückt sein Haus mit dem frischen Grün des Waldes und pflanzt es vor die Eingangspforten seiner Kirchen! Fröhliche Musik erschallt aller Orten und Alt und Jung, festtäglich gekleidet, zieht zu den Thoren der Stadt hinaus, in die frische, neubelebte Natur, und die lustigen Gesänge der Jugend mischen sich mit dem Jubiliren der befiederten Sänger des Waldes.

Nur ein Deutscher konnte seinem Liebchen beim Scheiden den Trost zuflüstern:

„Übers Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz' ich Maien Dir vor's Haus!“

Dann, zur schönsten Zeit des Jahres, wo das Herz inmitten der aufsprießenden Frühlingswunder aufjauchzt, dann will er heimkehren, um sein Lieb von Neuem in die Arme zu schließen! — —

Ich rüstete mich in diesem Jahre auch zu einer Pfingstfahrt, welche mir aber nicht die Wunder der neuerwachten Natur in ihrer vollen Pracht auf der Erde enthüllen sollte, sondern welche mich mit den Wundern unter der Erde, wo ewige Nacht und undurchdringliche Finsterniß herrscht, bekannt machen sollte. Mein Ziel war die berühmte Mammuth-Höhle bei Louisville in Kentucky.

Die Fahrt dorthin ist eine hochinteressante, da die Landschaft zu beiden Seiten des Zuges viel Sehenswerthes bietet. Einmal fallen die schön bestellten Felder, welche sich, so weit das Auge reicht, in ihrem herzerfrischenden Grün ausdehnen, wohlthuend auf, und dann bringen romantische Partien, wie tiefe Schluchten, waldbedeckte Höhenzüge und hervorspringende Steinfelsen reiche Abwechselung in die Scenerie. Auffallend ist die Farbe der Erde, welche es erklärlich macht, daß man den Boden Kentucky's „the bloody ground" nennt. Besonders dort, wo der Boden zerklüftet ist, oder wo das Wasser einen tiefen Einschnitt hinterlassen hat, erscheint die Erde förmlich ziegelroth. Von dem „blauen Gras" aber, welches in Kentucky wachsen soll, habe ich nichts bemerkt. Es war bereits Abend geworden, als wir unser Endziel erreichten. Die Sonne war bereits untergegangen, und ein erfrischender Wind strich durch die schattigen Bäume, welche das Mammoth Cave-Hotel umgeben. Dasselbe machte einen vertrauenerweckenden Eindruck auf die in Folge der langen Fahrt hungrigen Gäste, und dieser Eindruck wurde noch ver-

mehrt, als wir eine stattliche Anzahl Neger in weißen Schürzen gewahrten, die grinsend und ihre wahrhaft Neid erweckenden weißen Gebisse zeigend, auf die Fremden schauten, und nur eines Winkes gewärtig schienen, um alle nur erdenklichen culinarischen Genüsse herbeizuschleppen. Doch wie bald mußten wir auch hier erfahren, daß Lust und Leid im Leben innig vereint sind, und daß Nichts auf Erden vollkommen ist. Dort in dem fernen Kentucky, als ich mit einem wunderbaren Gemisch von Staunen und Zweifel in den grünlich schimmernden Kaffee vor mir herabschaute, habe ich dem vielverschrienen „Bliemchen-Kaffee", der bekanntlich in den Gefilden Sachsens gedeihen soll, ernstliche Abbitte geleistet.

Was uns sonst die Küche des Hotels bot, stand im merkwürdigen Einklange mit der Güte des Kaffees, doch da wir über das friedliche und bescheidene Gasthaus plötzlich, wie eine Schaar Heuschrecken fielen, und der Gastwirth wahrscheinlich nicht gewohnt war, mit so großen Zahlen zu rechnen, so wollen wir nachsichtig den Schleier über die Geheimnisse jener Küchenkünste ziehen.

Es mochte nach fest durchschlafener Nacht gegen 6 Uhr Morgens sein, als ich von meinem Fenster aus in den Garten des Hotels herabschaute. Die Sonne schien klar und auf Büschen und Blumen lag glitzernder Thau. Es war Pfingstsonntag und meine Gedanken schwebten weit fort über das große Wasser nach der deutschen Heimath, wo die Glocken mit friedlichem Klange den frohen Festtag verkündeten. Aber nur für Augenblicke konnte ich mich in Erinnerung verlieren denn von unten herauf erscholl ein so vielseitiges Durcheinander-Rufen und Schreien, daß ich bald inmitten der Gegenwart lebte. Ein großer Theil der Gäste war bereits auf den

Beinen und begann sich auf amerikanische Art der Lust und Freude hinzugeben. Und daß dies sich nicht mit Frieden und Ruhe verträgt, weiß Jeder! Es scheint, daß selbst der steifste und stillste Amerikaner, der vom Morgen bis zum Abend mit unermüdlichem Eifer seinen Geschäften nacheilt, plötzlich, wenn er aus seinem Kreise gerissen wird, um sich für kurze Zeit dem ungebundenen Vergnügen hinzugeben, vollständig verwandelt wird. Die lange zurückgehaltene Freude am Dasein, welche auf Kosten eines fast unnatürlichen Geschäftseifers förmlich erstickt wird, bricht plötzlich mit ursprünglicher Gewalt hervor und zeigt sich in einer so knabenhaft-übermüthigen Gestalt, daß ernste Männer, die allen Lebensgeistern eine gleichmäßige Entwickelung angedeihen ließen, nur mit verwundertem Kopfschütteln in dieses sprunghafte, rebellische Gebahren blicken können. Eine aufrichtige Freude an diesem übermüthigen Treiben hatten allerdings die Schwarzen, die mit breiten offenen Mäulern dastanden und vergnügt zu den gewagtesten Scherzen lachten.

Da erklang auch eine Glocke, und kaum war ihr gellender Ton verhalt, als sich auch alle Gäste an der Gartenpforte des Hotels ansammelten, um den ersten Gang nach der Höhle anzutreten. Ungefähr 150 Personen formirten sich zu einem Zuge und unter Führung von zwei bewährten Führern setzte sich derselbe in Bewegung. Erst ging es durch den Garten des Hotels, in dem die Rosen in üppigster Blüthe standen, dann die Höhe hinab durch Wald und Gebüsch, bis wir zu dem Eingange der Höhle gelangten. Jeder von uns sah mit einem Gefühle der Spannung in den mächtigen dunklen Eingang hinein, der von hohen Steinmassen umgeben ist und in welchen hier und da grüne

Schlingpflanzen herabhängen, als wollten sie einen Blick in die unheimliche Tiefe werfen, aus der das Pflanzenleben verbannt ist.

Eine Treppe, aus ungleichen Steinen geformt, führt etwa 50 Fuß in die Höhle hinab, welche sich nach kurzer Strecke so verengt, daß eine eiserne Thür den weiteren Zugang versperrt. Knarrend drehte sich dieselbe in ihren Angeln und der Strom, Mann bei Mann, ergoß sich über die Schwelle. Hier wurde kurz Halt gemacht, und der erste neugierige Blick hielt Umschau. Noch erhellte das einströmende Tageslicht die Umrisse der vorderen Steinbildungen, und mit Staunen blickte man zu der Steinkuppel empor, welche in schöner Wölbung etwa 40 Fuß in die Höhe stieg. Nach hinten aber verlor sich der sandige Weg in tiefe Finsterniß und ahnungsvolles Grauen, welches jeden Menschen unwillkürlich beschleicht, wenn er einem Unbekannten, Geheimnißvollen, gegenübersteht, ergriff für einen Augenblick die Seele eines Jeden. Tiefes Schweigen waltete plötzlich unter der sonst so lauten Gesellschaft. Da brach der Führer die Stille, indem er die nöthigen Lampen herbeiholte und entzündete. Jeder Gast erhielt eine solche, und nachdem der Führer von erhöhtem Steine ein ernstes Wort an die ihn umringende Schaar gerichtet hatte und sie ermahnte nicht vorwitzig sich von dem rechten Wege abzuzweigen und stets den Weisungen des Führers Folge zu leisten, steuerte man der gähnenden Finsterniß entgegen. Der Weg war ausgezeichnet, trocken und weich, da man überall dort, wo die Bodennässe durchgedrungen war, röthlich schimmernden Sand gestreut hatte. Meistens aber schlängelt sich der Weg über hartes, felsiges Gestein, und da auch an keiner Stelle von der Decke herab Wassertropfen

Beinen und begann sich auf amerikanische Art der Lust und Freude hinzugeben. Und daß dies sich nicht mit Frieden und Ruhe verträgt, weiß Jeder! Es scheint, daß selbst der steifste und stillste Amerikaner, der vom Morgen bis zum Abend mit unermüdlichem Eifer seinen Geschäften nacheilt, plötzlich, wenn er aus seinem Kreise gerissen wird, um sich für kurze Zeit dem ungebundenen Vergnügen hinzugeben, vollständig verwandelt wird. Die lange zurückgehaltene Freude am Dasein, welche auf Kosten eines fast unnatürlichen Geschäftseifers förmlich erstickt wird, bricht plötzlich mit ursprünglicher Gewalt hervor und zeigt sich in einer so knabenhaft-übermüthigen Gestalt, daß ernste Männer, die allen Lebensgeistern eine gleichmäßige Entwickelung angedeihen ließen, nur mit verwundertem Kopfschütteln in dieses sprunghafte, rebellische Gebahren blicken können. Eine aufrichtige Freude an diesem übermüthigen Treiben hatten allerdings die Schwarzen, die mit breiten offenen Mäulern dastanden und vergnügt zu den gewagtesten Scherzen lachten.

Da erklang auch eine Glocke, und kaum war ihr gellender Ton verhalt, als sich auch alle Gäste an der Gartenpforte des Hotels ansammelten, um den ersten Gang nach der Höhle anzutreten. Ungefähr 150 Personen formirten sich zu einem Zuge und unter Führung von zwei bewährten Führern setzte sich derselbe in Bewegung. Erst ging es durch den Garten des Hotels, in dem die Rosen in üppigster Blüthe standen, dann die Höhe hinab durch Wald und Gebüsch, bis wir zu dem Eingange der Höhle gelangten. Jeder von uns sah mit einem Gefühle der Spannung in den mächtigen dunklen Eingang hinein, der von hohen Steinmassen umgeben ist und in welchen hier und da grüne

werfen. So wandelten wir über Steingeröll, mit einer Lampe in der Hand, deren Licht nur unsern nächsten Schritt beleuchtete, vor uns Finsterniß, und hinter uns die ewige Nacht! — Und ringsum Grabesstille! Und während noch der Geist von dem Wunderbaren, welches ihm aus der Tiefe der Erde entgegenströmt, befangen ist, erhalten unsere Gedanken plötzlich eine eigene Richtung. Unser Weg nämlich hat sich verengt, die Steine treten näher an einander, und wir schreiten über eine künstlich geformte Brücke hinüber, unter der ein schwarzer Wasserspiegel lautlos und unheimlich wie ein erblindetes Auge hervorschaut. „Der Styx" ruft hier der Führer erklärend herüber, und mit einem Male erhält die ganze Umgebung ein anderes Gepräge. „Der Styx!" Ja, so ungefähr hatte in unserer Phantasie das Bild ausgeschaut, wenn wir uns den Marsch der Abgeschiedenen vorgestellt, die die lachenden Thäler Griechenland's verlassen mußten, um zum Styx zu gelangen, und nach dem Schattenreich hinüberzufahren! Diese Lichtfunken, welche in langer Reihe auf dem zerklüfteten Wege flackerten, waren es nicht die unruhigen Seelen Abgeschiedener, welche das Ufer des Styx zu erreichen suchten? Und dort das unheimliche schwarze stille Wasser, an welchem wir eine ganze Strecke entlang schritten, war es nicht der Strom selbst, welcher zum Hades führte? Unwillkürlich warf man den Blick nach oben, aber kein Lichtstrahl brach durch die steinerne gewölbte Decke, und nichts als Finsterniß, wohin auch das Auge sich wandte. Um aber diesem Phantasiegebilde fast greifbare Gestalt zu geben, lief unser Weg, nach recht beschwerlichen Krümmungen und Windungen, direkt in das Bett eines etwa 30 Fuß breiten Flusses. Und

dort lag auch ein Boot, und in demselben stand eine phantastische Gestalt, auf ein Ruder gestützt, als habe sie die Ankommenden längst erwartet. Hier wurde Halt gemacht, und bald kamen alle die Lichtfunken zusammen, so daß sie vereinigt ein breites fahles Licht über das düstere, ergreifende Gemälde warfen. Wir standen gewissermaßen in einer steinernen Halle, die wie von Riesenhänden aus gewaltigen Steinblöcken aufgethürmt erschien, und über welche sich eine hohe Kuppel aus Stein wölbte. Nach hinten zu verlief sie in einen breiten Gang, der in Finsterniß versank und vorne umschloß sie ein breites Wasserbecken, welches ebenfalls mit den es umgebenden Steinmassen in undurchdringliches Dunkel verschwamm. Und aus diesem Dunkel tauchte plötzlich ein Licht hervor und dann noch eins. Das Wasser wurde von Ruderschlägen zertheilt, man hörte die Tropfen wieder in die stille Fluth herabsickern, und endlich erkannten die scharfblickenden Augen, wie sich zu dem am Rande des Flusses ruhenden Boote noch zwei andere gesellten. Wir mußten den Fluß befahren, wollten wir unsern Weg weiter fortsetzen, und bald waren die ersten drei Boote gefüllt, um unter einem lauten „Hurrah" vom Lande abzustoßen. Das war eine Fahrt, an die jeder Theilnehmer Zeit seines Lebens zurückdenken wird. 240 Fuß tief unter der Erdoberfläche eine Bootfahrt von einer englischen Meile, wahrhaftig das klingt wie ein Märchen, das dem abenteuerlichen Gehirn Jules Verne's entsprungen zu sein scheint. Und doch war es Wirklichkeit! — Langsam glitten die Boote auf dem schwarzen Strome dahin, der sich bald verengte, bald bis zu 150 Fuß Breite erweiterte! Die Lampen, welche am Rande der Fahrzeuge aufgestellt wurden, warfen einen kurzen Streifen Licht, und die Furche, welche

der Kiel im Wasser zog, glitzerte, als würde von freigiebiger Hand Gold in die dunklen Wellen gestreut, und die nassen Wände glänzten wie mattleuchtendes Metall. Aber dieser Strom ist uferlos, von allen Seiten in Stein eingeschlossen. Die steinerne Decke wölbt sich in wunderbarer architektonischer Form, und nur an einer einzigen Stelle sinkt sie so tief auf den Strom herab, daß die Fahrgäste in dem Boote nur in tiefgebückter Stellung darunter fortschlüpfen können. Ist dieser Engpaß glücklich durchschwommen, dann steigt die Decke wieder zu einer Höhe von 10 bis 15 Fuß empor, und jeder noch so leise Laut hallt in machtvollem Klange von ihr zurück. Unwillkürlich erwacht hier die Sehnsucht den Laut der menschlichen Stimme zu hören! Die Stille auf dem dunkeln geheimnißvollen Wasser, das rings von Stein eingeschlossen, und in der Tiefe der Erde ruht, hat etwas Grauenhaftes an sich! Aus der Finsterniß kommend, steuert man der Finsterniß entgegen! Woher? Wohin? Die Räthsel unseres Lebens starren uns aus dem Dunkel entgegen. Die Fragen, denen wir im lichten Schein der Sonne sorglos aus dem Wege gehen, hier treten sie unabweisbar vor uns, und verlangen Antwort, und unser Herz erbebt in seiner Hülflosigkeit! Da — ich kann den machtvollen Eindruck nicht schildern, den das Kommende auf mich machte — da, wie eine Antwort auf alle diese nagenden Zweifel und irrenden Gedanken, erbrauste plötzlich aus fünfzig Kehlen ein wunderbarer Gesang zu dem steinernen Gewölbe empor: „Nearer my God to thee", und die Seele stieg mit den Tönen empor zur lichtvollen Klarheit, und badete sich in der goldigen Fluth der rauschenden Klänge! Bis in das Innerste hinein erzitterten diese Töne in der bewegten Brust,

und wie in einer Art Verzückung, rangen sich die Worte von den bebenden Lippen los. — Diese Fahrt auf dem geheimnißvollen Strome, der Echo=River genannt wird, stellt alle anderen Wunder der Mammuthhöhle in tiefen Schatten, und während sich die übrigen Eindrücke im Laufe der Zeit verflüchtigen, hat sich dieser eine so tief in die Seele eingegraben, daß ihn nichts mehr verwischen kann.

Es nahm eine ziemlich lange Zeit in Anspruch, bis die ganze Gesellschaft von Ufer zu Ufer gebracht worden war, und ungeduldig des langen Wartens, machte sich eine kleine Partie von etwa 12 Mann auf, um langsam voranzuschreiten, und auf dem Wege die Steingebilde etwas näher ins Augenlicht zu fassen. Der Weg führte über trocknes Gestein bergan, krümmte sich bald und wand sich dann in allerlei Biegungen bergabwärts, bis er in eine Art Halle mündete, die von weiten Dimensionen war und einen mächtigen Eindruck hervorrief. Hier machten wir Halt, um auf den Rest der Gesellschaft zu warten, und begaben uns daran, die steinernen Wände näher zu untersuchen. Der eigentliche Fels war von einer etwa halbzölligen Steinmasse bekleidet, welche sich indessen leicht abbröckeln ließ, und porös erschien. An andern Stellen wieder hingen die schönsten feinsten Krystalle von blendend weißer Farbe herab, und tiefer in den Felsmassen versteckt fanden wir sogar Alabaster. Wir waren so im Suchen und Klopfen vertieft, daß wir erschreckt aufblickten, als Einer von unserer Schaar bemerkte, daß wir bereits seit einer vollen Stunde von dem großen Strome der Gesellschaft getrennt seien, und daß sich von dieser weder etwas hören noch sehen ließe. Der Gedanke „Verloren" durchzuckte wie ein elektrischer Schlag unser Hirn. Wir schauten uns erst zweifel-

haft an, dann hielten wir eine ernste Berathung. „Im Falle, daß,“ so fingen alle Vorschläge an, die gemacht wurden, und von allen wurde nur der eine befolgt, die Lampen bis auf zwei auszulöschen, damit wir wenigsten „im Nothfalle“ genügend mit Licht versehen wären. Dann setzten wir uns nieder, und obwohl sich Jeder den Anschein gab, als sei er weit davon entfernt, auch nur die geringste Furcht zu verspüren, so zeigte doch die plötzliche Stille, welche eingetreten war, womit sich Aller Gedanken beschäftigten. „Verloren!“ Geschichten wurden in halbgedämpftem Tone von Verlorenen erzählt, die ohne Licht tagelang in den Höhlen herumgeirrt waren und halbtodt, nicht etwa vor Hunger und Durst, sondern von dem nächtigen Grauen, welches sie mit eisernen Klammern gepackt gehalten hatte, aufgefunden worden waren. „Sollten wir umkehren?“ Doch auf welchem Wege? Alle Augenblicke zweigt sich eine Höhle seitwärts ab und führt den Unkundigen in ein sicheres Verderben! Oh, diese Finsterniß! Wieder eine längere Berathung! Unruhig waren wir aufgestanden und schauten in das Dunkel hinein! „Hoiho — Hello there!“ Der Ruf verklang unheimlich — und keine Antwort! Wir wollten doch lieber umkehren, um zum Fluß zurückzugelangen! Da, weit in der Ferne ein matter Schimmer und wie aus der Tiefe emporklingendes leises Gemurmel! Unsere Augen leuchteten auf, Jemand kniff mir vor freudiger Aufregung in den Arm, daß ich aufschrie! Dann wurden alle Lichter ausgeblasen, und voll freudiger Erwartung blickten wir der emporsteigenden Karawane entgegen. Erst ein Licht, dann ein zweites, dann immer mehr, bis eine lange Reihe von Lichtfunken eine glänzende Schlangenlinie bildete — das Gemurmel wurde deutlicher und schwoll zuletzt zu einem

und wie in einer Art Verzückung, rangen sich die Worte von den bebenden Lippen los. — Diese Fahrt auf dem geheimnißvollen Strome, der Echo-River genannt wird, stellt alle anderen Wunder der Mammuthhöhle in tiefen Schatten, und während sich die übrigen Eindrücke im Laufe der Zeit verflüchtigen, hat sich dieser eine so tief in die Seele eingegraben, daß ihn nichts mehr verwischen kann.

Es nahm eine ziemlich lange Zeit in Anspruch, bis die ganze Gesellschaft von Ufer zu Ufer gebracht worden war, und ungeduldig des langen Wartens, machte sich eine kleine Partie von etwa 12 Mann auf, um langsam voranzuschreiten, und auf dem Wege die Steingebilde etwas näher ins Augenlicht zu fassen. Der Weg führte über trocknes Gestein bergan, krümmte sich bald und wand sich dann in allerlei Biegungen bergabwärts, bis er in eine Art Halle mündete, die von weiten Dimensionen war und einen mächtigen Eindruck hervorrief. Hier machten wir Halt, um auf den Rest der Gesellschaft zu warten, und begaben uns daran, die steinernen Wände näher zu untersuchen. Der eigentliche Fels war von einer etwa halbzölligen Steinmasse bekleidet, welche sich indessen leicht abbröckeln ließ, und porös erschien. An andern Stellen wieder hingen die schönsten feinsten Krystalle von blendend weißer Farbe herab, und tiefer in den Felsmassen versteckt fanden wir sogar Alabaster. Wir waren so im Suchen und Klopfen vertieft, daß wir erschreckt aufblickten, als Einer von unserer Schaar bemerkte, daß wir bereits seit einer vollen Stunde von dem großen Strome der Gesellschaft getrennt seien, und daß sich von dieser weder etwas hören noch sehen ließe. Der Gedanke „Verloren" durchzuckte wie ein elektrischer Schlag unser Hirn. Wir schauten uns erst zweifel-

wie aus unergründlicher Tiefe das Brausen eine[s]
falles an unser Ohr, — wo aber der Strom floß
erzeugte, und wo derselbe endete, das sind Geheimniss[e]
tief im Busen der Erde verborgen sind.

Unmöglich fast wäre es, auch nur eine flücht[i]
schreibung aller der merkwürdigen Bildungen zu geben,
die Natur, versteckt vor dem brennenden Licht des
dort unten in wunderbarer Pracht aufgebaut hat.
wandert und staunt und fühlt dabei wie der Respekt
der Großartigkeit der Allgewaltigen, der im klein[en]
Getriebe des Alltagslebens nur zu leicht verloren
wieder auflebt und wie unser „Ich" immer mehr
mehr vor ihrer erhabenen Größe in sich selbst zusamm[en]
schrumpft! Unmöglich wäre es, im Angesicht dieser Na[tur]
erscheinungen frivole Gedanken zu hegen, und umrauscht v[on]
Jahrtausenden, fühlt man seine eigene flüchtige Existenz
fast vernichtender Bedeutungslosigkeit herabsinken! — Do[ch]
auch hier hat der Mensch dafür gesorgt, daß er sich zuweile[n]
auf sich selbst besinnen kann, indem er hier und da dem Er
habenen den Stempel der Lächerlichkeit aufdrückte! So ist
beispielsweise ein höchst beschwerlicher Durchgang durch immer
näher aneinander rückende Steinmassen „The Fat Man's
misery" benannt, und thatsächlich stehen die Steine stellen-
weise so nahe aneinander, daß es einem beleibten Herren
höchst beschwerlich fallen muß, seinen Körper dort hindurch-
zuzwängen. Die Fama erzählt, daß einst ein Neger von
riesigem Körperumfang sich dort festgerannt hatte, und nur
dadurch aus seiner ungemüthlichen Lage wieder befreit wurde,
daß zwei Männer ihn vorne zogen und zwei andere durch
Schieben die Anstrengungen der Vordermänner unterstützten.

Dieser Durchgang, der selbst dem Behendesten einige Schweißtropfen kostet, läuft in eine weite Halle ein, die den passenden Namen „Great relief“ führt. Doch „The fat man's misery“ ist ein angenehmer Spaziergang, verglichen mit den wirklichen Beschwerlichkeiten, die man beim Besteigen oder weit richtiger gesagt beim Durchkriechen des sogenannten „Corkscrew“ zu überwinden hat. Das geht durch Ritzen und Spalten, über Steine und Blöcke, auf Leitern und Stiegen hinauf und hinab, und der Körper muß bald in gebückter Stellung sich durchzwängen, bald mit sicherem Sprunge sich über eine unabsehbare Tiefe schwingen können.

Natürlich fehlt es auch nicht an Gebilden, welche ihrer äußeren Form nach zu verschiedentlicher Deutung Veranlassung gegeben haben. So wird ein mächtiger Steinblock „The giant's coffin“, ein anderer aufrechtstehender Block aber „Die Jungfrau“ benannt. Eine Halle, in welcher mehrere Steine den ägyptischen Säulen ähnlich sehen, heißt das ägyptische Zimmer, ein anderes das gothische, und so fort. Weit interessanter sind die Erscheinungen, welche mit Hülfe besonderer Lichtreflexe an den Wölbungen der Decke erzielt werden können. So glaubt man einmal beobachten zu können, wie ein Schneesturm in der Luft heranzieht, ein andermal glaubt man den bewölkten Himmel sich klären und die funkelnden Sterne herabscheinen zu sehen. Ein tüchtiger Führer wird alle Augenblicke eine neue Überraschung für seine Gäste vorräthig haben, und thatsächlich weiß er die Einbildungskraft seiner Anvertrauten so zu beeinflussen, daß sie auch Alles zu sehen meinen, was er ihnen nur flüchtig andeutet. „Da ist William Shakespeare“, sagte er an einer Stelle, und zeigte auf eine Vertiefung

in einem Stein, welche einem menschlichen Kopfe mit spitzem Knebelbarte ähnlich sah. Alles drängte sich zusammen um „Billy" zu sehen, und von den 150 Anwesenden hatten Alle blindlings Shakspeare's Züge erkannt. Nun wird aber erzählt, daß derselbe Führer ein anderes Mal erklärt, daß jener Kopf die Züge Lincolns oder gar Bismarcks trage, und ebenso treuen Glauben finde. Nun, Glaube macht ja selig! —

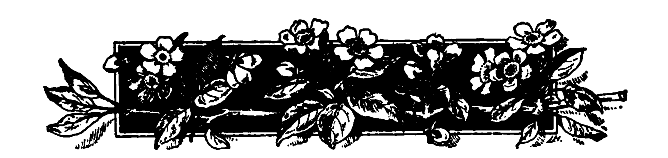
Unsere Wanderung dauerte nahezu sieben Stunden, und um offen zu sein, waren wir doch schließlich froh, als wir uns dem Ausgange wieder näherten. Dort wurde uns noch eine der schönsten Ueberraschungen zu Theil. Der Anblick nämlich, den das Tageslicht gewährt, wenn man es nach siebenstündiger Wanderung durch tiefes Dunkel zum erstenmale erblickt, ist ein geradezu überwältigender. Man hält diesen bläulichen hellen Schimmer, der die Finsterniß durchbricht, anfänglich für einen künstlichen Lichteffekt und mit weit aufgerissenen Augen schaut man in dieses wunderbar leuchtende Lichtmeer hinein. Allmählich wird man gewahr, daß es der Schein des Tages ist, das Licht der Sonne, welches dort in goldigen Strahlen hereinfluthet, und ein köstliches Gefühl unsagbarer Freude durchströmt unser Herz. Und dann dieses Grün der Gräser und Büsche, wie es so frisch, so lebhaft erscheint, und die Blumen am Wege, wie sie noch einmal so glänzend, so farbenprächtig schimmern! Man athmet tief auf und füllt die Brust mit dem Odem des Lebens und man möchte mit Faust aus innerster Seele ausrufen: „Die Erde hat mich wieder!" — —



II.

Haus und Familie.





Deutsches Familienleben.

Mein Haus befand sich in einiger Aufregung. Es war nämlich ein europäischer Freund plötzlich angelangt, der auf einer Reise durch die Vereinigten Staaten begriffen war, und diese Gelegenheit benützte, um auch mich, seinen früheren Jugend- und Studiengenossen aufzusuchen. Nachdem die herzliche Begrüßung vorüber war, und wir bei einer echten Havanna in meinem gemüthlichen Arbeitszimmer sitzend, alte Erinnerungen aufgefrischt und über die Schicksale gemeinsamer Freunde Bericht erstattet hatten, ergriff mein Freund nach kurzer Pause das Wort und sagte:

„Ja, nun sage einmal, Richard, und Du selbst, Du fühlst Dich in Deinen neuen Verhältnissen wohl und glücklich?"

Ich gab ihm keine directe Antwort, sondern sagte:

„Wie sollte ich nicht? Schau um Dich und sage mir, ob man behaglicher wohnen könnte! Du hast mein Weib und meine Kinder kennen gelernt, und — Du magst Dir selbst ein Urtheil bilden, und die Antwort auf Deine Frage geben!"

„Gewiß, gewiß", entgegnete Otto schnell, „ich meine nicht das allein! Das häusliche Glück, so hoch ich es auch

anschlage, und so unendlich es auch auf den Character und das Gesammtempfinden des Mannes Einfluß hat, so füllt es doch nicht ganz seine Seele aus! Ein Mann, der gesunden Geistes ist und Streben in sich spürt, wird auch das Bedürfniß haben, innerhalb seines Wirkungskreises eine gewisse Befriedigung zu empfinden, ja er wird sich erst ganz glücklich fühlen, wenn um seine enge Häuslichkeit sich eine Anzahl gleichfühlender, gleichstrebender Freunde schaaren, die an seinem Schicksale einen lebendig warmen Antheil nehmen!"

„Ich verstehe, was Du sagen willst!" erwiderte ich mit einem langen Seufzer. „Ob ich einen solchen Kreis gefunden, wie Du Dir einen solchen nach europäischen Verhältnissen vorstellst? — Ich weiß es wirklich nicht! — Du weißt", sagte ich endlich aus meinen Gedanken erwachend, „daß uns hier im Allgemeinen wenig Zeit für einen intimen freundschaftlichen Verkehr verbleibt. Die geschäftlichen Interessen nehmen Jeden so sehr in Anspruch, daß das sociale Leben im großen Ganzen etwas stiefmütterlich dabei fortkommt!"

„Aber es giebt so viele Deutsche hier! Sollten sie den gemüthlichen deutschen Familienumgang zu verlernen beginnen? Das ist doch kaum glaublich!"

„Ich könnte Dir viel darauf erwidern, lieber Otto, doch die beste Einsicht wirst Du erlangen, wenn ich dich selbst in einige deutsche Familien führe, damit Du Dich überzeugst, wie weit sie deutsche Sitte und deutsches Wesen aufrecht erhalten, und wie weit sie beides abgestreift haben!"

„Ein vortrefflicher Gedanke! Ich nehme Deinen Vorschlag an!" — —

An einem der folgenden Abende begleitete mich mein Freund zu einer der tonangebenden deutschen Familien der Stadt. Der würdige Hausherr und seine treffliche Gattin empfingen uns mit echt deutscher Herzlichkeit, und als wir Platz genommen hatten, und mein Freund von seinem und ihrem Heimathslande erzählte, da begannen die Augen der guten alten Leute zu leuchten, und es entspann sich ein so lebhaftes Hin- und Herfragen und Beantworten, untermischt von Ausrufungen des Staunens oder einem lauten zufriedenen Gelächter, daß der Eintritt eines jungen Mannes ganz überhört wurde. Erst als er sich mit etwas steifer Bewegung einen Sessel heranschob und darin niederließ, wandten wir ihm fast zu gleicher Zeit unsere Blicke zu. Der Hausherr sagte mit einer fast stolzen Handbewegung zu dem Fremden: „Das ist mein Sohn, mein Aeltester! Rudi, das ist Herr Schwertfeger aus Deutschland!"

Mein Freund erhob sich und schritt auf den jungen Mann zu, der ebenfalls, aber etwas steifnackig aufgestanden war. Er reichte ihm seine Hand entgegen und sagte: „Es freut mich, Sie kennen zu lernen", worauf Rudi mit einem etwas blassirten Lächeln erwiderte: „Glad to see you, Sir!"

Etwas erstaunt über diese englische Antwort schritt mein Freund wieder zu seinem Sessel zurück und als er später im Verlaufe des Gespräches, welches lebhaft in deutscher Sprache geführt wurde, sich einige Male auch an den jungen Sohn des Hauses wandte, aber entweder keine oder nur ein flüchtiges Lächeln als Antwort erhielt, sagte er zu ihm gewandt:

„Sie sprechen doch deutsch, mein Herr?"

Rudi rüttelte sich etwas aus seiner nachlässigen Haltung auf, und während wieder auf seinen glattrassirten Zügen ein blassirtes, fast welkes Lächeln erschien, erwiederte er:

„Yes,“ aber nur „ein wenik“.

Die Hausfrau hustete und bemerkte zu dem Gaste: „Ja, ja, Sie glauben gar nicht, wie es schwer hält, die Kinder hier anzuhalten, deutsch zu sprechen! Kaum daß sie die Kinderschuhe ausgetreten haben, wollen sie nichts mehr von der deutschen Sprache wissen!“

„Aber warum nicht?“ wandte sich Otto fragend an den jungen Sprößling des Hauses, „lieben Sie die Sprache Ihrer Eltern nicht?“

Rudi zog halb verlegen die dünnen Augenbrauen in die Höhe, ja ein schwacher Blutstrom, der in seine blassen Wangen schoß, färbte dieselben einen Augenblick mit feiner Röthe.

„Oh yes“, erwiderte er endlich zögernd, „ich gleiche sie gut genug, aber sie ist so hart zu sprechen!“

Mein Freund lachte kurz auf, als er aber in das besorgte Gesicht der Mutter sah, warf er leicht hin: „Sie sollten nur öfter zu sprechen versuchen, dann würden Sie bald in Uebung kommen!“

Von jetzt aber ließ er Rudi unbeachtet, der denn auch bald mit einem unterdrückten Gähnen aufstand und sich zum Ausgehen anschickte. Der junge Mann war fast elegant gekleidet, und aus seiner blendend weißen Cravatte blitzte ein Diamant hervor. Langsam legte er einen hellen Sommerüberzieher über den Arm, griff nach einem goldbeknopften Stock und schwarzen Derbyhut und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Gehst Du aus, Rudi?“ fragte ihn sein Vater in ganz beiläufigem Tone.

„Yes, I want to meet the boys down town!“

„Bleibe doch nicht wieder so lange aus!“ rief die Mutter in fast bittendem Tone dazwischen.

Rudi lächelte nur.

„Vergiß nicht die Kette vor das Schloß der Hausthüre zu legen, wenn Du heimkehrst!“ rief ihm noch der Vater nach, als Rudi mit einem kurzen „good night“, das für Alle bestimmt war, sich verabschiedete.

Eine kleine Pause trat ein, und wir hörten, wie Rudi hastig die Hausthür hinter sich zuschlug.

Der Vater unterbrach das Schweigen „Alles was recht ist“, sagte er, als habe er sich wegen des seltsamen Benehmens seines Sohnes zu entschuldigen, „er ist doch ein prächtiger Junge, gutherzig und fleißig. Ich sage Ihnen, Herr Schwerfänger — beg your pardon — Herr Schwertfeger, der Junge wird einmal ein ganz ausgezeichneter Geschäftsmann werden! Er ist es allready!“

„Ja“, fügte die Mutter hinzu, „er ist was man hierzulande „smart“ nennt! Das mag ja Alles recht gut sein, und zum Fortkommen nothwendig sein, aber ich würde es doch nicht ungern sehen, wenn er mehr Interesse für unsere guten deutschen Gebräuche zeigte!“

„Liebes Kind“, fiel hier etwas erregt der Vater ein, „wir sind hier in Amerika, und der Junge will hier in Amerika sein Leben machen! Da ist es denn auch natürlich, daß er halt anders ist, als wir es von klein auf gewöhnt sind! Laß ihn nur gehen, der bringt's gewiß zu Etwas und lacht uns vielleicht noch Alle aus! — Smart? Ich sollte meinen, er ist smart! — Denken Sie sich“, wandte sich der Sprecher wieder an meinen Freund, „der Junge

hat schon seit zwei Jahren mit seinem eigenen kleinen Kapital, das ich ihm am 21. Geburtstage zum Geschenke machte, an der Börse spekulirt, und glücklich spekulirt!"

„Sehen Sie darin einen Vorzug?" fragte mein Freund unvorsichtiger Weise.

„Gewiß einen Vorzug, mein Herr!" rief hier immer erregter werdend der Hausherr. „Wenn ich zurückdenke, was ich in jenem Alter war, wie beschränkt und unbeholfen, und dann auf meinem Jungen blicke, dann muß ich allerdings sagen, daß Amerika ein großes Land ist!"

„Ja, aber Vater bedenke doch, unter welchen Verhältnissen wir aufgewachsen sind, und welche Gelegenheiten unsern Kindern geboten worden sind!"

„Ja, ja, das ist alles recht," ließ sich wieder der Hausherr hören, — „aber die Kinder in Amerika sind gewitzter und — und — und — na mit einem Worte smarter!"

Das Gespräch welches gerade anfing peinlich zu werden, wurde durch einen etwa fünfzehnjährigen Jungen unterbrochen, der stürmisch die Thüre öffnete und erregt in's Zimmer schrie:

„Vater, Chicago hat gewonnen!" dann, als er die Fremden erblickte, blieb er verlegen stehen und blickte zu seiner Mutter hinüber.

„Komm nur näher, dummer Junge", sagte seine Mutter gutherzig lachend, „und sage guten Abend. — Das ist Freddy unser Jüngster!", fügte sie vorstellend hinzu. Freddy kam etwas schüchtern zu uns und gab uns seine Rechte. In der Linken hielt er eine englische Zeitung.

„Junge wie siehst du wieder aus!" rief seine Mutter vorwurfsvoll, „von unten bis oben bespritzt! Wo bist du wieder gewesen?"

„Ich habe noch gerade das letzte Exemplar von der „Daily News“ erwischen können,“ erwiderte er etwas trotzig.

„Du mit deinem Baseball!“ — sagte die Mutter vorwurfsvoll und zuckte mißbilligend mit den Schultern, „sollst lieber deine Nase in ein ordentliches Buch stecken! — Ach,“ seufzte sie dann auf, und wandte sich wieder an meinen Freund, „Sie glauben gar nicht, dieses Baseball-Spiel macht mir noch den Jungen ganz verrückt! Nichts hat für ihn mehr Interesse, als „wer gewinnt“ oder „wer verspielt“, und nichts hört man den ganzen lieben ausgeschlagenen Tag als von „Innings“ „Catchers“ „Pitchers“ „scores“ und was nicht sonst für schreckliche Dinge!“

„Ich weiß nicht,“ fiel hier der Vater dazwischen, „was du immer willst, Mutter, laß doch den Jungen seinen fun. Wir haben uns in der Schule mit „Knipsen“ und „Knopf-werfen“ unterhalten, warum soll der Junge nicht an seinem Spiel Gefallen finden! Na, und das wirst du mir doch zugeben, Alte, das zu dem Baseball etwas mehr Grips gehört, als zu unseren Spielen!“ —

„Glauben Sie aber nicht,“ bemerkte hier wieder mein unvorsichtiger Freund, „daß das Interesse an dem Baseball-Spiel, oder das „nationale Spiel“, wie sie es ja heißen, jedes andere Interesse an Besserem, Nützlicherem untergräbt? Daß dadurch die Jugend von den Büchern fort nach dem Spielplatz gezogen wird und dort das Gift leidenschaftlicher Aufregung in sich einathmet? Das sie dadurch die Ruhe verliert, welche doch zum Studium so durchaus nothwendig ist?“

Der Hausherr lachte laut auf, und mit gewissen Wohlwollen erwiderte er: „Ja, mein lieber Herr, die Sachen

liegen hierzulande ganz anders wie in Europa! Hier bildet das Leben unsere Jugend, die an „smartness“ die Jugend jeden andern Landes „beatet.“ Die furchtbare Schulochserei, wie sie in der „old country“ noch gebräuchlich ist, die haben wir uns hier, Gott sei es gedankt, längst abgewöhnt! Hier heißt es „praktisch“ sein, den Stier bei den Hörnern gepackt, dem Leben fest in's Auge geschaut! Ich sage Ihnen, ich habe meine Freude an den Jungens! Was die zu reden wissen, und wie sie über alles Bescheid wissen, es ist geradezu erstaunlich! Na z. B. über Politik, da sind sie weit besser „ge-pohstet“, als ich selber!“

„Das kommt vom vielen Zeitungslesen!“ bemerkte die gute Mutter.

„Gewiß, vom Zeitungslesen! Wer hat denn von uns Jungens draußen daran gedacht, jeden Morgen und jeden Abend seine Zeitung durchzustudiren?“

„Sehen Sie auch darin einen Vortheil?“ fragte mein unverbesserlicher Freund wieder.

„Na, aber entschieden!“ erwiderte der Hausherr, und man sah es ihm an seiner Miene an, daß er meinte, was er sagte!

„Und wo bleiben die Bücher?“ warf mein Freund jetzt etwas eingeschüchtert dazwischen, „glauben Sie nicht, daß die Zeit, welche das Zeitungslesen in Anspruch nimmt, weit besser mit dem Lesen von guten Büchern angewendet sein würde?“

„Ach, mein Herr, das verstehen Sie nicht!“ meinte hier der Hauswirth mehr derb als unhöflich, „wir sind hier in Amerika, und da nimmt eben Jeder lebhaftes Interesse an Politik und öffentlichen Begebenheiten! Die Zeitungen

hierzulande, das können Sie mir glauben, bringen auch so viel, daß man die Bücher ganz gut entbehren kann. Von Allem, was man nur ausdenken kann, ist was darinnen, und noch mit Illustrationen dazu! Ja, ja, wenn Sie noch länger hier bleiben, werden Sie bald ausfinden, daß wir Recht haben, wenn wir behaupten, daß Amerika „the greatest country in the world" ist!"

In diesem Tone ging das Gespräch noch eine Weile fort, dann standen wir auf und empfahlen uns. Als die Hausthür hinter uns zugefallen war, blieben wir einen Augenblick stehen, und athmeten tief auf. Der Mond, der über uns am Himmel stand, und mild lächelnd zu uns herabblickte, schien meinem Freunde voll in's Gesicht. Ich sah, wie seine großen dunklen Augen leuchteten, und wie ein tiefer melancholischer Zug sich um seine Lippen gelegt hatte.

„Komm," sagte er plötzlich und ergriff meinen Arm, „komm, laß uns noch einen Spaziergang unternehmen! Ich muß mich frei laufen von der trüben Stimmung, die mich da drinnen überfallen! Welche Anschauungen, welche Beschränktheit! Oh, daß die Deutschen so leicht sich von dem Fremdländischen blenden lassen, und ihre guten alten Gewohnheiten gegen leichten Flitterkram vertauschen! Oh Germania, Germania!"

Wahrhaftig er seufzte! Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und sah mich lachend an.

„Ich glaube," sagte er, „Du hast mich nur zu einer deutschen Familie geführt, in der diese Ansichten über Kindererziehung zu den bedauerlichen Ausnahmen gehören, wie?"

„Keineswegs," antwortete ich. „Keineswegs! Es ist leider Wahrheit, daß viele unserer deutschen Väter mit Stolz auf ihre Jungen sehen, welche verstanden haben, das deutsche Wesen möglichst abzustreifen, und sich in Kleidung und Gewohnheit dem amerikanischen Dandythum soweit als möglich zu nähern. Kein Mensch wird ein Arg darin finden, wenn die Kinder, die hier auf amerikanischem Boden geboren und erzogen worden sind, auch mit ganzer Seele an ihrem Geburtslande hängen, aber die deutsch-amerikanische Jugend — rühmliche Ausnahmen giebt es ja überall — thut nicht nur dies, sondern erhebt sich in beschränktem Uebermuthe über ihre Erzeuger und blickt auf deren Volksabstammung, Gewohnheiten und Sitten und auf deren Vaterland herab, als hätten die Eltern ihre Kinder eigentlich um Verzeihung zu bitten, daß sie in „Germany" oder kurzweg in der „old country" das Licht der Welt erblickt haben!"

„Ja, aber woher kommt das? Ist es nicht die Schuld der Eltern, daß ihre Kinder so denken?" warf hier mein Freund dazwischen.

„In gewissem Sinne, ja!" erwiderte ich. „Das Unheilvolle, das in der germanischen Natur liegt, alles Fremdländische zu bewundern, kommt auch hier zum Ausbruch. Wenn so ein deutscher Einwanderer, der aus irgend einem kleinen Winkelnestchen herübergeschneit ist, nur einige Brocken englisch radebrechen kann, so bedient er sich selbst seinen Landsleuten gegenüber mit Vorliebe der englischen Sprache. Wie furchtbar das klingt, daran denkt er in seinem thörichten Wahne nicht! Ich will nicht noch weiter gehen — aber mir sind Fälle bekannt, wo sich Deutsche geradezu ihrer deutschen Abstammung geschämt haben und es ungern

sahen, wenn man sie als Landsmann mit deutschen Worten begrüßte. Diese Abtrünnigen, welche zu ihrem beständigen Leidwesen doch ihr ganzes Leben lang den Deutschen, selbst nach Veranglisirung ihres Namens, nicht verleugnen können, athmen frei und stolz auf, wenn ihre Sprößlinge als „geborene Amerikaner" einherstolziren. Diese aber machen sich mit ihrer zweifelsfreien Angehörigkeit zur großen Republik breit, sehen auf Vater und Mutter als den „old man" oder die „old woman" mit leichtem Bedauern über deren Abstammung herab und blicken mit unendlicher Geringschätzung auf die „old country", welche ihrer unmaßgeblichen Ansicht nach ein Erdtheil ist, der nur noch einer mehr und mehr verfallenden Ruine gleicht und von Amerika, „the greatest country in the world" in allen Zweigen und Gebieten längst überflügelt worden ist!"

„Wie ist das möglich?" rief mein Freund dazwischen, „vergessen sie denn ganz, daß dieses noch so nagelneue Land völlig von der alten Europa besiedelt worden ist und ihr Alles und Jedes verdankt? Vergessen sie, daß der beständige neue Zuzug von frischen Arbeitskräften noch immer das Blut hier in lebendige Circulation erhält?"

„Mein lieber Freund," antworte ich darauf, „sie vergessen gar nichts, denn sie wollen sich an nichts erinnern! Sie wissen es nicht einmal, denn vielleicht Einer von Hundert nimmt sich die Mühe, das Land seiner Väter aus Büchern kennen zu lernen, und Alle setzen den mündlichen Berichten nur ein höchst ungläubiges Lächeln entgegen! Doch genug für heute!" — —

Am nächstfolgenden Abend brachte ich meinen Freund zu einer anderen deutschen Familie. Auch dort wurden wir

hat schon seit zwei Jahren mit seinem eigenen klein Kapital, das ich ihm am 21. Geburtstage zum Geschen machte, an der Börse spekulirt, und glücklich spekulirt!

„Sehen Sie darin einen Vorzug?“ fragte mein Freun unvorsichtiger Weise.

„Gewiß einen Vorzug, mein Herr!“ rief hier imme erregter werdend der Hausherr. „Wenn ich zurückdenke, was ich in jenem Alter war, wie beschränkt und unbeholfen, und dann auf meinem Jungen blicke, dann muß ich allerdings sagen, daß Amerika ein großes Land ist!“

„Ja, aber Vater bedenke doch, unter welchen Verhältnissen wir aufgewachsen sind, und welche Gelegenheiten unsern Kindern geboten worden sind!“

„Ja, ja, das ist alles recht,“ ließ sich wieder der Hausherr hören, — „aber die Kinder in Amerika sind gewitzter und — und — und — na mit einem Worte smarter!“

Das Gespräch welches gerade anfing peinlich zu werden, wurde durch einen etwa fünfzehnjährigen Jungen unterbrochen, der stürmisch die Thüre öffnete und erregt in's Zimmer schrie:

„Vater, Chicago hat gewonnen!“ dann, als er die Fremden erblickte, blieb er verlegen stehen und blickte zu seiner Mutter hinüber.

„Komm nur näher, dummer Junge“, sagte seine Mutter gutherzig lachend, „und sage guten Abend. — Das ist Freddy unser Jüngster!“, fügte sie vorstellend hinzu. Freddy kam etwas schüchtern zu uns und gab uns seine Rechte. In der Linken hielt er eine englische Zeitung.

„Junge wie siehst du wieder aus!“ rief seine Mutter vorwurfsvoll, „von unten bis oben bespritzt! Wo bist du wieder gewesen?“

„Ich habe noch gerade das letzte Exemplar von der „Daily News“ erwischen können,“ erwiderte er etwas trotzig.

„Du mit deinem Baseball!“ — sagte die Mutter vorwurfsvoll und zuckte mißbilligend mit den Schultern, „sollst lieber deine Nase in ein ordentliches Buch stecken! — Ach,“ seufzte sie dann auf, und wandte sich wieder an meinen Freund, „Sie glauben gar nicht, dieses Baseball-Spiel macht mir noch den Jungen ganz verrückt! Nichts hat für ihn mehr Interesse, als „wer gewinnt“ oder „wer verspielt“, und nichts hört man den ganzen lieben ausgeschlagenen Tag als von „Innings“ „Catchers“ „Pitchers“ „scores“ und was nicht sonst für schreckliche Dinge!“

„Ich weiß nicht,“ fiel hier der Vater dazwischen, „was du immer willst, Mutter, laß doch den Jungen seinen fun. Wir haben uns in der Schule mit „Knipsen“ und „Knopf-werfen“ unterhalten, warum soll der Junge nicht an seinem Spiel Gefallen finden! Na, und das wirst du mir doch zugeben, Alte, das zu dem Baseball etwas mehr Grips gehört, als zu unseren Spielen!“ —

„Glauben Sie aber nicht,“ bemerkte hier wieder mein unvorsichtiger Freund, „daß das Interesse an dem Baseball-Spiel, oder das „nationale Spiel“, wie sie es ja heißen, jedes andere Interesse an Besserem, Nützlicherem untergräbt? Daß dadurch die Jugend von den Büchern fort nach dem Spielplatz gezogen wird und dort das Gift leidenschaftlicher Aufregung in sich einathmet? Das sie dadurch die Ruhe verliert, welche doch zum Studium so durchaus nothwendig ist?“

Der Hausherr lachte laut auf, und mit gewissen Wohlwollen erwiderte er: „Ja, mein lieber Herr, die Sachen

hier und da ein Kichern oder lebhaftes Plaudern herüberdringen.

„Was sagen Sie dazu, mein Herr — wandte sich der Vater an den fremden Gast — daß die Tochter des Hauses nach gut amerikanischer Sitte ihre Besuche allein empfängt?"

„Es zeigt jedenfalls, daß die Eltern ein großes Vertrauen in ihr Kind setzen," erwiderte Otto.

„Ach was, Vertrauen", meinte der Vater augenscheinlich verdrießlich, „Anmaßung, ist es, weiter nichts! Die jungen Dinger glauben, kaum flügge geworden, sich der elterlichen Autorität entziehen zu dürfen, weil sie freigeborene Amerikanerinnen sind! Was wollen Sie aber machen, und wenn sie noch so sehr dagegen sind! Es ist halt die Gewohnheit hierzulande, und man würde als tyrannischer Vater angesehen werden, wollte man sich derselben widersetzen! — Mutter, kennst Du eigentlich diesen Mr. Dick?"

„Eigentlich nicht", erwiederte die Hausfrau zögernd, „aber nach Allem, was Emmi mir von ihm sagt, ist er ein ganz vorzüglicher Mensch!"

„Sehen Sie", wandte sich der Vater wieder an uns, „so geht es, nicht einmal die Mutter kennt den Herrn, der sich ungenirt zwei bis drei Stunden mit meiner Tochter im Parlor unterhält oder sie nach dem Theater führt! Na, ich habe längst aufgehört, mich über die hiesigen Sitten zu ärgern, und längst den Widerstand aufgegeben! Was nützt es mir auch!"

Der Hausherr hatte sich so sehr in eine ungemüthliche Stimmung hineingeredet, daß wir es an der Zeit hielten, uns zu entfernen. Diesmal sagte mein Freund nichts mehr, sondern verblieb in schweigenden Gedanken, bis wir unser Haus erreicht hatten. — —

hierzulande, das können Sie mir glauben, bringen auch so viel, daß man die Bücher ganz gut entbehren kann. Von Allem, was man nur ausdenken kann, ist was darinnen, und noch mit Illustrationen dazu! Ja, ja, wenn Sie noch länger hier bleiben, werden Sie bald ausfinden, daß wir Recht haben, wenn wir behaupten, daß Amerika „the greatest country in the world" ist!"

In diesem Tone ging das Gespräch noch eine Weile fort, dann standen wir auf und empfahlen uns. Als die Hausthür hinter uns zugefallen war, blieben wir einen Augenblick stehen, und athmeten tief auf. Der Mond, der über uns am Himmel stand, und mild lächelnd zu uns herabblickte, schien meinem Freunde voll in's Gesicht. Ich sah, wie seine großen dunklen Augen leuchteten, und wie ein tiefer melancholischer Zug sich um seine Lippen gelegt hatte.

„Komm," sagte er plötzlich und ergriff meinen Arm, „komm, laß uns noch einen Spaziergang unternehmen! Ich muß mich frei laufen von der trüben Stimmung, die mich da drinnen überfallen! Welche Anschauungen, welche Beschränktheit! Oh, daß die Deutschen so leicht sich von dem Fremdländischen blenden lassen, und ihre guten alten Gewohnheiten gegen leichten Flitterkram vertauschen! Oh Germania, Germania!"

Wahrhaftig er seufzte! Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und sah mich lachend an.

„Ich glaube," sagte er, „Du hast mich nur zu einer deutschen Familie geführt, in der diese Ansichten über Kindererziehung zu den bedauerlichen Ausnahmen gehören, wie?"

und es schien, als wollten die Geschwister die Noten zusammen-packen, um den Gästen das Feld zu räumen.

„Nein, nein“, sagte Otto, der schnell zu der hübschen Gruppe hinzugetreten war, „nicht so! Sie können mir in der That keine größere Freude bereiten, als wenn Sie mir einen kleinen Ohrenschmaus geben. Es ist lange her, seit ich im gemüthlichen Familienkreise der Musik gelauscht habe!“

Die jungen Leute blickten fragend zu den Eltern hinüber und als die Mutter bemerkte: „Gewiß, Kinder, wenn der Herr Euch darum bittet, spielt nur — aber nehmt Euch ein bischen zusammen!“

Ohne jede Ziererei langte der Jüngling ein Nothenheft aus der Mappe heraus, breitete dasselbe vor seiner Schwester aus, und begann zu zählen! Sie spielten eine Mozart'sche Sonate und zwar mit offenbarem musikalischen Verständniß. Der Beifall, den wir den jungen Leuten bei Beendigung ihres Vortrages spendeten, war ein ehrlich gemeinter.

Mein Freund hatte in behaglichster Stimmung in einem Sessel Platz genommen, und schaute um sich. Die Atmosphäre, welche uns umgab, schien ihm zu gefallen. Er athmete leicht und lächelte mir einige Male zu. Dabei streifte sein Auge immer wieder mit wahrem Wohlgefallen über die verschiedenen Gruppen im Zimmer. Dort am runden Tische mit der eleganten Lampe saß die noch immer hübsche Hausfrau, und hielt eine feine Stickerei in Händen, an der sie hie und da einige Stiche that. Der Hausherr, im Schaukelstuhl zurück-gelehnt, hatte auf seinem Schooß das jüngste Kind, „das Baby“, welches sich zärtlich an ihn geschmiegt hatte und mit großen sinnenden Augen auf die älteren Geschwister am Klavier blickte.

in der Familie" sich scheinbar beleidigt erhob, und sich zum Fortgehen rüstete.

Der Vater sah geärgert nach seiner Uhr. „Ja, ja," rief er laut, „mach' nur, daß du fort kommst, es ist die höchste Zeit, wenn du zur rechten Stunde noch zu der Temperenzversammlung kommen willst!"

Flammende Röthe bedeckte plötzlich das Gesicht des jungen Mannes, seine Lippen zuckten, als wollte er eine Entgegnung hervorstoßen, aber ein Blick auf seine Mutter, und er ging stumm zur Thüre hinaus.

Doch nun wetterte der Vater ungezügelt los, kanzelte die amerikanische Jugend herunter, mischte Wahres und Unwahres bunt durcheinander und endete mit einem kräftigen Donnerworte:

„Sakrament noch mal," rief er ärgerlich, „hat man deshalb die Kinder großgezogen, daß sie sich in Allem gegen unsere Gewohnheiten verschwören sollen?"

„Aber Vater —"

Die beiden Worte rührten von einer jungen Dame her, die plötzlich den braunen Lockenkopf aus der Thürspalte des Nebenzimmers herausstreckte, und wie beschwörend zu ihrem Vater herüberschaute.

„Komm doch näher, Emmi," sagte die Mutter.

„I can't, ma, you know I have company."

„Ach was," rief wieder der Vater, „bringe die Gesellschaft mit in's Zimmer. Wer ist es denn?"

„It is Dick."

Und ohne erst die weitere Rede des Vaters abzuwarten, wurde die Thür wieder geschlossen, und Emmi blieb verschwunden! Später aber hörte man aus dem Nebenzimmer

hier und da ein Kichern oder lebhaftes Plaudern herüber dringen.

„Was sagen Sie dazu, mein Herr — wandte sich der Vater an den fremden Gast — daß die Tochter des Hauses nach gut amerikanischer Sitte ihre Besuche allein empfängt?"

„Es zeigt jedenfalls, daß die Eltern ein großes Vertrauen in ihr Kind setzen," erwiderte Otto.

„Ach was, Vertrauen", meinte der Vater augenscheinlich verdrießlich, „Anmaßung, ist es, weiter nichts! Die jungen Dinger glauben, kaum flügge geworden, sich der elterlichen Autorität entziehen zu dürfen, weil sie freigeborene Amerikanerinnen sind! Was wollen Sie aber machen, und wenn sie noch so sehr dagegen sind! Es ist halt die Gewohnheit hierzulande, und man würde als tyrannischer Vater angesehen werden, wollte man sich derselben widersetzen! — Mutter, kennst Du eigentlich diesen Mr. Dick?"

„Eigentlich nicht", erwiederte die Hausfrau zögernd, „aber nach Allem, was Emmi mir von ihm sagt, ist er ein ganz vorzüglicher Mensch!"

„Sehen Sie", wandte sich der Vater wieder an uns, „so geht es, nicht einmal die Mutter kennt den Herrn, der sich ungenirt zwei bis drei Stunden mit meiner Tochter im Parlor unterhält oder sie nach dem Theater führt! Na, ich habe längst aufgehört, mich über die hiesigen Sitten zu ärgern, und längst den Widerstand aufgegeben! Was nützt es mir auch!"

Der Hausherr hatte sich so sehr in eine ungemüthliche Stimmung hineingeredet, daß wir es an der Zeit hielten, uns zu entfernen. Diesmal sagte mein Freund nichts mehr, sondern verblieb in schweigenden Gedanken, bis wir unser Haus erreicht hatten. — —

„Alle guten Dinge sind drei!“ sagte ich zu ihm am folgenden Abend. „Heute will ich Dir ein deutsches Haus zeigen, welches deutsch in der Fremde geblieben ist, und sich doch der Achtung der Amerikaner sowohl als auch der Deutschen erfreut!“

Mein Freund folgte mir zweifelnden Herzens. Doch als wir in den Salon jener dritten Familie traten und dem freundlich blickenden Ehepaar gegenüberstanden, da ging von ihnen ein Strom herzerquickender Gemüthlichkeit zu uns herüber, und in voller Behaglichkeit nahmen wir in den herangeschobenen Sesseln Platz. Wie reizend war das Zimmer! Die Möbel elegant, ohne aufdringlich zu sein, die Stühle hübsch geordnet, auf dem Tische, dem Kaminsims und Consolen Bücher, Kunstwerke und Statuetten verstreut. Die Wände schmückten schöne Kupferstiche und Aquarellen, auf einer Staffelei lehnte das Bild des verstorbenen Kaiser Friedrich mit Trauerflor künstlerisch drapirt. Ueber dem Klavier stand auf einer Console ein meisterhaft modellirter Kopf Beethovens, und zu beiden Seiten, in kleinerem Maßstabe, die Köpfe von Washington und Lincoln. Ein Blick auf die Bücher belehrte uns, daß die Werke englischer und deutscher Autoren in schönster Harmonie zusammen lagen, und auf einem kleinen Ständer ruhte das berühmte Wörterbuch von Webster. Das Erfreulichste aber war der Anblick, den eine Gruppe von halberwachsenen jungen Leuten hervorrief. An einem Klavier nämlich saß ein junges Mädchen von etwa 13 Jahren und ihr zur Seite stand ein schlanker, dunkelgelockter Jüngling von etwa 17 Jahren mit einer Violine in der Linken. Die Musik, welche wir noch im Hausflur gehört hatten, war bei unserem Eintritt verstummt,

und es schien, als wollten die Geschwister die Noten zusammenpacken, um den Gästen das Feld zu räumen.

„Nein, nein", sagte Otto, der schnell zu der hübschen Gruppe hinzugetreten war, „nicht so! Sie können mir in der That keine größere Freude bereiten, als wenn Sie mir einen kleinen Ohrenschmaus geben. Es ist lange her, seit ich im gemüthlichen Familienkreise der Musik gelauscht habe!"

Die jungen Leute blickten fragend zu den Eltern hinüber und als die Mutter bemerkte: „Gewiß, Kinder, wenn der Herr Euch darum bittet, spielt nur — aber nehmt Euch ein bischen zusammen!"

Ohne jede Ziererei langte der Jüngling ein Nothenheft aus der Mappe heraus, breitete dasselbe vor seiner Schwester aus, und begann zu zählen! Sie spielten eine Mozart'sche Sonate und zwar mit offenbarem musikalischen Verständniß. Der Beifall, den wir den jungen Leuten bei Beendigung ihres Vortrages spendeten, war ein ehrlich gemeinter.

Mein Freund hatte in behaglichster Stimmung in einem Sessel Platz genommen, und schaute um sich. Die Atmosphäre, welche uns umgab, schien ihm zu gefallen. Er athmete leicht und lächelte mir einige Male zu. Dabei streifte sein Auge immer wieder mit wahrem Wohlgefallen über die verschiedenen Gruppen im Zimmer. Dort am runden Tische mit der eleganten Lampe saß die noch immer hübsche Hausfrau, und hielt eine feine Stickerei in Händen, an der sie hie und da einige Stiche that. Der Hausherr, im Schaukelstuhl zurückgelehnt, hatte auf seinem Schooß das jüngste Kind, „das Baby", welches sich zärtlich an ihn geschmiegt hatte und mit großen sinnenden Augen auf die älteren Geschwister am Klavier blickte.

Als die Musik beendet war, wurde ein Gespräch geführt, welches zeigte, wie lebhaft das Interesse der Hausbewohner an allen bedeutenden Vorkommnissen der Welt war. Dabei sprachen sie mit Stolz von ihrer neuen und mit Liebe von ihrer alten Heimath, und die Kinder antworteten, wenn sie gefragt wurden, in reinem Deutsch, und zeigten sich sowohl in der deutschen wie in der englischen Jugendlitteratur bewandert.

Unwillkürlich richtete mein Freund im Laufe des Gesprächs auch an den Hausherrn jene Frage, die er noch fast an jeden Deutschen hier gerichtet hatte, nämlich „ob er sich in seinen hiesigen Verhältnissen wohl befände?"

Der Hausherr schien über diese Frage verwundert. Er blickte offen, fast belustigt, zu dem Frager auf:

„Wohl befände? — Wahrhaftig, mein Herr, ich habe mir diese Frage kaum jemals vorgelegt! Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich diesem Lande Alles verdanke, was ich habe, meine Stellung, meinen Wohlstand, mein Familienglück, daß ich diesem Lande meine ganze Kraft gewidmet und noch widme, daß ich an seiner erstaunlichen Entwickelung den lebhaftesten Antheil nehme, daß ich mich geradezu stolz fühle, ein Bürger der großen Republik zu heißen — so werden Sie vielleicht daraus die Antwort auf Ihre Frage entnehmen können!"

Nach einer kleinen Pause fuhr er lebhafter fort: „Ich glaube übrigens zu errathen, was diese Frage veranlaßt hat! Sie, der Sie eben erst von Deutschland, unserer theuren Heimath, herübergekommen sind, und als ein Neuling in diese neuen Verhältnisse hereinschauen, Sie können sich nicht recht denken, wie man eine neue Heimath so liebgewinnen

Das amerikanische Kind ist mit derselben Phantasie ausgestattet wie jedes andere Kind. Die Phantasie ist gewissermaßen das Fühlhorn eines Kindes, mit dem es sich den Weg in die ihm fremde Welt zu suchen bestrebt ist. Sie ist es, die alles Todte ringsum mit Leben erfüllt und dem Kinde aus dem einfachsten Gegenstande das kostbarste Spielzeug zu gestalten vermag. Sie ist die Welt des Kindes.

Und diese Welt wird dem amerikanischen Kinde nur zu schnell entvölkert. Statt sie mit neuen Bildern und neuen Gestalten zu füllen, wird sie grausam vernichtet und zerstört, und die Flügel der kindlichen Seele werden, kaum entfaltet, mit der scharfen Scheere des kühlen Verstandes, und der praktischen Belehrung, bis zu den Wurzeln fast beschnitten. Die Märchenwelt ist dem amerikanischen Kinde beinahe eine fremde, oder doch so sehr mit praktischen Beziehungen auf das tägliche Leben untermischt, daß das specifisch „Kindliche" im Kinde nur zu schnell aus ihm herausgetrieben wird und das „Altkluge" das Uebergewicht erhält. Es giebt aber nichts Traurigeres oder Wehmüthigeres, als „altkluge" Kinder, denn sie sind eben keine Kinder mehr, sondern kleine Große. Gespreizte, wichtigthuende kleine Wesen, die keine Heimath haben. Aus der sonnigen heitern Kindeswelt vertrieben, frühzeitig in die Welt der Großen gestoßen, die sie noch nicht voll begreifen und verstehen können.

Das deutsche Kind fühlt sich in der Märchenwelt völlig zu Hause. Rothkäppchen nimmt es zuerst an die Hand und führt es in den deutschen Wald, in dem die Vögel zwitschern, das Häschen mit den langen Ohren weilt und der böse Wolf auf Beute lauert. Dann folgen andere Heldinnen und

Helden der deutschen Märchen, die in das buntschillernde Gewand der Phantasie und Träumerei gekleidet, dennoch viel Gutes und Lehrreiches zu erzählen wissen, und das Kind, ohne daß es erst klar und deutlich ausgesprochen wird, auf den rechten Weg zu leiten vermögen. Vor Allem wird ihm das Eine tief in das kleine Herz gesenkt, die Freude an der Welt und an dem Leben. Wenn später dann auch die rauhe Wirklichkeit die luftigen heiteren Gebilde hinwegfegt, und das nackte Leben mit seinen ernsten täglichen Forderungen an es herantritt, ganz läßt sich diese reiche Welt der Phantasie nicht vertreiben. Ein Abglanz davon wird in der Seele dennoch hängen bleiben und die trübe Wirklichkeit mit einem goldigen Schimmer verklären. Der Mensch, der eine reiche Kindheit hinter sich hat, wird sich für das spätere Leben auch Ideale bewahrt haben, die ihn das schwerste Loos und die nüchternste Gegenwart leichter ertragen lassen werden.

* * *

Dem amerikanischen Kinde wird das praktische Leben zu früh vor Augen geführt. Noch ehe der kleine Mensch Zeit gefunden hat, sich nur einigermaßen mit der fremden Welt ringsum bekannt zu machen, werden ihm Ohren und Augen weit geöffnet und Alles auf seinen bestimmten Werth hin festgenagelt. Wo es irgend angeht, wird dieser in die Landesmünze umgeprägt. Ehe er noch das Leben in seiner tausendfältigen Gestalt auch nur halbwegs begreift, wird ihm die Macht des Geldes als das Höchste hingestellt. Und vor dem gleißenden kalten Metall ziehen sich die Ideale scheu zurück und auch die Phantasie sinkt flügellahm zu Boden. Das Geld wird ihm Jahre und Jahre zu früh in die Hand

gedrückt. Er macht sich dadurch mit dem Gedanken vertraut, daß dieses kleine runde Stück das Höchste in der Welt ist, nach dessen Besitz er zu ringen habe. Die Hetzjagd nach Geld wird künstlich anerzogen. Die Eltern belohnen die Kinder durch ein Geldstück, guten Freunden des Hauses wird die Sparbüchse gezeigt, und wenn sie diesen Wink nicht verstehen, so schallt ihnen wohl gar ein „give me a cent“ entgegen.

Wenn die Eltern für ihre Kinder sparen wollen, so können sie es thun, ohne daß die Kinder ihr ganzes Herz daran hängen. Eine Belohnung wird weit wirksamer sein, wenn sie in einem freundlichen Wort, einer Belobigung, einem Spielzeug oder einem Buche besteht. Das wird das Kindesherz weit inniger an die Eltern fesseln, als wenn man ihnen einen „Cent“ oder einen „Nickel“ in die kleinen Hände legt.

Den Werth des Geldes lernt der Mensch früh genug kennen, wenn er in's ernste Leben als ein Kämpfer um das Dasein tritt. Er wird seinen Erziehern aber von ganzem Herzen dankbar sein, wenn sie ihm auch eine ideale Welt erhalten haben, die mit keinen Schätzen der Welt für den mehr zu erwerben ist, der sie einmal verloren hat. Der Besitz des Geldes ist ungewiß und kann jeden Augenblick verloren gehen, der Besitz der idealen Güter aber reicht aus, um uns bis zur letzten Lebensstunde mit Trost und Hoffnung zu erquicken.

Die meisten Eltern scheinen sich gar nicht darüber klar zu sein, wann sie mit der Erziehung der Kinder beginnen sollen. Sie haben die vage Idee, daß damit immer noch Zeit ist, wenn das junge Reis höher emporgeschossen ist

und sich bereits mit einigen stärkeren Wurzeln an das Erdreich festgeklammert hat. Es kommt ihnen lieblos und herzlos vor, die winzigen hülflosen Geschöpfe, die selbst in ihren kleinen Unarten noch immer so anmuthig und reizend sind, etwas stärker anzufassen und den schmieg- und biegsamen Stamm, der gar zu gerne das Bestreben hat, sich der Erde zuzuneigen, mit sanftem Druck emporzurichten. Und wahrlich, wer je aufmerksam beobachtet hat, wie ein fröhliches Kindergesicht sich in ein schmerzverzogenes verwandelte, wer den traurigen Blick aus den großen unschuldigen Kinderaugen aufgefangen oder gar eine Kinderthräne langsam über die rosigen Bäckchen hat rollen sehen, der wird nur mit schwerem Herzen einen rauhen Klang in seiner Stimme finden, um die kleinen Thunichtgute zurechtzuweisen, oder gar die Hand erheben, um durch einen heilsamen Klaps einen besonderen Nachdruck auf eine Belehrung oder Mahnung zu legen. Es giebt gewiß nichts Schmerzlicheres für eine Mutter oder einen Vater, als ihr geliebtes Kind zu strafen. Der schmollende kleine Geselle, der mit vorgeschobener Unterlippe und niedergeschlagenen Augen dasteht, und mit den kleinen Fingern unruhig hin- und hernestelt, der scheue vorwurfsvolle Blick, der hier und da die Mama trifft, welche soeben eine berechtigte Lection ertheilt hat, vermögen wohl etwas wie Reue in dem Herzen der Mutter aufsteigen zu lassen. Ihr Blick, der eben noch so ernst, strahlt die wärmste Liebe aus, die Hand, die eben erst den kleinen Unart zurückgewiesen, zuckt in allen Gliedern, um ihn an sich zu reißen, und der Mund, der eben erst so harte Worte gesprochen, möchte jetzt den Kleinen mit Küssen fast ersticken. So sitzt sie da, die Hände in den Schooß gefaltet, die Augen voller Liebe auf

Das amerikanische Kind ist mit derselben Phanta[...] ausgestattet wie jedes andere Kind. Die Phantasie i[...] gewissermaßen das Fühlhorn eines Kindes, mit dem es si[...] den Weg in die ihm fremde Welt zu suchen bestrebt is[...] Sie ist es, die alles Todte ringsum mit Leben erfüllt un[...] dem Kinde aus dem einfachsten Gegenstande das kostbarst[...] Spielzeug zu gestalten vermag. Sie ist die Welt des Kindes.

Und diese Welt wird dem amerikanischen Kinde nur zu schnell entvölkert. Statt sie mit neuen Bildern und neuen Gestalten zu füllen, wird sie grausam vernichtet und zerstört, und die Flügel der kindlichen Seele werden, kaum entfaltet, mit der scharfen Scheere des kühlen Verstandes, und der praktischen Belehrung, bis zu den Wurzeln fast beschnitten. Die Märchenwelt ist dem amerikanischen Kinde beinahe eine fremde, oder doch so sehr mit praktischen Beziehungen auf das tägliche Leben untermischt, daß das specifisch „Kindliche" im Kinde nur zu schnell aus ihm herausgetrieben wird und das „Altkluge" das Uebergewicht erhält. Es giebt aber nichts Traurigeres oder Wehmüthigeres, als „altkluge" Kinder, denn sie sind eben keine Kinder mehr, sondern kleine Große. Gespreizte, wichtigthuende kleine Wesen, die keine Heimath haben. Aus der sonnigen heitern Kindeswelt vertrieben, frühzeitig in die Welt der Großen gestoßen, die sie noch nicht voll begreifen und verstehen können.

Das deutsche Kind fühlt sich in der Märchenwelt völlig zu Hause. Rothkäppchen nimmt es zuerst an die Hand und führt es in den deutschen Wald, in dem die Vögel zwitschern, das Häschen mit den langen Ohren weilt und der böse Wolf auf Beute lauert. Dann folgen andere Heldinnen und

Helden der deutschen Märchen, die in das buntschillernde Gewand der Phantasie und Träumerei gekleidet, dennoch viel Gutes und Lehrreiches zu erzählen wissen, und das Kind, ohne daß es erst klar und deutlich ausgesprochen wird, auf den rechten Weg zu leiten vermögen. Vor Allem wird ihm das Eine tief in das kleine Herz gesenkt, die Freude an der Welt und an dem Leben. Wenn später dann auch die rauhe Wirklichkeit die luftigen heiteren Gebilde hinwegfegt, und das nackte Leben mit seinen ernsten täglichen Forderungen an es herantritt, ganz läßt sich diese reiche Welt der Phantasie nicht vertreiben. Ein Abglanz davon wird in der Seele dennoch hängen bleiben und die trübe Wirklichkeit mit einem goldigen Schimmer verklären. Der Mensch, der eine reiche Kindheit hinter sich hat, wird sich für das spätere Leben auch Ideale bewahrt haben, die ihn das schwerste Loos und die nüchternste Gegenwart leichter ertragen lassen werden.

* * *

Dem amerikanischen Kinde wird das praktische Leben zu früh vor Augen geführt. Noch ehe der kleine Mensch Zeit gefunden hat, sich nur einigermaßen mit der fremden Welt ringsum bekannt zu machen, werden ihm Ohren und Augen weit geöffnet und Alles auf seinen bestimmten Werth hin festgenagelt. Wo es irgend angeht, wird dieser in die Landesmünze umgeprägt. Ehe er noch das Leben in seiner tausendfältigen Gestalt auch nur halbwegs begreift, wird ihm die Macht des Geldes als das Höchste hingestellt. Und vor dem gleißenden kalten Metall ziehen sich die Ideale scheu zurück und auch die Phantasie sinkt flügellahm zu Boden. Das Geld wird ihm Jahre und Jahre zu früh in die Hand

das schon auf der Zunge sitzt, um scharf und zischend hervorzubrechen, zurückhalten, oft genug die zuckende Hand, die zu einem Schlage ausholt, zurückziehen müssen, ehe die gütige Geduld von uns ganz Besitz ergriffen haben wird. Dann aber wird man die überraschende Wahrnehmung machen, daß das Kind auch durch Güte und freundliche Ermahnung zu lenken ist. Und fährt dann einmal nach einer langen Reihe von sonnigen Tagen das grollende Gewitter väterlichen Zornes auf den kleinen Missethäter herab, und schlägt sogar der Blitz in sein schuldbeladenes Gewissen in Form einer gelinden Züchtigung hernieder, dann wird die Wirkung eine um so größere und nachhaltigere sein. Giebt man aber seinen Unwillen oder auch seinen Zorn tagtäglich in kleinen bitteren Pillen aus, so wird der Geschmack des Kindes sehr bald abgestumpft sein, und es wird das beständige elterliche Strafgericht beinahe für ein nothwendiges Uebel ansehen, mit dem man sich auf beste Weise abzufinden hat. Was thut's, wenn das Kind sechsmal des Tages gewaschen werden muß, oder das „schöne, reine“ Kleidchen nach dem Spaziergang im Parke oder nach dem Aufenthalte im Hofe befleckt und grau geworden ist? Was thut's, wenn der kleine Wildfang in seinen ersten Höschen bei einem kühnen Versuch über den nächsten Zaun zu klettern, ein Eckloch gerissen hat, was thut's, wenn er bei einem Wettlauf mit Nachbars Peter gestolpert ist und eine Beule davongetragen hat? Was thut's, wenn er sein helles Stimmchen einmal überlaut erhebt und die kleinen Lungen über Gebühr anstrengt? Was thut's, wenn er Circus spielen will und beim Purzelbaum kopfüber schlägt?

und sich bereits mit einigen stärkeren Wurzeln an das Erdreich festgeklammert hat. Es kommt ihnen lieblos und herzlos vor, die winzigen hülflosen Geschöpfe, die selbst in ihren kleinen Unarten noch immer so anmuthig und reizend sind, etwas stärker anzufassen und den schmieg- und biegsamen Stamm, der gar zu gerne das Bestreben hat, sich der Erde zuzuneigen, mit sanftem Druck emporzurichten. Und wahrlich, wer je aufmerksam beobachtet hat, wie ein fröhliches Kindergesicht sich in ein schmerzverzogenes verwandelte, wer den traurigen Blick aus den großen unschuldigen Kinderaugen aufgefangen oder gar eine Kinderthräne langsam über die rosigen Bäckchen hat rollen sehen, der wird nur mit schwerem Herzen einen rauhen Klang in seiner Stimme finden, um die kleinen Thunichtgute zurechtzuweisen, oder gar die Hand erheben, um durch einen heilsamen Klaps einen besonderen Nachdruck auf eine Belehrung oder Mahnung zu legen. Es giebt gewiß nichts Schmerzlicheres für eine Mutter oder einen Vater, als ihr geliebtes Kind zu strafen. Der schmollende kleine Geselle, der mit vorgeschobener Unterlippe und niedergeschlagenen Augen dasteht, und mit den kleinen Fingern unruhig hin- und herneſtelt, der scheue vorwurfsvolle Blick, der hier und da die Mama trifft, welche soeben eine berechtigte Lection ertheilt hat, vermögen wohl etwas wie Reue in dem Herzen der Mutter aufsteigen zu lassen. Ihr Blick, der eben noch so ernst, strahlt die wärmste Liebe aus, die Hand, die eben erst den kleinen Unart zurückgewiesen, zuckt in allen Gliedern, um ihn an sich zu reißen, und der Mund, der eben erst so harte Worte gesprochen, möchte jetzt den Kleinen mit Küssen fast ersticken. So sitzt sie da, die Hände in den Schooß gefaltet, die Augen voller Liebe auf

den halbabgewandten Schelm gerichtet. Und **vor** diesem Strahl der Liebe schmilzt sein kleines Herz. **Es zuckt** in seinem lieben Gesichtchen auf wie ein verstohlenes **Lachen** aber noch wehrt er sich ein wenig; das Köpfchen **senkt** sich schnell, als wäre er auf einer neuen Unart ertappt. **Doch** schon blickt er wieder auf, forschend, spähend, wie **der Landmann**, der nach andauerndem Regen nach der **Sonne** ausschaut, und plötzlich macht er Kehrt, breitet die kleinen **runden** Aermchen aus, und wirft sich übermüthig lachend **an** das Herz der Mutter. Der Kleine hat kapitulirt und **der Friede** ist geschlossen. Nun schenkt er auch willig den **Bitten** der lieben Mama Gehör, die kleine weiche Hand fährt schmeichelnd über das Antlitz der Mutter und er wiederholt dabei das nur zu schnell vergessene Versprechen: „Ich werd's nicht wieder thun!"

* * *

Gewiß ist es mit dem Strafen der Kinder ein eigen Ding, und nirgends ist wohl Beschränkung und Nachsicht mehr geboten, wie gerade hier. Die kleine junge Pflanze, die neugierig ihr liebliches Köpfchen aus dem Erdboden hervorsteckt und die wundersame Welt verwundert anschaut, braucht mehr Licht als Regen, um zur Sonne emporzuwachsen. Heftiger Regenschauer oder rauher Sturmwind macht sie bis zur Wurzel erzittern, und erschüttert ein gedeihliches Wachsthum vielleicht ganz, und wenn gar ein Reif sich auf die zarten Ranken niedersenkt, so kann wohl der Lebenssaft erstarren und die Blüthen, welche solch' eine früh verkümmerte Pflanze treibt, werden armselig und trostlos sein, oder sie bleiben auch wohl ganz aus. So ist es auch mit dem Kinde. Im Sonnenschein der Liebe muß es aufwachsen. Dann nur

werden all' die herrlichen Blüthen, welche in der Kindesseele schlummern, an's Tageslicht treiben, und die Eltern, welche mit wachsamem Auge ihr Kind beobachten, werden täglich neue Blüthenansätze entdecken. Der Duft, der daraus strömt, wird sie berauschen.

Es giebt aber wohl nichts Schrecklicheres, als wenn sich die Eltern eines Tages sagen müssen, sie haben die Liebe ihres Kindes verloren, und haben für ihr beständiges Schuriegeln und Schelten, ihr ewiges Ermahnen und Strafen den Sinn des Kindes verhärtet und störrisch gemacht, oder die Furcht in dem kleinen liebebedürftigen Herzen eingepflanzt. Gerade das, was sie bezweckten, ein gutes mustergültiges Kind zu erziehen, ist nicht erreicht. Das Kind lehnt sich gegen eine rauhe Behandlung naturgemäß auf, und wird verstockt. Das herzliche unbedingte Vertrauen in die Liebe der Eltern wird erschüttert. Sie ziehen sich scheu in sich selbst zurück und verbergen ihre Wünsche und Neigungen. Das, was ihre kleine Seele bewegt, bleibt oft unausgesprochen, aus Furcht, daß sie kein Verständniß dafür finden. Die ewige Fragelust, die nur strenge Eltern ungeduldig machen kann, wird unterdrückt und der kleine Grübler sucht sich selbst eine Antwort auf tausend auf ihn eindringende Erscheinungen zu geben, und die wird nur zu oft eine verkehrte und falsche sein. Es fürchtet nichts mehr als eine schroffe Abweisung, und doch hat das Kind ein heiliges Recht zu fragen. Und von den Eltern verlangt es zuerst eine Antwort.

Es heißt also zunächst Geduld haben mit dem Kinde. Das ist eine Tugend, die geübt sein will, um in Fleisch und Blut überzugehen. Man wird oft genug das rauhe Wort,

Mützchen, und in jubelndem Eifer eilt er auf die Straße. Hei, wie er da herumspringt und herumtobt! Wie die Bäckchen sich röthen und die goldblonden Locken fliegen! Er fühlt sich als ein Junge, als „einer" von den Jungens, die er so oft heimlich beneidet hat, und er will den lieben Eltern, die sein Spiel vom Fenster aus verfolgen, einmal zeigen, was er eigentlich für ein Bursche ist. Was thut's, wenn Nachbars Peter auch einmal etwas derb zugreift und ihn ordentlich durchschüttelt, er will nicht feige sein! Er beginnt sich vor seinen eigenen Thränen zu schämen, und der Ehrgeiz, es den Anderen zuvorzuthun, beginnt zu erwachen. Das ist der erste Kampf um's Dasein. Die erste Kraftprobe, wer schließlich „oben" bleiben wird. Und aus kleinen Fäustchen werden mit den Jahren große Fäuste.

Die Gefahr der Straße kann von verständigen Eltern so eingedämmt werden, daß sie auf ein sehr geringes Maaß beschränkt bleibt und den Erziehungsgang des Kindes nicht nachhaltig schädigt. Selbstverständlich sollte man das Kind nur zu gewissen Zeiten zum Spiele aus dem Hause lassen und auch dann dasselbe überwachen. Das Kind muß immer wie an geheimen Fäden mit dem Elternhause verbunden bleiben, und bei irgendwelchen Ausschreitungen müssen diese Fäden sich in feste Bänder verwandeln, an denen man den kleinen Thunichtgut in die vier Wände zurücklenken kann. Das Kind muß wohl empfinden, daß man ihm hier und da eine größere Freiheit gestattet, aber es muß auch gleichzeitig fühlen, daß ihm das wachsame Auge der Eltern beständig folgt. Es ist unmöglich, hier die Grenzen der Freiheit abzustecken, das muß der Verstand des Vaters und das Herz der Mutter bestimmen. Sie werden nur zu bald wissen,

wann eine Verwilderung des kleinen Schlingels eintritt, und darnach ihre Vorkehrungsmaßregeln treffen.

Am sorgfältigsten aber sollte man in der Auswahl der Gespielen für das Kind sein. Wie herrlich wäre es, wenn man durch ein Mikroskop in die Seele der Kinder schauen könnte, die sich an unseren Liebling herandrängen. Dann könnte man am leichtesten die räudigen Schafe von der Heerde sondern. Man glaubt nicht, wie weit der Einfluß des Kindes auf ein anderes Kind reicht. Der Nachahmungstrieb treibt hier gerade seine saftigsten Blüthen. Wie oft klingt uns nicht die de- und wehmüthige Entschuldigung unseres kleinen Gescholtenen entgegen: „Ja, aber der Peter macht's doch gerade so, Mama!" — Der Peter, und immer der Peter! Diese kleine unnütze Range, die kaum ein Jahr älter ist, als unser Wildfang, wird zur unantastbaren Autorität erhoben! Unser Elternstolz erleidet da eine empfindliche Züchtigung!

* * *

Wie aber soll man solche Eltern benennen, die ohne die leisesten Gewissensbisse zu empfinden, ohne auch nur einen leichten Kampf in ihrer Seele durchzufechten, die Straße als den regelrechten Spielplatz ihrer Kinder ansehen? Die ihren Kindern die Thür des Elternhauses weit öffnen und sie in das Gewühl hinausstürmen lassen, in dem das Schlechte und Gemeine obenauf schwimmt? Die, ohne die geringsten Skrupel zu verspüren, ihre Kinder mit allen Rangen, welche die Straße als ihre Heimath betrachten, verkehren und so gewissermaßen das Gift in alle Poren dieses empfänglichen kleinen Geschöpfes eindringen lassen? Ob sie sich wohl jemals ihres Verbrechens klar geworden sind? Ob sie sich wohl

Je mehr sich der kleine Kerl in einen regelrechten Jungen verwandelt, je mehr es ihn aus den engen Räumen des Hauses in's Freie lockt, desto ernster tritt die Frage an die Eltern heran: „was nun?“ Beim Anblick des lieben Kindes, das noch ganz ihnen gehört, das aber doch schon die ihm gezogenen Grenzen selbstständig zu erweitern trachtet, beschleicht sie etwas wie Wehmuth. Sie fühlen, daß auch ihrer Macht und ihrer Liebe ein Ziel gesetzt werden wird. Andere Elemente, und nicht immer die besten, reinsten, werden sich zwischen sie und ihr wohl behütetes Kind drängen, und fremde Einflüsse, so gerne man vor ihnen auch Thüre und Fenster verschließen möchte, werden sich dennoch auf tausend Schleichwegen in das Herz des Kindes zu stehlen wissen. Da erst beginnt die Zeit der Abwehr, der Kampf mit der Außenwelt, die man dem Kinde absperren möchte und doch offen halten muß. Denn schließlich ist sie ja das große Wasser, in dem der kleine Mensch schwimmen lernen soll, damit er nicht später elendiglich, matt und kraftlos auf den Boden niedersinkt. Das ist die Zeit, in der sich die Eifersucht der Elternliebe zu regen beginnt, auf jeden neuen Spielkameraden, der den kleinen Wildfang in eine neue Thorheit einweiht, und ein ausgelassenes Lachen auf seine fröhlichen Züge hervorzuzaubern vermag, auf jeden Freund des Hauses, der ein neues Begehren in der jungen Seele des Kindes zu erregen weiß. Es liegt etwas Selbstsüchtiges in dieser Liebe, und doch fließt sie aus der reinsten Quelle. Man möchte das Kind ganz glücklich erhalten! Man möchte es vor Allem bewahren, was störend in die reine Harmonie seiner unschuldigen Seele eingreifen könnte! Als ob man das vermöchte! Früher oder später entwindet sich das kleine

Menschenkind doch der elterlichen Fürsorge und sucht das Glück auf eigener Bahn zu erhaschen. Die Eltern können nichts, als ihrem Kinde den richtigen Weg dazu weisen und es so ausrüsten, daß es den tausend Gefahren, die auf der großen öffentlichen Landstraße des Lebens auf Jeden lauern, dreist in's Auge sieht und sie wacker bekämpft. Wenn der Knabe von seiner Kindheit Abschied nimmt, so glänzen seine heiteren Augen hoffnungsvoll und er schaut in das buntschimmernde Leben, als hätten sich ihm die Zauberpforten des Paradieses geöffnet. Die Eltern aber stehen dabei, die Hände innig verschlungen, mit feuchten Augen und schwerem Herzen. Und wenn sie den kleinen Wanderer rüstig ausschreiten sehen, so flehen sie den reichsten Segen auf sein lockiges Haupt herab.

* * *

Die Straße ist der Verderb der Jugend. Was aber thun die Eltern, deren Wohnung beschränkt ist und an welche kein Hof oder kein Garten stößt? Der Kleine will hinaus, die Zimmerluft beengt ihn, die vier Wände bedrücken ihn. Mit sehnsüchtigem Verlangen steht er am Fenster und schaut auf die Straße hinab und verfolgt mit aufmerksamstem Interesse, wie sich zwei Buben balgen oder in wildem Spiele herumjagen. Er möchte unter ihnen sein. Er möchte auch einmal die kleinen Fäuste gebrauchen und zum Schlage ausholen, er möchte auch einmal ein Bube sein. Der Blick, den er dann und wann vom Fenster weg auf die Eltern wirft, er spricht von weiter nichts als von diesem heimlichen Verlangen. Endlich faßt er sich ein Herz und stammelt die Bitte heraus, dann legt er sich auf's Schmeicheln, und kaum ist die Bitte gewährt, so ergreift er auch schon sein

Mützchen, und in jubelndem Eifer eilt er auf die Straße. Hei, wie er da herumspringt und herumtobt! Wie die Bäckchen sich röthen und die goldblonden Locken fliegen! Er fühlt sich als ein Junge, als „einer" von den Jungens, die er so oft heimlich beneidet hat, und er will den lieben Eltern, die sein Spiel vom Fenster aus verfolgen, einmal zeigen, was er eigentlich für ein Bursche ist. Was thut's, wenn Nachbars Peter auch einmal etwas derb zugreift und ihn ordentlich durchschüttelt, er will nicht feige sein! Er beginnt sich vor seinen eigenen Thränen zu schämen, und der Ehrgeiz, es den Anderen zuvorzuthun, beginnt zu erwachen. Das ist der erste Kampf um's Dasein. Die erste Kraftprobe, wer schließlich „oben" bleiben wird. Und aus kleinen Fäustchen werden mit den Jahren große Fäuste.

Die Gefahr der Straße kann von verständigen Eltern so eingedämmt werden, daß sie auf ein sehr geringes Maaß beschränkt bleibt und den Erziehungsgang des Kindes nicht nachhaltig schädigt. Selbstverständlich sollte man das Kind nur zu gewissen Zeiten zum Spiele aus dem Hause lassen und auch dann dasselbe überwachen. Das Kind muß immer wie an geheimen Fäden mit dem Elternhause verbunden bleiben, und bei irgendwelchen Ausschreitungen müssen diese Fäden sich in feste Bänder verwandeln, an denen man den kleinen Thunichtgut in die vier Wände zurücklenken kann. Das Kind muß wohl empfinden, daß man ihm hier und da eine größere Freiheit gestattet, aber es muß auch gleichzeitig fühlen, daß ihm das wachsame Auge der Eltern beständig folgt. Es ist unmöglich, hier die Grenzen der Freiheit abzustecken, das muß der Verstand des Vaters und das Herz der Mutter bestimmen. Sie werden nur zu bald wissen,

wann eine Verwilderung des kleinen Schlingels eintritt, und darnach ihre Vorkehrungsmaßregeln treffen.

Am sorgfältigsten aber sollte man in der Auswahl der Gespielen für das Kind sein. Wie herrlich wäre es, wenn man durch ein Mikroskop in die Seele der Kinder schauen könnte, die sich an unseren Liebling herandrängen. Dann könnte man am leichtesten die räudigen Schafe von der Heerde sondern. Man glaubt nicht, wie weit der Einfluß des Kindes auf ein anderes Kind reicht. Der Nachahmungstrieb treibt hier gerade seine saftigsten Blüthen. Wie oft klingt uns nicht die de- und wehmüthige Entschuldigung unseres kleinen Gescholtenen entgegen: „Ja, aber der Peter macht's doch gerade so, Mama!“ — Der Peter, und immer der Peter! Diese kleine unnütze Range, die kaum ein Jahr älter ist, als unser Wildfang, wird zur unantastbaren Autorität erhoben! Unser Elternstolz erleidet da eine empfindliche Züchtigung!

* *
*

Wie aber soll man solche Eltern benennen, die ohne die leisesten Gewissensbisse zu empfinden, ohne auch nur einen leichten Kampf in ihrer Seele durchzufechten, die Straße als den regelrechten Spielplatz ihrer Kinder ansehen? Die ihren Kindern die Thür des Elternhauses weit öffnen und sie in das Gewühl hinausstürmen lassen, in dem das Schlechte und Gemeine obenauf schwimmt? Die, ohne die geringsten Skrupel zu verspüren, ihre Kinder mit allen Rangen, welche die Straße als ihre Heimath betrachten, verkehren und so gewissermaßen das Gift in alle Poren dieses empfänglichen kleinen Geschöpfes eindringen lassen? Ob sie sich wohl jemals ihres Verbrechens klar geworden sind? Ob sie sich wohl

und daß man versucht Häuser zu bauen, und mit der Errichtung der Thurmspitze beginnen will. Natürlich, man hat ja Jahrzehnte lang unaufhörlich in die Welt hinausgeschrieen, daß hier das Beste, Schönste und Großartigste wächst und gedeiht, daß man jetzt kaum noch zurück kann, ohne sich selbst auf Schritt und Tritt die schallendsten Ohrfeigen zu geben. Und sich mit diesen wenig schmackhaften Früchten zu traktiren, das liegt nicht im Geschmacke eines überstolzen Gesellen. Da ist es immer noch besser, Schein auf Schein zu häufen, bombastische Ueberhebung auf bombastische Ueberhebung zu setzen und alle Zweifel, alle nagenden Selbstanklagen mit voller Bruststimme zu überdonnern. Bis der Krach kommt! Einmal muß ein Gebäude, das auf Flugsand gebaut ist, doch einstürzen. Und je höher, lug- und trughafter es aufgeführt worden ist, um so schrecklicher wird sein Fall sein. Aber dieser Fall wird für die Nachbauenden immer noch ein unendliches Glück sein. Dann erst werden sie nach den Ursachen dieses Natureignisses forschen, und sie werden sich vor die Stirne schlagen und mit Fingern auf den Flugsand zeigen. Es wird in ihrem nationalstolzen Gehirn fürchterlich zu dämmern beginnen. Die großen Worte von ihrer Unübertrefflichkeit, Unerreichtheit und Ueberlegenheit werden sie in ihrer entsetzlichen Hohlheit angrinsen wie böse Geister aus dem Höllenpfuhl. Sie werden wirkliche Scham verspüren. Der große breite Mund, der sich beständig zu den Worten öffnet „we are the . . . .“ wird sich schaudernd schließen und den Rest verschlucken. Er wird verstummen. Und kleinlaut wird man sich an die Ausmauerung des Grundes machen und feste Marmorblöcke in die Erde senken.

Doch was hat das alles mit unseren Kindern zu thun? Oh, gewaltig viel, man denke nur ein wenig nach und die Verbindung wird sich von selber finden.

* * *

Der in Deutschland geborene Deutsche steht hier zwischen Vaterland und Vaterland. Alle schönrednerische Phrasen von dem neuen Vaterlande, wie sie von allen Gelegenheitsrednern bei politischen Versammlungen und Festlichkeiten, beständig herausposaunt werden, sind nur wahr, solange sie vom Verstande kritisirt werden. Das Herz revoltirt dagegen. Das Herz, das im Boden des alten Vaterlandes die ersten und deshalb kräftigsten Wurzeln geschlagen hat, kann nicht wie eine gewöhnliche Pflanze von einem Erdreich in das andere versetzt werden. Dieser so oft angewandte Vergleich, der immer als Bekräftigung dienen muß, hinkt also auch. Das Herz kann sich wohl blutend von seinem natürlichen Boden losreißen, ja seine Wunden können auch heilen und vernarben, aber niemals, nie wird das Bewußtsein daraus schwinden, daß es bis zum letzten Schlage mit tausend unsichtbaren Fäden mit dem alten Vaterlande verknüpft geblieben ist. Sich in die neuen Verhältnisse schicken, bedeutet also streng genommen nichts anderes, als das Herz allmählig zur Ruhe bringen und dem Verstande immer williger das Ohr leihen. Man lullt das Herz mehr und mehr ein und es versinkt in Schlaf. Man will nicht immer an einen tiefnagenden Schmerz erinnert werden. Man betäubt sich, und stürzt sich in die neuen Verhältnisse und gewinnt ihnen allmählich Geschmack ab. Und das ist gut so. In jedem Deutschen steckt etwas von einem Reformator im Blute. Er wird seine Umgebung, vielleicht unbewußt, mit

seinen Anschauungen zu durchsäuern und sich ein Fleckchen Heimath zu erringen suchen. Dieses Bestreben zeigt sich ja in seiner Verallgemeinerung am deutlichsten darin, daß die große amerikanische Republik sich dem Einfluß der Deutschen nicht mehr entziehen kann. Er hat sie vielmehr mit tausend Fangarmen wie ein Polyp bereits umschlungen, und zwingt sie, trotz allen lärmenden Protestes und aller wüthenden Abwehr, den deutschen Geist in sich aufzunehmen. Sie könnte ihn thatsächlich gar nicht mehr entbehren und ohne ihn fertig werden. Der Deutsche hat hier bereits eine hohe Culturarbeit vollzogen, und arbeitet unverdrossen weiter — arbeitet weiter zum größten Heile seines neuen Vaterlandes. Gerade sein stark entwickeltes Heimathsgefühl stachelt ihn unaufhörlich dazu an, sich die neue Heimath zur alten umzugestalten. Daß aber die Liebe für die alte Heimath in ihm erstirbt, je mehr er hier festen Fuß faßt, das ist einfach nicht wahr. Sie mag für lange Zeit hindurch in einen traumhaften Schlaf verfallen, das erste große Ereigniß aber, von dem das deutsche Vaterland heimgesucht wird, sei es freudiger, sei es schmerzlicher Natur, reißt sie aus ihrem Schlummer. Der Verstand muß wieder vor dem Herzen zurücktreten, und dieses jubelt oder weint mit seinen Stammesgenossen. In solchen Augenblicken nationaler Erregung ist das Herz ganz deutsch. Alte halbvergessere heimathliche Erinnerungen sprossen üppig auf und es grünt und blüht darin, wie nie zuvor. Die Sprache, die theure deutsche Sprache, fließt leicht von den Lippen, deutsche Lieder und Gesänge umklingen unser Ohr und innen jubelt eine Stimme lauter und lauter: „Deutschland, Deutschland, über Alles!“ — —

Da kommt die ewig lebendige Zwiespaltigkeit im Herzen des hier ansässigen Deutschen zum vollen Ausbruch. Und diese Zwiespaltigkeit ist es, welche dem Deutschen hier zu Lande die Erziehung seiner Kinder so unendlich erschwert. Er ist wirklich in einer schwierigen Lage. Was bei ihm natürlich erscheint, findet bei seinem Kinde nur eine theilweise Berechtigung, denn sein Kind ist hier geboren, auf amerikanischem Boden, und wächst in dem stolzen Bewußtsein auf, ein durch Geburt freier Bürger der großen Republik zu sein.

Wie nun, so fragt sich der deutsche Vater mit einigem Kopfzerbrechen, soll ich mein Kind erziehen? So ganz amerikanisch? Dagegen sträubt sich sein deutsches Gemüth und die reichen Erfahrungen, welche er durch tägliche Vergleiche der hiesigen mit der deutschen Erziehung gesammelt hat. So ganz deutsch? Das geht doch auch nicht, denn wie darf er das Kind seinem eigenen Heimathland entfremden? Dies ist doch das Land, in dem es geboren ist, in dem es erstarken und in dem es später sein eigen Brod erwerben soll. Vereinige man also die beiden Erziehungsmethoden und gebe dem Kinde von jeder das Beste. Das aber läßt sich sehr schnell schreiben und noch schneller sprechen, aber es ist unendlich schwer, es durchzuführen. Was ist das Beste? Da schon thürmen sich hohe Schwierigkeiten auf und es würde das sorgsamste Studium von Seiten eines gewissenhaften Vaters erfordern, um für sein Kind „das Beste" auszulesen. Wo überhaupt hören die Grenzen auf, die das Eine vom Andern scheiden? Wann ist es Zeit einzuschreiten, um Uebergriffe zurückzuweisen?

* * *

Der deutsche Vater, der seinem Kinde ganz gerecht werden will, hat in der That eine schwere Aufgabe vor sich. Er wird sich oft selbst bezwingen müssen, um das Heimathland seines Kindes nicht auf Kosten seines Heimathlandes herabzusetzen. Er wird sich bemühen müssen, dem erwachenden Dünkel des jungen Republikaners bei Zeiten entgegenzutreten und ihm das schöne Bild seines Heimathlandes vor die junge Seele zu zaubern. Das Alles darf nicht rauh, verletzend und anmaßend geschehen! Wie kann man von einem Kinde verlangen, daß es ein Land mehr lieben soll, welches es nicht kennt, auf Kosten des Landes, in dem es geboren ist, also seines Vaterlandes? Je barscher und unfreundlicher man also über das Vaterland seines Kindes spricht, je mehr wird sich das Herz des Kindes gegen das alte Vaterland verhärten. Es ist eine Sünde gegen das Herz seines Kindes, wenn man ihm seine Heimath in den Staub herabzieht. Es ist nicht nur eine Sünde, es ist ein Verbrechen! Es ist, als ob man dem Kinde den offenen Verrath gegen sein Vaterland predigt!

Nein, nein, so geht das nicht! Mag man selber noch so sehr mit wachsender Sehnsucht nach Osten schauen, und den Blick auf die lachenden Gestade der alten Heimath gerichtet haben, man wird mit Achtung von seiner neuen Heimath denken und sprechen müssen, will man bei seinem Kinde auch Achtung und Liebe für unsere Heimath erwecken! Man wird die Augen doppelt offen halten müssen, um das Gute in diesem Lande herauszufinden, und seinem Kinde an's Herz zu legen. Man wird sich mit der Geschichte seines Adoptivvaterlandes mehr und mehr vertraut machen müssen, um aus der staunenswerthen Entwickelung desselben immer größere

Doch was hat das alles mit unseren Kindern zu thun? Oh, gewaltig viel, man denke nur ein wenig nach und die Verbindung wird sich von selber finden.

* * *

Der in Deutschland geborene Deutsche steht hier zwischen Vaterland und Vaterland. Alle schönrednerische Phrasen von dem neuen Vaterlande, wie sie von allen Gelegenheitsrednern bei politischen Versammlungen und Festlichkeiten, beständig herausposaunt werden, sind nur wahr, solange sie vom Verstande kritisirt werden. Das Herz revoltirt dagegen. Das Herz, das im Boden des alten Vaterlandes die ersten und deshalb kräftigsten Wurzeln geschlagen hat, kann nicht wie eine gewöhnliche Pflanze von einem Erdreich in das andere versetzt werden. Dieser so oft angewandte Vergleich, der immer als Bekräftigung dienen muß, hinkt also auch. Das Herz kann sich wohl blutend von seinem natürlichen Boden losreißen, ja seine Wunden können auch heilen und vernarben, aber niemals, nie wird das Bewußtsein daraus schwinden, daß es bis zum letzten Schlage mit tausend unsichtbaren Fäden mit dem alten Vaterlande verknüpft geblieben ist. Sich in die neuen Verhältnisse schicken, bedeutet also streng genommen nichts anderes, als das Herz allmählig zur Ruhe bringen und dem Verstande immer williger das Ohr leihen. Man lullt das Herz mehr und mehr ein und es versinkt in Schlaf. Man will nicht immer an einen tiefnagenden Schmerz erinnert werden. Man betäubt sich, und stürzt sich in die neuen Verhältnisse und gewinnt ihnen allmählich Geschmack ab. Und das ist gut so. In jedem Deutschen steckt etwas von einem Reformator im Blute. Er wird seine Umgebung, vielleicht unbewußt, mit

Herz und Verstand.

Bei jedem Manne kommt einmal die Zeit, in der er sich nach einem eigenen Hausstande sehnt. Bei einem früher, bei einem später. Dieser schreitet nach kaum erreichter Selbstständigkeit, keck und waghalsig in das geheimnißvolle Bereich der Ehe, Jener erst, nachdem er die Freuden des Junggesellenstandes bis zur Neige gekostet hat, und nun nach einem stillen Hafen der Ruhe sich sehnt. Wer von Beiden richtiger gehandelt, ist schwer zu entscheiden, ganz richtig haben sie wohl Beide nicht gehandelt. Dem Einen hätte es nicht geschadet, wenn er sich noch einige Jahre den Wind um die Ohren hätte sausen lassen, dem Andern würde es in seiner Ehe besser ergehen, falls er etwas mehr Jugendfrische und Jugendkraft mit herüber gerettet hätte. Wie bei allen Dingen in der Welt liegt das Richtige auch in dieser Sache in der Mitte, und es werden naturgemäß diejenigen die glücklichsten Ehepaare werden, welche nicht zu jung und nicht zu alt, nicht zu unerfahren und nicht zu erfahren den Bund fürs Leben schließen. Die Liebe wird zwar immer das erste und letzte Wort bei allen Herzensverbindungen sprechen, aber der Verstand sollte doch nicht ganz ausgeschlossen bleiben, sondern bei allen Berathungen in einer so ernsten Angelegenheit eine maßgebende Stimme haben. Immerhin aber bleibt eine reine Liebesheirath, selbst wenn sie unglücklich ausschlägt, noch immer tausendmal ehrenvoller, als eine reine Verstandesheirath, die in kluger kühler Berechnung wie ein Kaufkontrakt in Heller und Pfennig

abgeschlossen wird. Dort schließen zwei flammende Herzen den Bund, hier verkauft sich ein Körper an den andern. Jener Bund ist menschlich, sittlich, wenn man will göttlich — dieser grenzt fast ans Unsittliche. Dort ist Alles Empfindung, Seele, Hingebung — hier alles Berechnung, Spekulation, Zahlen. Dort thut das Eine für das Andere Alles aus inniger Herzensneigung, hier nach dem Wortlaut des Kontraktes, an dem sich deuteln und mäkeln läßt. Bei diesem Ehepaar giebt es keine „weils" und „darums", Alles geschieht aus voller Seele heraus, spontan, naturgemäß, bei jenen ist bei jeder Handlung erst der ganze Denkapparat in Bewegung gesetzt worden, und der kühle Verstand hat zuvor in allen Ecken und Winkeln herumgeleuchtet und gehörig mit jeder Gefühlsschwärmerei aufgeräumt. In Kurzem — jene sind eine Ehe eingegangen — diese haben einen Kontrakt geschlossen.

* * *

Heutzutage werden mehr Verstandesehen als Liebesehen geschlossen. Das ist so allgemein bekannt, daß es fast banal klingt, es noch einmal auszusprechen. Die Ehe ist zu einer kühlen Spekulation herabgewürdigt worden. Es bleibt fast nur noch ein Schritt zu thun, nämlich, die Ehen auf der Börse, wie jedes andere Geschäft abzuschließen. Und daß auch das schon hier und da geschehen ist und geschieht, auch das ist ein offenes Geheimniß. Der Fluch des Geldes reicht eben unendlich weit, und überall, wo das Geld regiert, entfliehen die Ideale entsetzt von dannen. Die vielen Scheidungen sind ja auch nur ein Beweis für die Ueberzahl der Verstandesehen. Was kühl geschlossen worden ist, wird auch ebenso kühl gelöst werden, falls, um mit dem Ehe-

kaufmann zu sprechen, „die erwarteten Vortheile ausgeblieben sind". Der Begriff „Weib" ist für ihn lediglich zu einem Zahlenbegriff geworden, und wenn er „unter den Töchtern des Landes" Umschau hält, so sieht er nicht eine Schaar liebreizender Geschöpfe, voll Frauenanmuth und Frauenwürde, sondern nur eine Anzahl Werthobjekte, die eine größere oder kleinere Summe klingender Münzen repräsentiren. Er sucht nicht eine Genossin für's Leben, mit der er, in treuer Liebe verbunden, Glück und Leid zu theilen gewillt ist, sondern er will durch seine Ehe seine sociale Lage verbessern, und womöglich zu Wohlstand und Reichthum gelangen. Familienglück, ein von wahrer Liebe durchsonntes Heim, ein seliges Genügen an dem, was er sich durch eigene Kraft für das Weib seiner Liebe erschaffen, — das Alles sind Dinge, die sich für einen Dichter eignen, in glatten, rührsamen Versen besungen zu werden, nicht aber für einen praktisch denkenden Menschen, der an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts steht. Der äußere Glanz ist an Stelle des inneren Behagens gesetzt worden, die Großthuerei für bescheidenes Glück. Man will nach außen hin etwas bedeuten, und trägt sein häusliches Glück — das einzige wahre Glück des Lebens — zu Grabe. Erst wenn es rettungslos verloren ist, und die harten Erdschollen darauf mit dumpfem Klange herniederfallen, erst dann kommt die Erkenntniß des Verlorenen. Nicht die Tage des Wohllebens bringen zwei Menschen nahe an einander, sondern die Tage der Angst, des gemeinsamen Schmerzes. Noth, Sorge und Verzweiflung haben mehr Menschen mit unlösbaren Ketten aneinandergeschmiedet, als gemeinsame Tage der Lust. Dort verinnerlicht sich das ganze Wesen, hier verflacht es sich. Dort stützt sich

Eines auf das Andere und richtet sich an der gegenseitigen Liebe hoffnungsvoll wieder auf, hier verflattert das Herz und Gemüth in nichtigen Dingen, die nur einen Glanz auf die Oberfläche des Lebens werfen. Nur eine Liebe, die an dem Feuer der Entbehrungen gehärtet worden ist, wird auch die Tage des Glückes ohne Gefahr für Verflachung des Herzens durchkosten. Wohl der Ehe, der trübe Tage erspart blieben und die dennoch von echter Liebe durchleuchtet ist. Das müssen in Wahrheit treffliche Menschen sein, deren Herzen den Kitt des gemeinsamen Schmerzes entbehren und die sich dennoch nicht im beständigen Glücke verlieren.

* * *

Man thäte übrigens unrecht, wollte man Amerika ganz besonders als das Land bezeichnen, in dem die Verstandesehe zur dominirenden Stellung gelangt sei. Es sieht in dieser Beziehung in Europa ebenso böse aus, wie hier, ja vielleicht noch schlimmer. Ohne die unergründlich scheinenden Quellen des Reichthums zu besitzen, wie sie Amerika zu haben sich rühmen kann, sind auch in europäischen Ländern die Ansprüche des Einzelnen an das Leben beständig im Wachsen begriffen, und der „gemüthvolle" Deutsche steht bei dem allgemeinen Tanze um das goldene Kalb durchaus nicht abseits. Er tanzt sogar in einer der vordersten Reihen mit, und zeigt sich auch beim Zugreifen nach einem niedlichen Goldfischchen absolut nicht blöde. Deutschland ist das Land der Repräsentation. Jeder, der irgend eine Stellung einnimmt, muß repräsentiren, und das kostet Geld. Der Offizier sowohl als der Beamte sind ihrer Stellung stets „so viel schuldig", daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn diese Herrn ewig in Schulden stecken. Ja, es wird den Leuten draußen, die

eine gewisse Stellung erreicht haben — und das dauert oft sehr lange —, zur Pflicht gemacht, zu repräsentiren. Man braucht ja nur an das vom Staate diktirte nachweisbare Heirathsgut der Offiziere zu denken. So etwas aber, zumal wenn es die staatliche Sanction erhalten hat, steckt an, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Deutschland gerade dieser Repräsentationskrankheit wegen so arm geblieben ist, und erst jetzt, nachdem es politisch zu großer Bedeutung gelangt ist, und in Folge dessen auch sein Handel einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, allmählich einen gewissen Reichthum erringt. Alle Offiziere und Beamte aber werden nicht als Söhne reicher Eltern geboren, und nun beginnt naturgemäß eine mehr oder minder verkappte Hetzjagd nach Erbinnen, die das fehlende aber nothwendige Geld zur Repräsentation mit in den jungen Hausstand bringen sollen.

Die Heiligkeit der Ehe aber muß durch solch ein ehrloses Treibjagen nach Reichthümern nothwendigerweise leiden. Das Familienleben, die kräftigste, wenn nicht die einzigste Stütze eines wohlgeordneten Staates, wird dadurch seiner schönsten Blüthe beraubt. Nur aus dem Boden selbstloser Liebe wird das wahre Glück der Familie erwachsen, und nur ein Staat, in dem ein glückliches Familienleben auf das Sorgfältigste und Schonendste gepflegt wird, kann die höchste Cultur erreichen.

* * *

Der Amerikaner braucht glücklicher Weise nicht zu repräsentiren. Jeder kann leben, wie es ihm gefällt, und selbst zusammengescharrte Millionen legen ihm keinerlei Verpflichtungen auf, nach außen hin zu glänzen. Daß der

Amerikaner aber immer mehr und mehr sich dieses Vorzuges entäußert und sein republikanisches Heim mit einem fürstlichen Prunk umgiebt, ist sehr zu beklagen. Drüben liegt wenigstens eine Art Entschuldigung für die Scheinherrlichkeit vor, hier aber nicht. Wer drüben am finanziellen Bankerott zu Grunde geht, kann oft die unglückseligen Gesellschaftsgesetze als Gründe dafür angeben, hier aber giebt es deren keine, welche ihn verpflichten, „ein Haus zu machen", er müßte sie sich denn gerade selbst künstlich schaffen. Hier kann noch Jeder im tiefen Schatten seines Hauses ein freundlich-bescheidenes Leben führen, so hoch er auch immer im Gesellschaftsleben stehen mag, drüben kann er es nicht, ohne sich der böswilligsten Verleumdung auszusetzen.

Aber gerade, weil hier kein äußerer Zwang vorliegt, nach außen hin zu glänzen, um so erbärmlicher muß Jedem diese Hetze nach Reichthum, Gold, Prunk und Tand erscheinen, welche die ganze amerikanische Nation ergriffen hat und in beständigem Athem erhält. Das muß sich rächen und hat sich schon bitter gerächt. Man sucht hier noch immer das Gold und weiß es noch immer nicht recht zu verwenden. Der äußere Glanz des Goldes deckt sich mit dem äußeren Schimmer der amerikanischen Cultur. Wie der an's Tageslicht geschleppte Goldklumpen noch mit rohen Materialien vermengt ist, so zeigt auch die amerikanische Cultur noch unendliche Rohheiten, die uns fast die Freude am reinen Golde rauben könnten.

Und da zu heilen und zu helfen ist allein die Ehe, das Familienleben berufen. Stellt man diese wieder auf ihre einfachsten, natürlichsten Stützen, so wird die ganze Nation von innen heraus gesunden. Die Ehe muß wieder als

etwas Hohes, Heiliges angesehen werden, das reine Familienleben als das Begehrlichste auf Erden, und das gesunde Glück wird sich allmählich von der Familie aus über den ganzen Staat verbreiten.

Weniger Geld, aber mehr Liebe! Weniger Glanz, aber mehr Gemüth! Weniger Prunk, aber mehr Herz! Das, junge Herren, bedenkt, wenn ihr auf Freiersfüßen geht.



Der Strohwittwer.

Es ist leider eine oft beobachtete Thatsache, daß der Gesundheitszustand der Frauen mit dem herannahenden Sommer immer bedenklicher wird. Die ersten Symptome der Sommerkrankheit stellen sich schon im Frühling ein, sobald der warme Sonnenschein die Häuser durchstrahlt, und in den Gärten das frische Gras und die ersten Blumen hervorgelockt hat. Dann beginnen die zarten Geschöpfe, welche „Rosen in's irdische Leben streuen," auffallend nachdenklich und in sich gekehrt zu werden. Mit einem an Entsagung streifenden Blick betrachten sie die tausend wunderbaren Herrlichkeiten, die der Frühling an jedem Tage, in jeder Stunde vor uns herzaubert, und seufzen. Ihr Gang, sonst so elastisch und schwebend, wird schwerfällig und müde. Das fröhliche Lächeln, welches das Entzücken des liebevollen Gatten war, nimmt eine melancholische Färbung an, und verräth dem Feinfühlenden, daß da innen, in der Brust der bleichen Frau, ein tiefes Sehnen wohnt, ein Verlangen, das an ihrem Herzen frißt, und ihr die Gegenwart verbittert.

Der besorgte Gatte, zumal wenn er diese Krankheitserscheinungen bei seiner geliebten Frau zum ersten Male beobachtet, wird wie zerschmettert sein. Er wird mit ängstlichen Blicken die Züge seiner Gattin durchforschen. Die hellere Gesichtsfarbe wird ihn erschrecken und die Leidensfalte, die sich an den Mundwinkeln gebildet, wird ihn mit wahrer Furcht erfüllen. Er greift nach der schmalen weißen Hand, die alle Kraft verloren zu haben scheint, drückt sie sanft, und spricht: „Sag', Geliebte, was fehlt Dir?" Dann folgt ein matter Augenaufschlag, ein Blick voll zärtlicher Sehnsucht, ein Zucken um die Mundwinkel, und endlich ein Seufzer. „Ach" — das kommt so langgezogen heraus dieses „Ach", daß der Gatte sie näher an sich zieht, und sie flehend bittet, ihm den Grund des geheimen Leidens mittzutheilen.

„Ich weiß nicht — die Luft hier — die ganze Umgebung — ich vergehe fast — ich muß — ich muß hinaus — hinaus in's Weite!"

So jetzt ist es heraus das schreckliche Geheimniß, der Sitz der nagenden Krankheit. Als ob sie ihm etwas Furchtbares mitgetheilt habe, so hat sie dieses Geständniß angegriffen. Sie hat beide Arme um seinen Nacken geschlungen, und das Köpfchen an seine Schulter gelegt. Eine Bewegung, die durch ihren Körper geht, läßt den Gatten sogar vermuthen, daß Thränen im Anzuge sind.

Er tröstet sie erleichterten Herzens, und verspricht noch heute mit dem Hausarzt Rücksprache zu nehmen. Das geschieht mit dem ganzen Ernste eines jungen Ehegatten. Der Hausarzt, ein älterer Herr mit einem guten Herzen und sehr viel Erfahrung, lächelt sehr fein, und schweigt. Als er aber sieht, welch heiliger Ernst aus den Zügen des

eine gewisse Stellung erreicht haben — und das dauert oft sehr lange —, zur Pflicht gemacht, zu repräsentiren. Man braucht ja nur an das vom Staate diktirte nachweisbare Heirathsgut der Offiziere zu denken. So etwas aber, zumal wenn es die staatliche Sanction erhalten hat, steckt an, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Deutschland gerade dieser Repräsentationskrankheit wegen so arm geblieben ist, und erst jetzt, nachdem es politisch zu großer Bedeutung gelangt ist, und in Folge dessen auch sein Handel einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, allmählich einen gewissen Reichthum erringt. Alle Offiziere und Beamte aber werden nicht als Söhne reicher Eltern geboren, und nun beginnt naturgemäß eine mehr oder minder verkappte Hetzjagd nach Erbinnen, die das fehlende aber nothwendige Geld zur Repräsentation mit in den jungen Hausstand bringen sollen.

Die Heiligkeit der Ehe aber muß durch solch ein ehrloses Treibjagen nach Reichthümern nothwendigerweise leiden. Das Familienleben, die kräftigste, wenn nicht die einzigste Stütze eines wohlgeordneten Staates, wird dadurch seiner schönsten Blüthe beraubt. Nur aus dem Boden selbstloser Liebe wird das wahre Glück der Familie erwachsen, und nur ein Staat, in dem ein glückliches Familienleben auf das Sorgfältigste und Schonendste gepflegt wird, kann die höchste Cultur erreichen.

* * *

Der Amerikaner braucht glücklicher Weise nicht zu repräsentiren. Jeder kann leben, wie es ihm gefällt, und selbst zusammengescharrte Millionen legen ihm keinerlei Verpflichtungen auf, nach außen hin zu glänzen. Daß der

Amerikaner aber immer mehr und mehr sich dieses Vorzuges entäußert und sein republikanisches Heim mit einem fürstlichen Prunk umgiebt, ist sehr zu beklagen. Drüben liegt wenigstens eine Art Entschuldigung für die Scheinherrlichkeit vor, hier aber nicht. Wer drüben am finanziellen Bankerott zu Grunde geht, kann oft die unglückseligen Gesellschaftsgesetze als Gründe dafür angeben, hier aber giebt es deren keine, welche ihn verpflichten, „ein Haus zu machen", er müßte sie sich denn gerade selbst künstlich schaffen. Hier kann noch Jeder im tiefen Schatten seines Hauses ein freundlich-bescheidenes Leben führen, so hoch er auch immer im Gesellschaftsleben stehen mag, drüben kann er es nicht, ohne sich der böswilligsten Verleumdung auszusetzen.

Aber gerade, weil hier kein äußerer Zwang vorliegt, nach außen hin zu glänzen, um so erbärmlicher muß Jedem diese Hetze nach Reichthum, Gold, Prunk und Tand erscheinen, welche die ganze amerikanische Nation ergriffen hat und in beständigem Athem erhält. Das muß sich rächen und hat sich schon bitter gerächt. Man sucht hier noch immer das Gold und weiß es noch immer nicht recht zu verwenden. Der äußere Glanz des Goldes deckt sich mit dem äußeren Schimmer der amerikanischen Cultur. Wie der an's Tageslicht geschleppte Goldklumpen noch mit rohen Materialien vermengt ist, so zeigt auch die amerikanische Cultur noch unendliche Rohheiten, die uns fast die Freude am reinen Golde rauben könnten.

Und da zu heilen und zu helfen ist allein die Ehe, das Familienleben berufen. Stellt man diese wieder auf ihre einfachsten, natürlichsten Stützen, so wird die ganze Nation von innen heraus gesunden. Die Ehe muß wieder als

hat. Allerlei Leckerbissen! Alles was er besonders gerne hat! Aber ihm ist der Appetit vergangen! Er wird erst hinaufgehen, und sich eine Cigarre anzünden. Wenn nur das Mädchen nicht auch fortgegangen wäre, diese Stille im Hause ist kaum zu ertragen. Horch! Da scheint etwas die Treppe herabzukommen. Es klingt wie der leichte Fußtritt der kleinen verzogenen Frau, wenn sie im wallenden duftigen Gewande für den Abend geschmückt heruntersteigt, um ihm mit lachenden Munde einen Kuß zum Willkommen zu reichen. — Unsinn! — Es ist der Wind, der die weißen Vorhänge im Vorderzimmer bewegt, und mit den trocknen Blättern des Mackartbouquets spielt. Auf jenen Schaukelstuhl mag er schon gar nicht blicken, der in der Nähe des Fensters steht, und ihr Lieblingsplätzchen ist. Da sitzt sie an jedem Abend, eine feine Stickerei in den Händen, und plaudert — plaudert oft so dummes einfältiges Zeug — von ihren kleinen Wirthschaftssorgen und dem neuesten Modejournal, daß er manchmal verzweifelt! — Aber jetzt! — Wie gerne wollte er ihrem lustigen Geschwätze lauschen, wenn sie nur käme! Die Cigarre brennt, aber er pafft den Rauch in heftigen kurzen Zügen von sich, und legt sie endlich mit einem Seufzer fort!

Was nun? Es gilt ein Programm zu entwerfen, wie diese nächsten Wochen des Strohwittwerthums todtgeschlagen werden können, damit sie möglichst schnell vorüberziehen! Das fühlt er schon jetzt, daß er es in diesen Räumen, die nur durch sie belebt werden können, nicht einen Tag lang aushalten würde. Die Ruhe darin ist die Ruhe des Grabes, die Stille darin die Stille des Krankenzimmers. Die Luft ist wirklich erstickend, so voll von sehnsüchtigem Ver-

langen nach der kleinen Herrscherin dieser Räume, daß es ihn förmlich hinaustreibt. Er kann keinen Schritt thun, ohne ihren Schatten hinter sich zu spüren, ihren Athem zu fühlen, und das Ohr ist immer gespannt, irgend ein Geräusch zu hören, das von unten oder oben her ertönen soll, um ihm ihre Gegenwart zu verrathen. Es geht nicht, er muß hinaus! — Wieder passirt er das Speisezimmer. Diesmal tritt er hinein und überfliegt sorgfältig den gedeckten Tisch. Nur ein Gedeck! Er seufzt schon wieder! Aber hübsch sieht der Tisch aus, so einladend, so verführerisch! Wo sie nur alle die Delikatessen zusammengeschleppt hat. Und da, — daß er das ganz übersehen hat — nein, das ist rührend! Er nimmt aus dem Glase eine Rosenknospe und steckt sie in's Knopfloch. Damit ist aber auch sein Appetit wieder verschwunden. Etwas steckt ihm im Halse, das ihm das Schlucken unmöglich macht. Schnell dreht er sich um, stülpt seinen Hut auf und schlägt dröhnend die Hausthüre von draußen zu.

* * *

Nach Ueberwindung des ersten — wirklich aufrichtigen — Schmerzes, steigt etwas wie halbvergessene Junggesellenlust in ihm auf. Er schämt sich anfänglich, daß sich in seinem Herzen etwas regt, das wie Freude über die wieder gewonnene „Freiheit" aussieht. Aber es ist doch so! Er ist wirklich frei, ungebunden, wenn auch nur auf kurze Zeit! Aber eben darum muß diese Zeit ausgenutzt werden! Alte Freunde, die vernachlässigt wurden, werden aufgesucht, alle Vergnügungsplätze, an denen man sich früher an bestimmten Abenden zu finden pflegte, werden wieder frequentirt, ja sogar eine tüchtige Kneiperei mit einem amüsanten Skat wird in Scene gesetzt! Dabei bleibt die Uhr

ruhig in der Westentasche stecken, denn es ist Niemand zu Hause, der ihn erwartet, der mit bangem Blicke am Fenster steht und beständig die Straße hinabsieht! Und doch — was doch die Gewohnheit thut! Alle Augenblicke nach Mitternacht will er unwillkürlich nach der Uhr fassen, und die etwas derben Scherze seiner Kameraden darüber verstimmen ihn mehr, als daß sie ihn belustigen. Er sagt sich innerlich, daß die Gesellen seiner früheren Thorheiten doch eigentlich recht fade geworden sind! Daß ihre Witze und Bemerkungen etwas roh und ungeschliffen sind, und daß ihnen noch immer der Respekt vor dem weiblichen Geschlechte mangelt. Etwas wie Scham steigt plötzlich in seinen Wangen auf, als er sich ausmalt, was sie für ein Gesicht machen würde, wenn sie ihn in dieser Gesellschaft sähe, wenn sie hörte in welch frivoler Weise über die Frauen im Allgemeinen hergezogen wird. Zugleich aber steigt etwas wie Unmuth in ihm auf. „Warum stößt sie mich in diese Gesellschaft zurück? Warum läßt sie mich allein und verdammt mich zu diesem Leben, das mich anzuwidern beginnt? Warum muß ich mein Haus meiden, das öde und verlassen ist, warum muß ich Tag für Tag in Gasthäusern mir den Magen verderben und tausenderlei Widerwärtigkeiten in mich einfressen? Warum? Ja warum?“ — —

Weil sie krank ist und eine Badekur nöthig hat? — Ah, es beginnt furchtbar in ihm zu dämmern!

* * *

Armer Mann! Das Schlimmste ist, daß Niemand an Dein Märtyrerthum glaubt! Ja man spöttelt über Dich! Die geschwätzigen Zungen der liebenswürdigen Nachbarinnen wissen sogar zu behaupten, daß man sich gründlich in Dir

getäuscht habe. Du bist ja garnicht besser, als alle Anderen! Die arme Frau! Da sieht man erst, welch' heuchlerisches Pack diese Männer sind. Kaum dreht sie den Rücken, da beginnt er zu schwärmen! Kaum daß er sich Zeit nimmt, sich am Abend umzukleiden — und fort ist er schon! Und die Gesellschaft, in der er sich bewegt! Lauter Junggesellen, Freunde von früher — eine nette Gesellschaft! — Man wird der armen Frau doch wohl ein Licht aufstecken müssen! Warum geht sie auch fort! Es geschieht ihr im Grunde ganz recht! Uebrigens that sie auch mit ihrem „soliden Mann" gar zu dick! Es ist zum Lachen! — — —

Armer Strohwittwer! Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen.



Galeotto.

Vielleicht erinnern sich einige Leser noch des spanischen Dramas „Galeotto", welches vor einigen Wintern mit großem Erfolge gegeben wurde. Es war nicht die gute Aufführung allein, welche diesen bemerkenswerthen Erfolg herbeiführte, sondern die eigenthümliche Handlung des Stückes, welche etwas „Ungreifbares in greifbare Form" zu pressen versuchte Der eigentliche Bösewicht in diesem Stücke, der eine unheilvolle Verwirrung in den freundlichen Beziehungen dreier durch Freundschaft und selbstlose Liebe eng verbundener Personen herbeiführte, und aus einer Familien-Idylle ein Drama zu schaffen weiß, ist keine Person, sondern ein Etwas, das mit seinem pestartigen Hauch die ganze Um-

gebung dieser Leute durchdringt und langsam aber stetig auch ihr Herz und ihr Gemüth vergiftet. Dieses furchtbare „Etwas“ ist die Verleumdung.

Der junge Dichter, der die Verleumdung zum Mittelpunkt seiner Handlung machte, war sich der Schwierigkeit seines Unterfangens wohl bewußt, und sann und erwog, wie er es anzufassen hätte, um dieses unfaßbare Element dennoch zur eigentlichen Triebfeder aller Geschehnisse auf der Bühne zu machen. Er drückt seine qualvollen Bedenken in einem Gespräche mit einem Freunde am klarsten selber aus. Sein Freund rieth ihm für sein Drama „Allerweltstypen“ zu wählen, um durch diese sagen zu können, was er gern sagen möchte. „Das geht aber nicht für mein Stück“, antwortete der Dichter. „Weshalb nicht?“ Auf diese Frage nun giebt er folgende Antwort:

„Weil nicht Dieser oder Jener des tausendköpfigen Ungeheuers, das man eben „alle Welt“ nennt, an meiner Handlung theilnimmt, sondern Dieser und Jener, in der That: alle Welt! Ein Wort wird gesprochen, ein Blick wird gewechselt, ein Lächeln umspielt die Lippe, und das Alles zusammen erzeugt die Handlung. Alle Welt macht das Stück, nicht der Einzelne, — die Gesammtheit! ohne Leidenschaft, ohne Bosheit, ohne Haß, ganz gleichgültig, aus Zerstreuung! Aber dieses unvorsichtige Wort, dieses verfängliche Lächeln, dieser vielsagende Blick, sie genügen, um die Katastrophe herbeizuführen; alle diese kleinen Zufälligkeiten, Gleichgültigkeiten summiren sich, und sie werden nun auf einmal riesenhafte Gehässigkeiten, boshafte Verleumdungen, die die Ehre besudeln, das Glück der Familie zu Grunde richten. Jeder Einzelne thut es harmlos, und die Summe ist Bosheit!“

* * *

Dieser „Galeotto", dieser Zuträger, Zwischenträger und Verleumder, ist in dieser Welt ein vielbeschäftigter Mann. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist er auf den Beinen, um allerlei Bosheiten, Falschheiten und Verleumdungen den Menschen in die Ohren zu wispern und Einen gegen den Andern aufzuhetzen. Niemand ist ihm heilig, und mit derselben bübischen Schadenfreude weiß er die pikantesten Kabinetsgeheimnisse eines Fürsten zu verrathen, wie den letzten Liebestraum einer hohlwangigen Ladenmamsell auszuplaudern. Des Beifalls der Menge ist er immer sicher, denn nichts macht dieser eine größere Freude, als sich über die lieben Nebenmenschen zu belustigen, oder auch in sittlicher Aufwallung zu entrüsten. Sie glaubt, daß fremdes Vergehen oder fremde Schuld ihre eigenen Vergehen oder eigene Schuld geringer erscheinen lassen.

Es liegt etwas Grausames in diesem versteckten Vernichtungskampfe der Menge gegen den Einzelnen. Grausam deshalb, weil er anfänglich unter tausend Masken geführt wird, die nicht selten genug gar das Gesicht der Freundschaft anzunehmen wissen. Grausam deshalb, weil der Angegriffene diesem Feinde gegenüber oft machtlos gegenüber steht und doch die heiligsten Dinge zu schützen hat. Mit höhnischem Lachen und schadenfrohem Grinsen wird ihm die Ehre fortgerissen, sein guter Name und das Glück seines Lebens. Vertheidige Dich immer zu! Leugne, was man Dir angedichtet hat! Suche die Thatsachen, welche zu dem schmählichen Geschwätz Veranlassung gegeben haben, in das rechte Licht zu stellen! Was hilft's Dir? Man wird Dir lächelnd zustimmen, und dieses Lächeln ist eine neue Schändlichkeit.

* * *

In jedem Hause, in jeder Familie giebt es ein Skelett, das dem Auge des Fremdem verborgen bleiben soll. Diejenigen, die am meisten schadenfroh über eine aufgedeckte Skandalgeschichte lachen und höhnen, sollten den verschlossenen Schrank in ihrer eigenen Wohnung nicht vergessen, in dem die Familiengeheimnisse aufgeschichtet liegen. Gehörig aufgeputzt, und in das rechte grelle Licht gezogen, würden sie vielleicht einen Stoff liefern, der des „Sensationellen“ mehr als genug enthielte. Ihre Schadenfreude würde aber dann in grimmigen Zorn umschlagen, wenn man i h r e Geheimnisse auszukramen begänne, und sie würden dasselbe Blatt, welches sie bei einer anderen Gelegenheit mit so viel heimlichem Vergnügen lesen, in heller Wuth zusammenballen und zu allen Teufeln wünschen.

Hierzulande hat namentlich die sensationssüchtige Presse schon genug des Uebels angestiftet, sowohl in direkter wie in indirekter Weise. Durch ihr unbefugtes Einmischen in die privatesten Angelegenheiten eines Menschen, durch ihre sensationell gefärbten Mittheilungen aus den intimsten Kreisen der Familie hat sie zerstörend und zersetzend auf die besten verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen der Bloßgestellten gewirkt, ganze Schicksale zertrümmert und die ehrlichen Namen vieler Familien mit Schmutz befleckt.

Es ist nur zu leicht geschehen, Jemandem etwas „anzuhängen“, ihm für alle Zeiten ein Brandmal auf die bisher reine Stirn zu drücken, und seinen guten Ruf durch nichtswürdige Verleumdung zu untergraben. Was ein Schurke in dieser Beziehung sündigen kann, vermögen hundert ehrliche Leute nicht wieder herzustellen. Das ist ja eben das Furchtbare bei solchen Verleumdungen, daß „etwas“ immer

auf dem Verdächtigten und Verleumdeten hängen bleibt, selbst wenn alle Richter der Welt ihn von jedem Flecken auf dem Schilde seiner Ehre losgesprochen haben.

Am allerschädlichsten aber ist der indirekte Einfluß, den diese sensationssüchtige Presse seit Jahren ausübt. Sie hat allmählich die Freude am Sensationellen großgesäugt, das Gefühl für Schicklichkeit, geselligen Anstand und stillschweigende Duldsamkeit vergiftet und die Liebe zum Klatsch in ungeheuerlicher Weise großgefüttert. Das Schnüffeln und Wühlen in den Privatverhältnissen der Mitmenschen ist hier zu einer erstaunlichen Fertigkeit ausgebildet worden, und „das, was der Nachbar thut", bildet den interessantesten Unterhaltungsstoff für alle jene weiblichen und männlichen Klatschbasen, die beständig auf der Lauer zu liegen scheinen, etwas Neues, Sensationelles zu entdecken. Es liegt darin so viel Liebloses, Unwürdiges und Schmähliches, daß man sich nur mit stiller Verachtung von solchen Personen fortwenden wird. Es sind dies die rechtlinigen Verwandten des Galeotto, dessen Familie — leider — die größte der Welt ist.

Wie soll man sich vor ihnen schützen? Ja, da fragt man zu viel! Es giebt keinen Schutz gegen die Verleumdung. Gesetze? Selbst die vermögen nicht den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Das schwer verwundete Herz kann durch einen Richterspruch nicht wieder geheilt werden! Man sollte diese Leute erdrosseln — dann aber würde die halbe Welt entvölkert werden.



Das deutsche Lesekränzchen.

Wie wäre es, mein Freund, wenn Sie sich einem Lesekränzchen anschlössen, welches zu gründen ich gerade dabei bin?"

Diese Frage wurde mir kürzlich von einem älteren Herrn vorgelegt, welcher ein großer Freund der deutschen Litteratur ist und sich seit lange bemüht, einen Kreis Gleichgesinnter um sich zu schaaren. Statt ihm eine direkte Antwort zu geben, fragte ich dagegen:

„Werden Damen dabei sein?"

„Aber gewiß! Nun natürlich!"

„Hm, hm! So, so!" machte ich und fragte weiter:

„Es soll in „vertheilten Rollen" gelesen werden?"

„Jawohl, selbstverständlich!"

„Hm, hm! So, so!" brummte ich wieder. Ich schaute eine Weile gedankenvoll in die Luft, dann klopfte ich meinem Freund auf die Schulter und sagte:

„Geben Sie mir Bedenkzeit! So etwas will überlegt sein, mein Lieber!"

Lange, nachdem wir uns getrennt hatten, beschäftigte sich mein Geist noch immer mit dem geplanten Lesekränzchen. Ich gestehe offen, daß der Name allein mich höchst sympathisch berührte. Unwillkührlich sah ich mich um eine ganze Anzahl Jahre jünger, als „ein Jüngling mit lockigem Haar," dem die Begeisterung für Alles, was Kunst hieß, aus den Augen leuchtete. Damals, in jener „Sturm- und Drangperiode," war ich selbstredend auch ein höchst eifriges Mitglied eines

Lesekränzchens, in dem es außer klassischer Litteratur auch kleine Herzensepisoden, dünne Butterbrotschnittchen und heißen Theeaufguß gab. Noch heute kann ich leise den Stolz nachempfinden, der mein Herz erfüllte, als mir der „Don Carlos" übertragen wurde. Das Buch kam nicht aus meiner Tasche, überall begleitete es mich, und jeder freie Augenblick wurde benutzt, um es hastig aufzuschlagen und eine Scene daraus zu überfliegen. Mein Herz klopfte, wenn ich an den nächsten Leseabend dachte — das sollte mein Triumph werden, ich wollte ihn mit derselben Gluth lesen, mit der ich ihn empfand, und nur der Hofschauspieler Ludwig sollte mir als Vorbild dienen. Ich dachte nur noch in Schiller'schen Versen, und statt meine Antworten in gewöhnlicher Umgangssprache zu geben, liebte ich es meine Gedanken durch Verse aus „Don Carlos" auszudrücken, und mit hohem Pathos Aussprüche, wie etwa die folgenden, hinzuwerfen:

„O, wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert!"

Kam mein Freund mich zu einem Spaziergange nach dem Thiergarten abzuholen, so rief ich ihm begeistert entgegen:

„Wer kommt, was seh' ich —

„O, ihr guten Geister! Mein Roderich!"

Und erinnerte mich „mein Roderich" in unserem folgenden Gespräche an ein Ereigniß früherer Tage, so verzog ich finster die Brauen und sagte gedankenschwer:

„Du sprichst von Zeiten die vergangen sind!"

Kurz ich lebte und webte in meiner Rolle. Wie ich dieselbe gelesen, das weiß ich nicht mehr genau, nur das ist mir in der Erinnerung verblieben, daß meine Wangen

Das deutsche Lesekränzchen.

„Wie wäre es, mein Freund, wenn Sie sich einem Lesekränzchen anschlössen, welches zu gründen ich gerade dabei bin?"

Diese Frage wurde mir kürzlich von einem älteren Herrn vorgelegt, welcher ein großer Freund der deutschen Litteratur ist und sich seit lange bemüht, einen Kreis Gleichgesinnter um sich zu schaaren. Statt ihm eine direkte Antwort zu geben, fragte ich dagegen:

„Werden Damen dabei sein?"

„Aber gewiß! Nun natürlich!"

„Hm, hm! So, so!" machte ich und fragte weiter:

„Es soll in „vertheilten Rollen" gelesen werden?"

„Jawohl, selbstverständlich!"

„Hm, hm! So, so!" brummte ich wieder. Ich schaute eine Weile gedankenvoll in die Luft, dann klopfte ich meinem Freund auf die Schulter und sagte:

„Geben Sie mir Bedenkzeit! So etwas will überlegt sein, mein Lieber!"

Lange, nachdem wir uns getrennt hatten, beschäftigte sich mein Geist noch immer mit dem geplanten Lesekränzchen. Ich gestehe offen, daß der Name allein mich höchst sympathisch berührte. Unwillkührlich sah ich mich um eine ganze Anzahl Jahre jünger, als „ein Jüngling mit lockigem Haar," dem die Begeisterung für Alles, was Kunst hieß, aus den Augen leuchtete. Damals, in jener „Sturm- und Drangperiode," war ich selbstredend auch ein höchst eifriges Mitglied eines

auf dem Verdächtigten und Verleumdeten hängen bleibt, selbst wenn alle Richter der Welt ihn von jedem Flecken auf dem Schilde seiner Ehre losgesprochen haben.

Am allerschädlichsten aber ist der indirekte Einfluß, den diese sensationssüchtige Presse seit Jahren ausübt. Sie hat allmählich die Freude am Sensationellen großgesäugt, das Gefühl für Schicklichkeit, geselligen Anstand und stillschweigende Duldsamkeit vergiftet und die Liebe zum Klatsch in ungeheuerlicher Weise großgefüttert. Das Schnüffeln und Wühlen in den Privatverhältnissen der Mitmenschen ist hier zu einer erstaunlichen Fertigkeit ausgebildet worden, und „das, was der Nachbar thut", bildet den interessantesten Unterhaltungsstoff für alle jene weiblichen und männlichen Klatschbasen, die beständig auf der Lauer zu liegen scheinen, etwas Neues, Sensationelles zu entdecken. Es liegt darin so viel Liebloses, Unwürdiges und Schmähliches, daß man sich nur mit stiller Verachtung von solchen Personen fortwenden wird. Es sind dies die rechtlinigen Verwandten des Galeotto, dessen Familie — leider — die größte der Welt ist.

Wie soll man sich vor ihnen schützen? Ja, da fragt man zu viel! Es giebt keinen Schutz gegen die Verleumdung. Gesetze? Selbst die vermögen nicht den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Das schwer verwundete Herz kann durch einen Richterspruch nicht wieder geheilt werden! Man sollte diese Leute erdrosseln — dann aber würde die halbe Welt entvölkert werden.



während des Abends glühten, daß es in meinen Ohren sauste und brauste, und daß ich am Schlusse mit mir höchst unzufrieden war. Ich erinnere mich auch noch sehr wohl, daß ich meinen Freund am folgenden Abend, als er mich nach dem Erfolge des Leseabends fragte, im erregten Tone anfuhr:

„Sprich' mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von meinem „Carlos" sprich mir nicht!"

Heute denke ich mit heimlichem Neid an jene katzenjämmerliche Stimmung, die mich nach jenem mißrathenen „Don Carlos" erfaßte. Wie groß muß die ehrliche Begeisterung für das Schöne und Große in der Kunst gewesen sein, um solche Rückwirkung auszuüben! Jetzt — ja jetzt! —

Ich verlor mich ganz in Gedanken, und tiefe Sehnsucht nach jener glückseligen Zeit stieg in mir auf, in der ich den „Olympos" erkletterte, um von seinen Höhen herab die Meisterwerke der Klassiker auf den Brettern, die die Welt bedeuten, dargestellt zu sehen, in der ich noch ein begeisterungsfähiges Mitglied eines Lesekränzchens war.

Lesekränzchen! Halt! da fiel mir wieder die Frage meines Freundes ein! Aber — aber — die Zeiten haben sich geändert! Der Schauplatz ist über den Ocean hinweg nach dem Lande der erträumten Freiheit verlegt, das Herz ist ein anderes geworden, die Anschauungen vom Leben sind ernstere — und die Liebe für die Menschen ist so sehr verblaßt, daß sie kaum noch zu erkennen ist. — Und doch regte und bewegte sich etwas in meinem Herzen, welches dem Projekte das Wort sprach. Ja, je länger ich hinhorchte, desto feuriger wurde die Sprache!

„Thue es der Sprache zu Liebe, Deiner theuren Muttersprache zu Liebe. Jeder Gelegenheit, ihr im fremden Lande einen Tempel zu errichten, solltest Du hülfreiche Hand bieten! Nicht genug, daß Du selbst Dich als Deutscher in Deinem Herzen fühlst, solltest Du helfen und unterstützen, die Liebe für die deutsche Sprache auf das Kräftigste zu schüren!"

„Thue es der deutschen Litteratur zu Liebe, der unvergleichlich hohen Litteratur zu Liebe, in der der deutsche Geist mit Flammenzungen zu Dir spricht! Nicht genug, daß Du Dich selbst daran erhebst und erbaust, wenn der Haß, der Neid und die Engherzigkeit der Menschen Dich bedrücken wollen, suche die Liebe für Deine Dichter in weitere Kreise zu tragen, die Flamme echter Begeisterung immer mächtiger anzufachen!"

Als die Stimme wieder verstummt war, wurde ich erst recht nachdenklich! Das Projekt, ein Lesekränzchen zu gründen, trat plötzlich in ganz anderer Beleuchtung vor mein geistiges Auge! Es erschien mir nicht wie jenes erste, dem ich in jungen Jahren beigewohnt, aber nicht weniger rühmenswerth! Damals überwog das Herz, heute der Verstand! Damals war der Zweck ein ehrenvoller, heute ist er ein edler! Damals galt es der Befriedigung künstlerischen Ehrgeizes, heute gilt es, dem deutschen Geiste Liebe und Achtung im fremden Lande zu zollen! Damals war es Kunst-Schwärmerei, heute ist es bewußte Klarheit, die deutsche Sache fördern zu helfen! —

Man lache nicht! — Man spöttle nicht darüber, daß alle diese herrlichen Dinge hinter einem kleinen Lesekränzchen stecken sollen! Jedenfalls sind sie weit eher dahinter zu suchen als hinter dem deutschen Skattisch, mag derselbe nun

im Familienhause oder in der öffentlichen Schenke aufgepflanzt sein! Ein Abend, an dem ein Schiller'sches Drama im Familien- oder Freundeskreise gelesen worden ist, wird noch lange die Herzen der Zuhörer mit erwärmendem Feuer erfüllen, während ein Abend, mit Skatspiel verbracht, zu den verlorenen gezählt werden kann. Nicht das Skatspiel wird dazu beitragen, deutsche Sitte und deutschen Geist zu verbreiten, wohl aber die unsterblichen Worte unsterblicher Dichter! — —

Als mir alle diese Gedanken durch den Kopf flogen, begann ich mich zu wundern, wie wenige deutsche Familien in der Fremde deutsche Abende verbringen! Und ich empfand es wie eine ernste Mahnung, die Frage meines Freundes zusagend zu beantworten! Es war mir, als müßte ich einmal in die Welt hinausschreien:

„Deutsche, gründet in der Fremde deutsche Schulen und deutsche Theater, aber vergeßt auch das bescheidene deutsche Lesekränzchen nicht! Schaart Euch zusammen, Ihr deutschen Freunde und Freundinnen, deutsche Dichter in deutscher Sprache zu lesen, und werbt unter Euren Bekannten, um zahlreiche Mitglieder zu erlangen! Erholt und erbaut Euch an den Meisterwerken deutscher Dichtkunst und Ihr werdet es stolz empfinden, Kinder Germaniens zu sein!“ — — —

Als ich meinen Freund am folgenden Tage traf, hielt er mich fest und fragte:

„Nun? darf ich auf Sie zählen!“

„Gewiß!“

„Wir beginnen bereits nächste Woche!“

„Ich bin bereit!“

„Mit Schiller's „Don Carlos“!“

„So, so?"

„Sie sollen den „Don Carlos" lesen!"

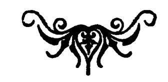
Ich lachte laut auf.

„Oh, nein, mein Lieber, Sie wollen zu hoch hinaus mit mir! Geben Sie mir den „Beichtvater des Königs." Sie wissen, der hat die bekannten Worte zu sagen:

> „Die schönen Tage in Aranjuez
> Sind nun zu Ende."

— Ganz mein Fall!"

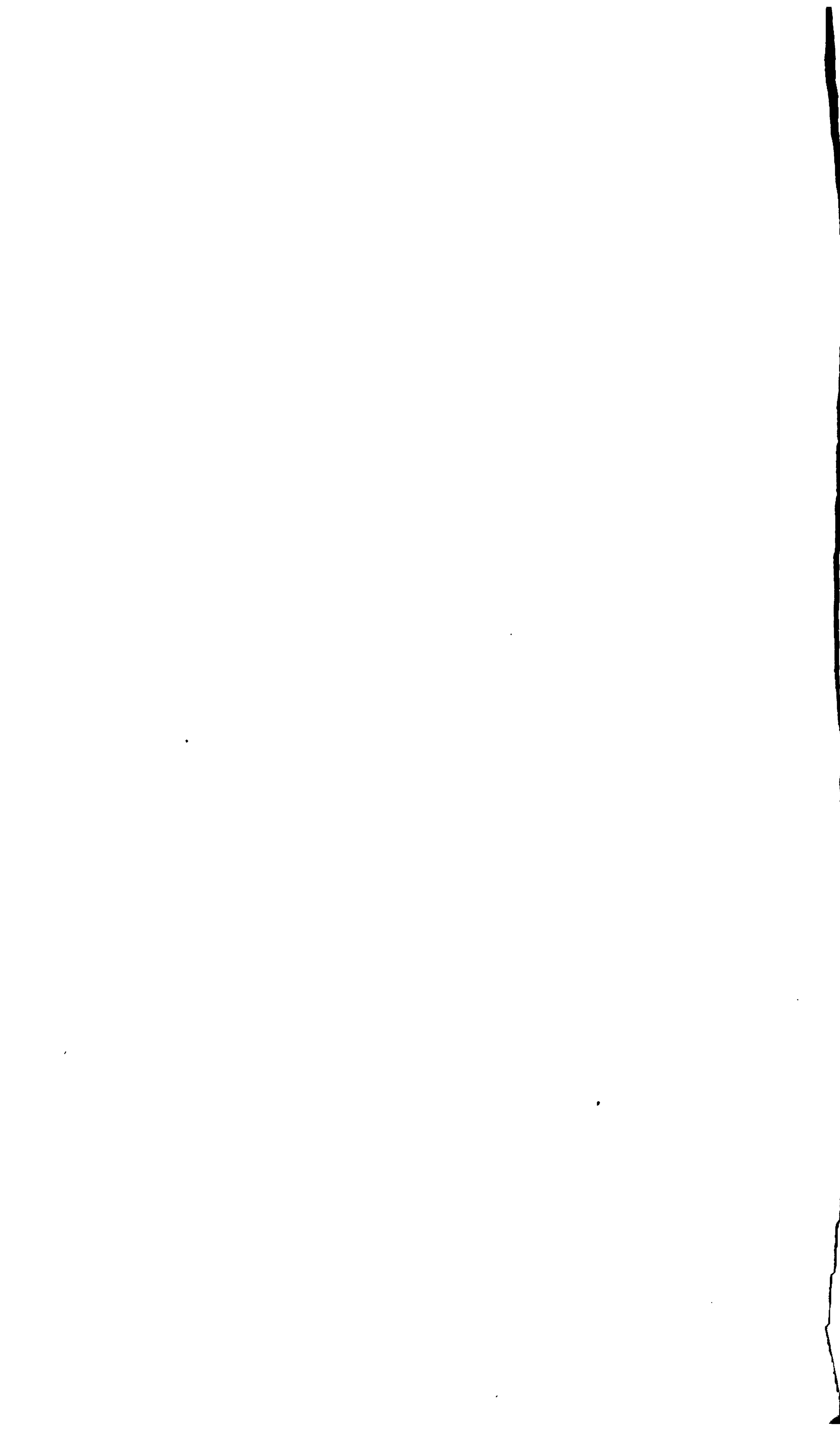
Dann nahm ich ihn unter den Arm und erzählte ihm meine Don Carlos-Erfahrungen. Ich las natürlich den „Domingo."



III.

Kunst.







Amerikanische Kunst-Verhältnisse.

In keinem Lande, in welchem die Kultur die Tages=höhe erreicht hat, trifft das Sprichwort, daß die Kunst nach Brod geht, so thatsächlich zu, als in Amerika. Nirgends wird man so vielen Klagen, beredtem Achselzucken, trostlosem Lächeln und schlecht verhehltem Zorn begegnen, als wenn man einen Rundgang durch die Ateliers amerikanischer Künstler macht. Da trifft man, so lange man auch wandern mag, keine Künstler, die voll freudiger Schaffenslust den Pinsel führen, und dem Fluge ihrer Phantasie folgen, keine Maler, die ihre Ideen auf die Leinwand zaubern, und in selbstvergessenem Eifer aus dem Herzen heraus die Gestalten oder die Erscheinungen der Natur festzubannen suchen, keine Jünger Apollos, die ihres Gottes voll, nur der reinen Kunst nachstreben. Nein! Das heilige Feuer der Begeisterung ist entweder in diesen Künstlern schon zu einem kleinen Aschenhäufchen niedergebrannt, oder die Flamme zuckt nur noch hier und da glühend auf, wenn der Künstler in Momenten der Verstimmung, der Selbstanklage und der ausbrechenden Empörung auf sein Jugendstreben zurückschaut und damit seine wirklichen Erfolge vergleicht. Dann aber ist es nicht eine reine Flamme, welche das Herz des Künstlers erwärmt,

sondern eine Flamme, welche ihn zu verzehren trachtet, und den nie gestillten Durst nach Befriedigung nur noch unerträglicher macht.

Trägt etwa der Künstler die Schuld daran, daß seine Hand allmählich ermattet, sein Ideenreichthum versiegt, seine Begeisterung erlischt? Hat er etwa in überhebender Selbstüberschätzung das Haupt in der Jugend zu hoch gehalten und die Sterne zu erreichen sich vermessen? Und ist es jetzt eine gerechte Folge, wenn er seinen Traum verflüchtigt, seine Ideale zertrümmert und sein Streben vernichtet sieht? — O nein! Wir haben den Schuldigen ganz wo anders zu suchen! Es wäre Thorheit, nur für einen Augenblick zu denken, daß Amerika nicht auch einen Raphael, einen Alma Tadema oder einen Menzel hervorbringen könnte, wie ein anderes Land der Welt! Doch ein wahrer Künstler kann nur aus seinem eigenen Volke heraus geboren werden, er muß gewissermaßen die in dem Volksgeist schlummernden künstlerischen Ideen zusammengreifen und verkörpern. Um Künstler hervorzubringen, muß ein Gefühl, ein Sinn — ja mehr noch — muß Liebe für die Kunst im Volke vorhanden sein. Nur, wenn der junge Künstler von der Kunstbegeisterung und Liebe seines Volkes emporgetragen wird, kann er zum großen Meister heranreifen und Werke, seines Volkes würdig, schaffen. Und, ohne dem jungen Lande den geringsten Vorwurf machen zu wollen, wird doch Jeder sich eingestehen müssen, daß der Kunstsinn des amerikanischen Volkes noch sehr unentwickelt ist! Das ist auch leicht erklärlich! Die Riesenarbeit, welche die Einwanderer hier zu verrichten hatten, der Kampf mit wilden Völkerschaften und Naturgewalten, die schrittweise Urbarmachung

dieses ungeheuren Reiches hat eben den kernigen, nicht hoch genug zu preisenden Pionieren der Cultur mehr zu thun gegeben, als den Schönheitssinn zu pflegen. Der mußte vielmehr, wo es sich oft um Erhaltung der nackten Existenz handelte, zurückgedrängt werden, und der scharfe, klug berechnende Verstand überwucherte schließlich alle zarten Regungen des Gemüthes. Jetzt aber, nachdem Handel und Wandel von einer Meeresküste bis zur andern zu einer beispiellosen Höhe herangewachsen ist, nachdem längst die Kämpfe um die Existenz in den Hintergrund gedrängt worden sind, und die Cultur vollen Besitz von den freiheitlichen Staaten genommen hat, — jetzt, wo hier im Durchschnitt mehr Menschen ein behagliches Leben zu führen im Stande sind, als in irgend einem andern Lande der Welt, die Volksschulen zu den besten gezählt werden müssen und allen Kindern, ohne jeglichen Unterschied der Rasse oder des Glaubens offen stehen, jetzt ist es Zeit, an die Pflege des Gemüths, an die Pflege der Kunst zu denken! — Doch das läßt sich leichter sprechen und niederschreiben, als ausführen! Es läßt sich überhaupt nicht künstlich anerziehen, und alles Raisonniren und Kopfschütteln hilft hier gar nichts! Es schadet, Gott sei Dank, auch nichts! Das, was im Volke schlummert, muß einmal zum Ausbruche kommen, und wenn die Zeit da ist, in welchem der amerikanische Volksgeist von wahrer echter Kunstliebe durchtränkt ist, werden auch die rechten Männer erstehen, welche aus dieser Quelle Begeisterung zu ihren Werken schöpfen, und Meisterwerke schaffen! Die amerikanischen Künstler der Jetzzeit sind eben Kinder ihrer Zeit! Es giebt noch keine amerikanische Kunst, eine Kunst die aus dem vollen Volksbewußtsein schöpft, und deßhalb giebt es auch noch keine amerikanischen Künstler — im strengen

Sinne genommen! Alle Achtung vor allen Malern und Bildhauern, Architekten und Zeichnern, welche auf amerikanischem Boden geboren, den Pinsel, Meißel oder Stift meisterhaft zu führen wissen! In ungeschmälerter Anerkennung ihres Kunstvermögens, müssen sie doch eher als europäische, denn amerikanische Künstler bezeichnet werden! Wo vollendeten sie ihre Studien? Wer waren ihre Lehrer? Wo wurde die Flamme ihrer Kunstbegeisterung angefacht und genährt? Und in welchem Lande spürten sie einen ihrem eigenen Geiste verwandten Geist? Mochte das nun Deutschland, Italien, Frankreich oder selbst England gewesen sein, niemals aber war es Amerika! Sie Alle, die beseligt, mit tausend Hoffnungen erfüllt, die Fahrt über das Meer nach der tausendjährigen Europa unternommen, um sich an den hinterlassenen Schätzen vergangener Völker zu erheben, welche aus dem berauschenden Quell der Schönheit getrunken, werden bald, nachdem sie wieder nach den heimischen Gestaden zurückgekehrt sind, entnüchtert werden! Fanden sie dort aller Orten Kunstschätze aufgehäuft, an welchen ihr Auge und ihre Seele sich ergötzten, so scheinen sie plötzlich in eine Wüste gerathen zu sein, in welcher nur vereinzelt, wie die halbverwehte Sphinx in der Nähe der Pyramiden, ein Kunstwerk sich erhebt! Fanden sie dort gleichgesinnte warmherzige Genossen, wirkliche Jünger der Kunst, denen der schnöde „Mammon“ nichts bedeutete und die Idee Alles, so schlagen hier die Herzen noch kalt und kühl, und der Feuerstrom ihrer glühenden Begeisterung fällt auf marmorkalten Boden! Fanden sie dort allgemeines Interesse für die Schöpfungen der wahren Kunst, eine Wechselwirkung zwischen Publikum und Künstler, so stehen sie hier bald verlassen und einsam da! Was thut der

Künstler nun? Er ist im Grunde seines Herzens doch noch zu viel Amerikaner geblieben, um sich der Verzweiflung hinzugeben — sein Verstand vielmehr fängt nach erfolgter Ernüchterung an, mit den Thatsachen zu rechnen! Hat er Geld genug und Talent genug, um draußen nicht nur leben, sondern auch mitkonkurriren zu können, so packt er kaltlächelnd seine sieben Sachen wieder ein und geht nach Rom oder Paris zurück, und sendet von dort aus nach seiner Heimath seine künstlerischen Schöpfungen, welche nunmehr eine doppelte Anziehungskraft für die Amerikaner bilden, da sie Schöpfungen eines Landsmanns sind und aus Europa kommen! Hat der Jünger der Kunst aber kein Geld, so sieht es allerdings schlimmer für ihn aus. In den ersten Wochen irrt er noch immer in dem Wahn befangen herum, daß sich hier „etwas machen" ließe! „Mein Gott", sagt er sich, „habe ich nicht den Kopf voll der schönsten Ideen, habe ich nicht den Pinsel zu führen gelernt, bin ich nicht ein Sohn dieses Landes?" Alles recht gut und schön, und Alles auch zugegeben, aber trotzdem kann er seine Bilder doch nicht los werden, und falls er einen Käufer findet, so muß er sich einen Preis gefallen lassen, der ihm die Schamröthe in's Gesicht treibt! Da bleibt dann die Ernüchterung nicht lange aus! Der arme selbstgetäuschte Künstler, der von den eigenen, zum großen Theil aber erst in Europa eingesogenen Ideen auf seine Landsleute zurückschließt, wird von seinem hohen Standtpunkt immer tiefer herabsteigen, schrittweise, und mit blutendem Herzen, bis er endlich da anlangt, wo der amerikanische Künstler allein sein Brod „mit Ehren" verdienen kann — bei der Crayonzeichnerei — das Zeichnen langweiliger Köpfe, für welche seine Künstlerphantasie auch keine

Sinne genommen! Alle Achtung vor allen Malern und Bildhauern, Architekten und Zeichnern, welche auf amerikanischem Boden geboren, den Pinsel, Meißel oder Stift meisterhaft zu führen wissen! In ungeschmälerter Anerkennung ihres Kunstvermögens, müssen sie doch eher als europäische, denn amerikanische Künstler bezeichnet werden! Wo vollendeten sie ihre Studien? Wer waren ihre Lehrer? Wo wurde die Flamme ihrer Kunstbegeisterung angefacht und genährt? Und in welchem Lande spürten sie einen ihrem eigenen Geiste verwandten Geist? Mochte das nun Deutschland, Italien, Frankreich oder selbst England gewesen sein, niemals aber war es Amerika! Sie Alle, die beseligt, mit tausend Hoffnungen erfüllt, die Fahrt über das Meer nach der tausendjährigen Europa unternommen, um sich an den hinterlassenen Schätzen vergangener Völker zu erheben, welche aus dem berauschenden Quell der Schönheit getrunken, werden bald, nachdem sie wieder nach den heimischen Gestaden zurückgekehrt sind, entnüchtert werden! Fanden sie dort aller Orten Kunstschätze aufgehäuft, an welchen ihr Auge und ihre Seele sich ergötzten, so scheinen sie plötzlich in eine Wüste gerathen zu sein, in welcher nur vereinzelt, wie die halbverwehte Sphinx in der Nähe der Pyramiden, ein Kunstwerk sich erhebt! Fanden sie dort gleichgesinnte warmherzige Genossen, wirkliche Jünger der Kunst, denen der schnöde „Mammon" nichts bedeutete und die Idee Alles, so schlagen hier die Herzen noch kalt und kühl, und der Feuerstrom ihrer glühenden Begeisterung fällt auf marmorkalten Boden! Fanden sie dort allgemeines Interesse für die Schöpfungen der wahren Kunst, eine Wechselwirkung zwischen Publikum und Künstler, so stehen sie hier bald verlassen und einsam da! Was thut der

Künstler nun? Er ist im Grunde seines Herzens doch noch zu viel Amerikaner geblieben, um sich der Verzweiflung hinzugeben — sein Verstand vielmehr fängt nach erfolgter Ernüchterung an, mit den Thatsachen zu rechnen! Hat er Geld genug und Talent genug, um draußen nicht nur leben, sondern auch mitkonkurriren zu können, so packt er kaltlächelnd seine sieben Sachen wieder ein und geht nach Rom oder Paris zurück, und sendet von dort aus nach seiner Heimath seine künstlerischen Schöpfungen, welche nunmehr eine doppelte Anziehungskraft für die Amerikaner bilden, da sie Schöpfungen eines Landsmanns sind und aus Europa kommen! Hat der Jünger der Kunst aber kein Geld, so sieht es allerdings schlimmer für ihn aus. In den ersten Wochen irrt er noch immer in dem Wahn befangen herum, daß sich hier „etwas machen" ließe! „Mein Gott", sagt er sich, „habe ich nicht den Kopf voll der schönsten Ideen, habe ich nicht den Pinsel zu führen gelernt, bin ich nicht ein Sohn dieses Landes?" Alles recht gut und schön, und Alles auch zugegeben, aber trotzdem kann er seine Bilder doch nicht los werden, und falls er einen Käufer findet, so muß er sich einen Preis gefallen lassen, der ihm die Schamröthe in's Gesicht treibt! Da bleibt dann die Ernüchterung nicht lange aus! Der arme selbstgetäuschte Künstler, der von den eigenen, zum großen Theil aber erst in Europa eingesogenen Ideen auf seine Landsleute zurückschließt, wird von seinem hohen Standtpunkt immer tiefer herabsteigen, schrittweise, und mit blutendem Herzen, bis er endlich da anlangt, wo der amerikanische Künstler allein sein Brod „mit Ehren" verdienen kann — bei der Crayonzeichnerei — das Zeichnen langweiliger Köpfe, für welche seine Künstlerphantasie auch keine

haben, werden an die Spitze solcher Institute gestellt. Sie ordnen mit Hülfe gleichgesinnter Assistenten die reichen Schätze, katalogisiren, klassifiziren, machen neue Anschaffungen, ergänzen mit scharfem Verständniß das Fehlende, und haben ein wachsames Auge über Alles, was auf dem Gebiete der Kunst vorgeht. Diese Anstalten stehen dem großen Publikum offen. Es ist eine Freude, zu betrachten, wie Leute aus allen Klassen der Gesellschaft nach den Galerien und Museen strömen, und wie ihnen dort, oft unbewußt, der Sinn und die Liebe für die Kunst, die echte wahre Kunst aufgeht. Manches Talent, welches vielleicht niemals aus tiefem Schlummer geweckt worden wäre, hier, vor den Meisterwerken der Kunst, die — je öfter man sie sieht und anschaut, immer beredter, verlockender zu uns sprechen, erwacht es zum plötzlichen Leben, schaut überrascht, wie verzaubert um sich, und saugt ewig neue Nahrung und glühende Begeisterung ein! Was aber ist hier der Fall?" fuhr der Künstler fort.

„Ich weiß wohl, daß Amerika noch ein junges Land ist, das durch die Verfolgung mehr praktischer Ziele vollauf zu thun hatte, und noch immer zu thun hat. Aber ich darf dennoch nicht verschweigen, daß für die Kunst immerhin schon mehr hätte gethan werden können. Besitzt dieses große, herrliche, aufstrebende Land, das in vielen Zweigen bereits die alte Welt überragt, ein Nationalmuseum? Ja, ist irgend eine Bewegung, ein Streben erkennbar, ein solches zu erlangen? Tausende, Millionen werden vom Congreß verausgabt für allerei industrielle und kommerzielle Unternehmungen, die Nationalschuld wird jährlich um viele Millionen verringert, überall ist frisches Leben und fröhliches Aufblühen wahrzunehmen, nur die hehre Kunst führt ein

langen Reihe von Jahren in Chicago ansässig ist, und das Kunstleben aufmerksam verfolgt hat. „Sie finden einfach keine Abnehmer für ihre Bilder, denn „der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“ Dieser bittere Ausspruch beruht auf Wahrheit, und wenn sich auch viele sehr werthvolle Privat-Galerien in dieser Stadt befinden, so sind die Bilder doch meistens im Auslande gekauft worden und die heimische Kunst ist leer ausgegangen.

Die Kunst in den ganzen Vereinigten Staaten ist herrenlos und führerlos und steht unter keinem Schutze, unter welchem sie aufblühen und gedeihen könnte.

In allen Staaten der alten Welt, welche zu den Kulturstaaten gezählt werden, existirt neben anderen Ministerien auch ein „Kultusministerium“. Es gehört mit zu der Aufgabe dieses Ministeriums, die Kunst im Lande zu schützen, die Oberaufsicht über die Akademien und Schulen zu führen, das Talent zu ermuthigen, die heimischen jungen Künstler, wenn sie mittellos sind, auf Regierungskosten nach Italien zu senden und Arbeiten, welche die Regiernng zu vergeben hat, heimischen Künstlern, und zwar streng nach Verdienst zuzuführen. Da ist ein Centrum geschaffen, um welches sich Alles gruppirt, und von welchem aus die Interessen der Künstler nachdrücklich gewahrt werden. Wer etwas auf dem Herzen hat, weiß wohin er sich zu wenden hat, wer Talent besitzt, braucht nicht zu verkümmern. Schulen und Akademien, Rath und Hülfe stehen ihm offen. Der Staat aber thut noch mehr. Er hat auch die Oberleitung über Kunstgalerien und Museen in Händen. Wissenschaftlich gebildete, gelehrte Männer, welche durch ihre Bestrebungen für die Kunst gewöhnlich schon einen weitklingenden Namen erworben

haben, werden an die Spitze solcher Institute gestellt. Sie ordnen mit Hülfe gleichgesinnter Assistenten die reichen Schätze, katalogisiren, klassifiziren, machen neue Anschaffungen, ergänzen mit scharfem Verständniß das Fehlende, und haben ein wachsames Auge über Alles, was auf dem Gebiete der Kunst vorgeht. Diese Anstalten stehen dem großen Publikum offen. Es ist eine Freude, zu betrachten, wie Leute aus allen Klassen der Gesellschaft nach den Galerien und Museen strömen, und wie ihnen dort, oft unbewußt, der Sinn und die Liebe für die Kunst, die echte wahre Kunst aufgeht. Manches Talent, welches vielleicht niemals aus tiefem Schlummer geweckt worden wäre, hier, vor den Meisterwerken der Kunst, die — je öfter man sie sieht und anschaut, immer beredter, verlockender zu uns sprechen, erwacht es zum plötzlichen Leben, schaut überrascht, wie verzaubert um sich, und saugt ewig neue Nahrung und glühende Begeisterung ein! Was aber ist hier der Fall?" fuhr der Künstler fort.

„Ich weiß wohl, daß Amerika noch ein junges Land ist, das durch die Verfolgung mehr praktischer Ziele vollauf zu thun hatte, und noch immer zu thun hat. Aber ich darf dennoch nicht verschweigen, daß für die Kunst immerhin schon mehr hätte gethan werden können. Besitzt dieses große, herrliche, aufstrebende Land, das in vielen Zweigen bereits die alte Welt überragt, ein Nationalmuseum? Ja, ist irgend eine Bewegung, ein Streben erkennbar, ein solches zu erlangen? Tausende, Millionen werden vom Congreß verausgabt für allerei industrielle und kommerzielle Unternehmungen, die Nationalschuld wird jährlich um viele Millionen verringert, überall ist frisches Leben und fröhliches Aufblühen wahrzunehmen, nur die hehre Kunst führt ein

kümmerliches Dasein, schleicht bettelnd und darbend im Lande umher, und findet höchstens hier und da unter dem Dache eines Gönners eine kurze Rast. Die Kunst ist ein wichtiger Faktor zur Erziehung des Volkes! Die rohen Sitten werden durch ihren Einfluß gemildert, der harte, starrköpfige Sinn gebeugt, und das Herz empfänglich für alles Gute und Edle gemacht! Das sollte unsere Regierung bedenken!" — —

Wer wollte zweifeln, daß der Künstler wahr gesprochen hat? — —



Amerikanische Architektur.

Europäer, mögen sie nun besuchsweise die Vereinigten Staaten durchreisen, oder sich in einem Orte derselben niedergelassen haben, hört man oft darüber klagen, daß die Physiognomie der amerikanischen Städte so wenig abwechselungsreich sei, daß vielmehr die genaue Kenntniß einer Stadt genüge, um sich ein ziemlich getreues Bild von den übrigen Städten zu entwerfen. Diese Klage enthält viel Ungerechtes und Unwahres, denn allein die Lage der Städte bedingt schon eine Verschiedenartigkeit der Bauweise, und ohne tiefer nachzugrübeln, wird Jeder zugeben, daß die Städte in Louisiana und Florida einen ganz andern Eindruck hervorrufen, als die Städte in den äußersten Nordstaaten.

Ferner kommt auch hier — so jung die Republik auch sein mag — das Alter der Städte in Frage, und Boston beispielsweise wird den Besucher ganz anders berühren, als Minneapolis oder Omaha, zwei Städte, welche noch in

malen ausschaut, so sollte man zu den einfachen, unscheinbaren Blockhäusern wandern, welche aus roh gezimmerten Blöcken zusammengefügt wurden, als die ersten Ansiedler kühn und verwegen in den Urwald Amerika's eindrangen und die erste Saat der Cultur in den jungfräulichen Boden streuten. Jedes Blockhaus in der ersten Zeit der Ansiedelung war wie die Brust eines Winkelried, es machte Raum für die Nachstürmenden. Und jene ersten Kirchen, welche mit eintönigem Glockengeläut die Gläubigen zusammenriefen und im frommen Gebet vereinigten, können dreist jenen monumentalen Steinkolossen Europa's an die Seite gestellt werden, ja es bleibt noch eine offene Frage, ob sie nicht ihre Entstehung reineren und frömmeren Gefühlen verdanken, als manche der mit prächtiger Entfaltung von Kunst und Genie errichteten Kathedralen. Auch das sind amerikanische historische Gebäude, wenn auch das Auge jetzt über ihre unscheinbare Gestalt hinwegsieht! —

Die Bauten in den Städten entstammen einer jungen Zeit, und die schönen Bauten darinnen sogar der allerjüngsten Zeit. Es ist noch nicht gar so lange her, daß der wohlhabende Amerikaner sich entschloß sein einfaches Framehaus zu verlassen, um in einem anspruchsvoll dreinschauenden Steinhaus den Anforderungen seiner Zeit gerecht zu werden. Erst der starke Zustrom der Einwanderung, der rege Verkehr der neuen Welt mit der „alten Country" und der wachsende Wohlstand des Landes haben es zu Wege gebracht, daß Luxusbauten aufgeführt wurden und daß ganze Stadttheile mit vornehmen Privatbauten entstanden.

Aus den vorstehenden Bemerkungen wird man ersehen haben, daß die Architektur dieses Landes nicht nur eine

keit erlangen, einen augenfälligen Unterschied des Nordländers vom Südländer herauszufühlen und den Neu-Engländer vom Bewohner des Westens nicht nur am Dialekt der Sprache zu erkennen. Natürlich muß, sobald man die amerikanischen Städte durchwandert, von vornherein davon Abstand genommen werden, nach historisch interessanten Gebäuden, Ruinen, an die sich Sage und Geschichte knüpfen, oder Baudenkmälern Umschau zu halten. Das wäre etwa dasselbe, als wollte man die deutschen Wälder nach Indianern durchsuchen. Das Volk, welches dieses Land beherrschte, ehe es von den weißen Europäern Schritt für Schritt in das Dunkel des Urwaldes zurückgescheucht wurde, war kein Cultur-, sondern ein Naturvolk. Ihm genügte der gewaltige Dom, den die Natur in den Wäldern aus tausendjährigen Stämmen aufgerichtet hatte, um seine Andacht darin zu verrichten, und es verschmähte auch, Burgen und Mauern zum Schutze vor seinen Feinden aufzuführen, da das fast undurchdringliche Dickicht der Wälder es genügend verbarg und der weiche moosige Boden seine Tritte unhörbar machte. Wollten aber der Boden oder die Bäume des Waldes erzählen, sie hätten vielleicht das Schicksal mancher Rothhaut zu berichten, das in seiner einfachen Tragik tiefer zum Herzen spräche, als manches stolze Monument, das zum Andenken an einen europäischen Krieger errichtet worden ist. So hat denn dieses Volk fast keine Spuren von seinem tausendjährigen Leben zurückgelassen, und wenn nicht einige „Bleichgesichter" sie in Poesie und Prosa verewigt hätten, so würde selbst die Erinnerung an sie allmählich aussterben. Erst die Weißen brachten die Cultur mit herüber, und wenn man nach historischen Denk-

malen ausschaut, so sollte man zu den einfachen, unscheinbaren Blockhäusern wandern, welche aus roh gezimmerten Blöcken zusammengefügt wurden, als die ersten Ansiedler kühn und verwegen in den Urwald Amerika's eindrangen und die erste Saat der Cultur in den jungfräulichen Boden streuten. Jedes Blockhaus in der ersten Zeit der Ansiedelung war wie die Brust eines Winkelried, es machte Raum für die Nachstürmenden. Und jene ersten Kirchen, welche mit eintönigem Glockengeläut die Gläubigen zusammenriefen und im frommen Gebet vereinigten, können dreist jenen monumentalen Steinkolossen Europa's an die Seite gestellt werden, ja es bleibt noch eine offene Frage, ob sie nicht ihre Entstehung reineren und frömmeren Gefühlen verdanken, als manche der mit prächtiger Entfaltung von Kunst und Genie errichteten Kathedralen. Auch das sind amerikanische historische Gebäude, wenn auch das Auge jetzt über ihre unscheinbare Gestalt hinwegsieht! —

Die Bauten in den Städten entstammen einer jungen Zeit, und die schönen Bauten darinnen sogar der allerjüngsten Zeit. Es ist noch nicht gar so lange her, daß der wohlhabende Amerikaner sich entschloß sein einfaches Framehaus zu verlassen, um in einem anspruchsvoll dreinschauenden Steinhaus den Anforderungen seiner Zeit gerecht zu werden. Erst der starke Zustrom der Einwanderung, der rege Verkehr der neuen Welt mit der „alten Country" und der wachsende Wohlstand des Landes haben es zu Wege gebracht, daß Luxusbauten aufgeführt wurden und daß ganze Stadttheile mit vornehmen Privatbauten entstanden.

Aus den vorstehenden Bemerkungen wird man ersehen haben, daß die Architektur dieses Landes nicht nur eine

junge ist, sondern daß sie auch von Europa nach hier verpflanzt worden ist. Wenn man trotzdem berechtigt ist, von einer „amerikanischen Architektur" zu sprechen, so hat das seinen Grund darin, daß die Formen der europäischen Baukunst hier bereits eine so seltsame, und nicht immer schöne, Umarbeitung erfahren haben, daß sie als etwas „Selbstständiges" aufzutreten berechtigt sind. Treten diese umgemodelten Formen schon in den einfachen Geschäftshäusern auf, so bleibt ihr eigentlicher Tummelplatz doch die Privatarchitektur.

In Europa wird es jedem Bauverständigen noch möglich sein, den Baustyl oder die Zeitperiode anzugeben, welche dem Architekten bei der Aufführung seines Hauses vorgeschwebt haben mag. Schreitet aber derselbe Mann durch eine Villenvorstadt amerikanischer Großstädte, so werden ihm eben so viele Räthsel aufgegeben, als Villen vorhanden sind, und sein schön gesichtetes System, welches alle von der akademischen Weisheit anerkannten Baustyle enthält, bricht rettungslos zusammen. Ist er nun ein hitziger Kopf, so wird er unwirsch und mürrisch über den amerikanischen Architekten werden, der ganz gegen den althergebrachten Brauch, corinthische Säulen, ein Renaissanceornament und einen gothischen Erker an einem Gebäude verwandt hat. Bei kühlerem Dreinschauen wird er sich aber allmählich gestehen müssen, daß trotz dieser Vermengung verschiedener Zeitalter, die Wirkung eine gefällige, ja oft schöne ist. Und dann endlich wird er es mit seinen akademischen Kenntnissen in der Baukunst gerade so machen, wie in mancher anderen Wissenschaft, er wird das mühsam aufgebaute System über den Haufen werfen, und nicht mehr nach dem Styl, sondern einfach nach der Wirkung fragen.

namentlich am Abend, wenn drinnen das Gas angezündet ist, und die Bewohner des Hauses in Schaukelstühlen gruppirt, auf- und niedersinken, und in augenscheinlich gelangweilter Weise die flüchtigen Ereignisse des Tages besprechen. Es soll aber damit nicht etwa über die „Bay windows" ein Verdammungsurtheil gesprochen werden, um so weniger, als sie dem Bedürfnisse der Zeit wirklich Rechnung tragen. Außerdem aber sind sie es gerade, welche den Architekten Gelegenheit zu den anmuthigsten Verzierungen bieten und der ganzen Construktion des Hauses etwas überaus Gefälliges verleihen. Auch die Bewohner des Hauses kommen durch dieses „Privatschaufenster" in die Lage, ihr Dekorationstalent zu zeigen, und selbst Leuten, welche niemals die Schwelle ihres Hauses betreten, einen Einblick in ihre Seele thun zu lassen. Wem wird es nicht schon öfters aufgefallen sein, wenn er durch eine der vornehmen amerikanischen Avenuen geschritten, daß viele der Parlorfenster direkt für die Straße dekorirt worden sind? Daß zum Beispiel Statuen mit dem Gesichte nach der Straße zugekehrt stehen? Wüßten die Damen nur, welch' oberflächlicher, auf das Aeußere gerichteter Sinn sich darin offenbart, sie würden bald den freundlichen Gott oder die liebliche Göttin mit dem Gesichte nach der Stube kehren, damit der Liebreiz, der aus diesen Marmorzügen leuchtet, das Zimmer durchsonnt und nicht von jedem Gassenbuben verhöhnt und geschändet werden kann. Gemüther, welchen noch eine unbezwingliche Scheu vor der Oeffentlichkeit innegeblieben ist, haben denn auch durch einen eleganten Vorhang meistens aus dünnem, prächtigen Stoffe in einer beliebten Modefarbe, das Fenster wenigstens halb geschlossen.

Ein anderer, fast noch wichtigerer Unterschied des amerikanischen vom deutschen Wohnhause ist der, daß das amerikanische Haus sich mehr nach der Höhe streckt, während das deutsche sich mehr nach der Breite ausweitet. Der Grund hierfür ist ein sehr einfacher. Der Amerikaner, genau wie der Engländer, richtet sein Bestreben dahin, ein eigenes Häuschen zu besitzen, in dem er allein mit seiner Familie wohnen kann. Doch der Bauplatz ist theuer, und so kommt es darauf an, auf möglichst geringer Bodenfläche ein Gebäude aufzuführen, das dennoch alle nöthigen Räumlichkeiten enthalten muß, und da die Breite und Tiefe beschnitten sind, so bleibt nur die Höhe zur Entfaltung des Raumes übrig. Auf diese Weise kommt es, daß die amerikanischen Häuser schmal aber hoch sind, und gewissermaßen drei gesonderte Stockwerke enthalten. Gewöhnlich werden in das eine die Schlafzimmer, in das andere die Wohnzimmer und das letzte das Eßzimmer und die Küche verlegt, und dabei heißt es „Trepp auf" und „Trepp ab". Das deutsche Wohnhaus, welches dagegen Platz für mehrere Familien enthält, dehnt sich weit mehr in die Breite aus, so daß auf einem Flur sich alle nöthigen Räume für eine Familie befinden. Abgesehen davon, daß das Treppensteigen innerhalb der Wohnung dort ganz fortfällt, so bietet das Arrangement der Räume bei Gesellschaften einen unberechenbaren Vortheil, indem sie gewissermaßen eine Flucht von Zimmern bilden, in denen sich die Gäste wohl zeitweise in Gruppen trennen können, aber doch immer wieder vereinigt sind.

Natürlich kann eine so verschiedene innere Einrichtung der Häuser nicht ohne bedeutsamen Einfluß auf die äußere Architektur derselben bleiben. Schon die Lage der Hausthür

namentlich am Abend, wenn drinnen das Gas angezündet ist, und die Bewohner des Hauses in Schaukelstühlen gruppirt, auf- und niedersinken, und in augenscheinlich gelangweilter Weise die flüchtigen Ereignisse des Tages besprechen. Es soll aber damit nicht etwa über die „Bay windows" ein Verdammungsurtheil gesprochen werden, um so weniger, als sie dem Bedürfnisse der Zeit wirklich Rechnung tragen. Außerdem aber sind sie es gerade, welche den Architekten Gelegenheit zu den anmuthigsten Verzierungen bieten und der ganzen Construktion des Hauses etwas überaus Gefälliges verleihen. Auch die Bewohner des Hauses kommen durch dieses „Privatschaufenster" in die Lage, ihr Dekorationstalent zu zeigen, und selbst Leuten, welche niemals die Schwelle ihres Hauses betreten, einen Einblick in ihre Seele thun zu lassen. Wem wird es nicht schon öfters aufgefallen sein, wenn er durch eine der vornehmen amerikanischen Avenuen geschritten, daß viele der Parlorfenster direkt für die Straße dekorirt worden sind? Daß zum Beispiel Statuen mit dem Gesichte nach der Straße zugekehrt stehen? Wüßten die Damen nur, welch' oberflächlicher, auf das Aeußere gerichteter Sinn sich darin offenbart, sie würden bald den freundlichen Gott oder die liebliche Göttin mit dem Gesichte nach der Stube kehren, damit der Liebreiz, der aus diesen Marmorzügen leuchtet, das Zimmer durchsonnt und nicht von jedem Gassenbuben verhöhnt und geschändet werden kann. Gemüther, welchen noch eine unbezwingliche Scheu vor der Oeffentlichkeit innegeblieben ist, haben denn auch durch einen eleganten Vorhang meistens aus dünnem, prächtigen Stoffe in einer beliebten Modefarbe, das Fenster wenigstens halb geschlossen.

Ein anderer, fast noch wichtigerer Unterschied des amerikanischen vom deutschen Wohnhause ist der, daß das amerikanische Haus sich mehr nach der Höhe streckt, während das deutsche sich mehr nach der Breite ausweitet. Der Grund hierfür ist ein sehr einfacher. Der Amerikaner, genau wie der Engländer, richtet sein Bestreben dahin, ein eigenes Häuschen zu besitzen, in dem er allein mit seiner Familie wohnen kann. Doch der Bauplatz ist theuer, und so kommt es darauf an, auf möglichst geringer Bodenfläche ein Gebäude aufzuführen, das dennoch alle nöthigen Räumlichkeiten enthalten muß, und da die Breite und Tiefe beschnitten sind, so bleibt nur die Höhe zur Entfaltung des Raumes übrig. Auf diese Weise kommt es, daß die amerikanischen Häuser schmal aber hoch sind, und gewissermaßen drei gesonderte Stockwerke enthalten. Gewöhnlich werden in das eine die Schlafzimmer, in das andere die Wohnzimmer und das letzte das Eßzimmer und die Küche verlegt, und dabei heißt es „Trepp auf" und „Trepp ab". Das deutsche Wohnhaus, welches dagegen Platz für mehrere Familien enthält, dehnt sich weit mehr in die Breite aus, so daß auf einem Flur sich alle nöthigen Räume für eine Familie befinden. Abgesehen davon, daß das Treppensteigen innerhalb der Wohnung dort ganz fortfällt, so bietet das Arrangement der Räume bei Gesellschaften einen unberechenbaren Vortheil, indem sie gewissermaßen eine Flucht von Zimmern bilden, in denen sich die Gäste wohl zeitweise in Gruppen trennen können, aber doch immer wieder vereinigt sind.

Natürlich kann eine so verschiedene innere Einrichtung der Häuser nicht ohne bedeutsamen Einfluß auf die äußere Architektur derselben bleiben. Schon die Lage der Hausthür



bedingt eine große Veränderung der Gestaltung. In amerikanischen Häusern befindet sie sich fast immer an der Seite, während sie in deutschen Häusern meist in der Mitte angebracht ist. Es wird auch einleuchtend sein, daß der Architekt bei schmalen Häusern keine wuchtige kräftige Architektur anbringen kann, sondern daß er vielmehr dem Aufstreben der Häuser gemäß eine möglichst zierliche Architektur verwenden wird.

Auf vielen Gebieten unserer Einrichtungen und Lebensweise läßt sich unschwer der Einfluß Altenglands nachweisen, was Jedem, der die Geschichte der Vereinigten Staaten nur einigermaßen im Kopfe hat, auch als ganz natürlich erscheinen wird. Derselbe hat sich sogar heute noch, nachdem die Selbstständigkeit des Landes sich längst zu stolzem Selbstbewußtsein erhoben hat bei den Angloamerikanern, namentlich den Bewohnern des Ostens, erhalten, und die Redensart „It is English you know" ist, so albern sie auch klingt, doch aus weit tiefer liegenden Ursachen in's Leben getreten.

Und so läßt sich auch in der amerikanischen Architektur namentlich in der Villenarchitektur der bedeutende Einfluß Englands nachweisen.

Das englische Haus ist in erster Beziehung ein praktisches Haus, das heißt, der Architekt sieht vor Allem danach, daß die Vertheilung der Räume eine für die späteren Bewohner so bequeme wie mögliche ist. Erst wenn diese Absicht erfüllt ist, denkt er an die äußere Gestalt des Hauses, welche oft, der Lage der Zimmer gemäß, einen etwas phantastischen Anstrich erhalten mag. Er kümmert sich auch aus demselben Grunde wenig um die strenge Durchführung eines Styles, sondern sieht, wenn er seinen Plan beendet hat, die

Wirkung des Gesammtgebäudes zu einer möglichst malerischen zu machen. Dasselbe Prinzip verfolgt der amerikanische Architekt. Und nun giebt es einen Styl in England, welcher sich speciel dort gebildet hat und diesen nationalen Wünschen vollkommen gerecht wird. Es ist der Styl, den man kurzweg „Queen Elizabeth Style" benennt. Derselbe ist eigentlich eine Verschmelzung der Gothik und der Renaissance, und datirt bis zum Jahre 1600 zurück. In jener Zeit wurde die Renaissance, welche ein Wiederaufleben der klassischen Zeit und Formen bedeutet, von Italien zum ersten Male nach England gebracht, trat erst selbstständig auf, wurde aber bald mit dem herrschenden Style' verschmolzen. Dann entstanden jene reizenden Häuschen, welche voller malerischen Details waren, reich an Erkern, spitzen Giebeln und Dächern, großen oder getheilten Fenstern, hohen schlanken, zum Theil phantastisch geformten Schornsteinen, Thürmchen und Treppen. Jedes Haus aber erschien wie eine scharf ausgeprägte Individualität, die um so mehr Wirkung machte, als das englische Haus frei stand und gewöhnlich von allen Seiten mit Gesträuch oder Bäumen umgeben war.

Es war daher nur natürlich, daß der Amerikaner, als er nach einem Muster für sein Privathaus, seine Villa, sich umschaute, auf jenen gefälligen Styl fiel, der ihm nicht nur die größte Freiheit vergönnte, sondern der sich auch jeder besonderen Individualität anpaßte. Auf diese Weise entstanden denn so viele jener mit Zierrathen und Details überfüllten Villen in Amerika, welche mehr von dem krausen Geschmack des Eigenthümers erzählen, als von seinem Kunstsinn. Ganz allmählich aber bricht sich auch hier ein verbesserter Geschmack Bahn. Man sucht doch mehr und mehr ein wenig Symmetrie

Mittelalter unter einer Gruppe von Offizieren der Jetztzeit hervorruft.

Da läßt man sich noch lieber jene kleinen Häuser gefallen, die vor lauter Zierlichkeiten aussehen, als wären sie direkt aus dem Ofen eines Kuchenbäckers getragen und vorsichtig auf die Erde gesetzt worden. Unwillkürlich hebt man vorsichtig die Füße empor, wenn man an ihnen vorüber schreitet, denn eine unvorsichtige Erschütterung könnte eine furchtbare Katastrophe herbeiführen, und bläst gar vom See eine leichte Brise herüber, so flüchtet man sich schnell auf die andere Straßenseite, denn das Umgeblasenwerden dieser Zuckerhäuschen scheint geradezu unausbleiblich.

An derartigen Häusern kann man so recht beobachten, wie der Architekt dem Gesammteindruck durch „zu viel" Schnörkeleien schadet, und wie der Effekt vollständig aufgehoben wird, sobald mehrere solcher phantastischer Bauten nahe an einander gerückt werden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich auf einen anderen Fehler aufmerksam machen, in den manche amerikanische Architekten verfallen. Sie suchen künstliche Effekte hervorzurufen, indem sie in ihren Bauten die Idee wachzurufen bestrebt sind, als wären sie durch irgend eine Laune der Natur geschaffen, oder als hätte diese doch ihre Herstellung unterstützt. Das erinnert stark an jene Zeit, wo in Gärten vornehmer Personen künstliche Ruinen, Grotten, halbzerfallene Tempel, gebrochene Säulen und ähnliche Dinge errichtet wurden. So soll die Front eines Hauses zuweilen den Eindruck machen, als sei sie durch einen glücklichen Zufall der Natur aus rohen Steinen zusammengefügt worden. Die Säule sogar, welche den Balkon trägt, ist aus so plumpen Blöcken aufgeführt worden,

daß sie wirklich so erscheint, als seien nur rohe Felsstücke kunstlos aufeinander gelegt worden.

Wie viel dankbarer ist es nicht, wenn der Architekt auf den Aufwand von falschem Flitterkram verzichtet, und seinem Bau als Schmuck ein schönes Ornament verleiht, das durch seine edlen Linien immer auf's Neue das Auge des Beschauers reizt. Erst ganz vereinzelt tritt dieser Schmuck hier auf, um so freudiger darf er dort begrüßt werden, wo er mit Verständniß als Fries oder Füllung angewendet worden ist.

Oft kann man an einem Beispiel nachweisen, wie die Gedanken des Architekten auf halbem Wege stehen bleiben, oder sich mit andern fremden mischen. Doch fast immer befindet sich die Kritik in einer eigenthümlichen Lage, denn obwohl dieselbe die Seltsamkeiten kaum zu dulden im Stande ist, verliert sie dennoch den Muth, ernstlich zu tadeln, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Ganze in seiner Sauberkeit, seiner kecken Unverfrorenheit, ja fast übermüthigen Schalkheit zuletzt doch erfrischt und erfreut. Und hier kommen wir zu einem Punkte, der nicht genug gerühmt werden kann. Die Amerikaner setzen nämlich einen Stolz darein, ihrem Hause ein stets frisches und sauberes Ansehen zu geben, und wo einfaches Wasser nicht mehr helfen will, da muß der Maler kommen, um mit dem Pinsel nachzuhelfen. Ebenso hält er es mit dem Stückchen Erde, das sich vor seinem Hause ausbreitet, und das er durch Gras oder Pflanzen zu einem heiteren Fleckchen umwandelt. Es ist in der That eine wahre Erfrischung, wenn man die Avenuen und breiten Privatstraßen einer amerikanischen Stadt herabschreitet. Da reiht sich Haus an Haus in schmuckem, blanken Kleide, als

wären sie alle für einen hohen Festtag herausgeputzt, umgeben von Büschen, Bäumen und Blumen.

Unwillkürlich empfängt man das Bewußtsein, inmitten eines Volkes zu wandern, dessen Bürgerschaft auf solider Grundlage ruht, und bemüht ist, das höchste Glück des Lebens im Frieden des Hauses zu suchen. Daher die scharf ausgeprägte Individualität der amerikanischen Häuser, deren jedes dem Charakter des Bewohners angepaßt zu sein scheint. Und kommt man erst weiter hinaus in's Freie, wo die Plätze um die Gebäude sich ausdehnen, so wird man erst recht die Eigenartigkeit dieser Villenarchitektur schätzen müssen. Denn wenn aus dem üppigen Grün, vielleicht selbst noch die Wände mit wildem Wein umspannt, so ein zierliches Häuschen durchblickt, oder ein seltsam geformtes Thürmchen, oder ein eigenartiger spitzer Giebel durch die saftigen Blätter hervorschaut, so könnte nur ein bis in's Innerste erstarrter Pedant den hohen Maßstab der Kunst an solche Bauten legen wollen. In der freien Natur hat jedes Ding das unbestrittene Recht sich frei zu entwickeln. Der Amerikaner thut Recht daran, daß er kein blinder Nachahmer der Kunstformen der alten Welt sein will, daß er unverzagt und mit frischem Muthe in den reichen Schatz Europas greift und daraus hervorzieht, was ihm beliebt, daß er endlich das Angenommene nach seinem eigenen Geschmacke und seiner eigenen Gesinnung umformt und umwandelt. Es ist besser für ein Volk, eine eigene, wenn auch bescheidene, Kunst zu besitzen, als eine fremde in sklavischer Treue nachahmen. Die bescheidene Kunst, die aus dem Fleisch und Blut des Volkes emporgestiegen ist, wird sich mit der Zeit veredlen, vervollkommnen, die fremde, angenommene

aber, wird immer gehaltloser werden, weil ihr nicht der Geist des Volkes innewohnt, der allein die einzige Quelle ist, aus welcher die Kunst heilkräftige Nahrung schöpfen kann.



Kunst und Dilettantismus.

Jeder, der sich einmal in eine ernste Unterhaltung mit einem Amerikaner über hiesige Verhältnisse eingelassen und dabei über Dies und Das sein Mißfallen oder seine Verwunderung geäußert hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß sich der Amerikaner schwer oder gar nicht von den klarliegendsten Wahrheiten überzeugen läßt. Ist er schließlich so in die Enge getrieben worden, daß eine Ausflucht nicht mehr möglich ist, so lächelt er und sagt: „Gut! Angenommen es ist so, wie Sie sagen, so vergessen Sie nur das Eine, nämlich die große Jugend unseres Landes!" Jetzt hat er den Ton gefunden, der in kräftigstem Klange in seinem Herzen wiedertönt. Er wirft sich in die Brust, reckt sich in die Höhe, vergräbt die Hände in beiden Hosentaschen und fährt mit stolzer Ueberlegenheit fort: „Wie alt ist denn unser Land? Und was haben wir in der kurzen Zeit unseres Bestehens geleistet? Es ist unerhört, ohne jedes Beispiel in der Geschichte, einfach überwältigend!" Seine Augen leuchten, und der Stolz, der aus ihnen blitzt, ist ein wirklich empfundener. Nach einer kleinen Pause, in welcher dem Andern nichts zu thun übrig bleibt, als zustimmend mit dem Kopfe zu nicken, beginnt er von Neuem: „Nun, so geben Sie uns Zeit, warten Sie ab, bis wir die riesigen

Kinderschuhe abgeworfen haben, und Sie **werden** sehen, daß wir auch auf dem Gebiete der schönen **Künste** Europa überflügeln werden! Uebrigens sind wir bereits **auf dem** besten Wege dahin, denn ....." Und nun zählt er eine Menge Künstlernamen auf, welche „abroad" sich **eines hohen** Rufes erfreuen, Maler, Bildhauer und Musiker. **Das aber** verschweigt er, oder will er nicht wissen, daß **diese** Künstler durch ihre europäische Erziehung, durch die **Richtung** in ihrer Kunst, durch ihre Anschauungen vom Leben **und durch** ihren beständigen Aufenthalt in Europa längst aus **Amerikanern** gute Europäer geworden sind, wenn auch **ihre Wiege** in Ohio, New York oder Pennsylvanien gestanden **hat.**

„Geben Sie uns Zeit!" Dieser Wunsch **ist der** bescheidenste unter allen Wünschen. Unberührt von **dem** Willen der Menschheit rückt der Zeiger der Weltenuhr **Stunde** um Stunde, Jahr um Jahr vorwärts! Wenn also die Zeit das einzige Hülfsmittel wäre, um bessere Zustände herbeizuführen, so stände der großen Republik allerdings eine glänzende Zukunft bevor, und Europa mag zittern! Jedes **Jahr**, das in den schwarzen Schlund der Vergangenheit herniederrollt, würde Amerika immer näher der höchsten Vollkommenheit bringen. Doch leider gehört noch Eins dazu, ein durchaus Wichtiges, ohne welches nichts, garnichts erreicht werden kann. Man müßte nämlich verstehen, diese Zeit auch gehörig auszunützen! Und da stehen wir wieder vor dem ewigalten Geheimniß, dessen Lösung die alten Inder, Aegypter, Griechen und Römer so groß gemacht hat, und welches auch die Culturvölker des heutigen Europa zu einer so hohen Entwickelung geführt hat. Das junge Amerika müßte sich fleißiger um die Erziehung von Jung-Amerika bekümmern,

damit, wenn das junge Amerika aus den Kinderjahren (und hundert Jahre sind dafür eigentlich vollständig hinreichend) tritt, auch Jung-Amerika seine vielen Kinderkrankheiten glücklich überstanden hat.

Es ist immerhin eine erfreuliche Thatsache, daß in die Stimmen, welche auf das einseitige Erziehungswesen der amerikanischen Jugend hinweisen, sich immer häufiger amerikanische Stimmen mischen. Bisher waren es fast ausschließlich „Fremde", welche das undankbare Geschäft besorgten, die Schäden und Mängel in der amerikanischen Gesellschaft aufzudecken. Jetzt beginnt man auch in den stockamerikanischen Kreisen schärfer zuzusehen und die Augen, welche von dem Glanze der jungen Republik bisher wie geblendet waren, weiter aufzuthun.

Erst kürzlich ließ sich wieder eine gewichtige amerikanische Stimme vernehmen, welche sich mit anerkennenswerther Offenheit über die hiesigen Kunstzustände ausließ. Der Vorsteher eines Kunstinstituts in New York (N. Y. Institute for Artist-Artisans), Herr Jno. Ward Stimson, hat vor kurzer Zeit seinen Jahresbericht veröffentlicht und benutzte diese Gelegenheit, um über Kunstverhältnisse allerlei Lesenswerthes und Beachtenswerthes auszukramen. An einer Stelle heißt es darin:

„Unser Land bedarf ernster Männer, die beseelt sind mit warmer Sympathie für Amerika, welche die beste Erziehung genossen haben, nach bestimmten Grundsätzen handeln und eine reiche praktische Erfahrung hinter sich haben, Männer, die das reichste Vertrauen verdienen." Die Kunst hier zu Lande, meint Herr Stimson, sei lange genug durch mechanisches Nachahmen, Dilettantismus und schülerhafte

Pfuscherei mißhandelt worden und sollte fortan von einer bestimmten höheren Idee getragen werden.

Wer wollte dem widersprechen? Wer weiß nicht, daß hier die sogenannte Kunstpflege fast ausschließlich von Dilettanten ausgeübt wird, die mit Stift und Pinsel das Unglaublichste zusammenschmieren und dennoch immer eine Schaar von Bewunderern um sich haben? Wer hat nicht schon einen gelinden Schrecken verspürt, wenn er in ein befreundetes Haus getreten ist, und von den liebenswürdigen Bewohnern vor eine Reihe von Bildern geführt wird, welche ein Familientalent mit „geringer Nachhülfe" des Lehrers „verübt" hatte? Wer hat nicht schon unbeschreibliche Qualen erduldet, wenn so ein „home talent", von den stolzen Eltern vorgeführt wurde, und die Skizzen und Mappen, „Studien nach der Natur" oder „Copien nach berühmten Vorbildern" vor seinen Augen ausgebreitet hatte? Ausgebreitet in dem Bewußtsein, wahre Kunstschätze geliefert zu haben, die jede Kritik vertragen können. Wehe dem Unglücklichen, der seine Zunge nicht im Zaume halten kann, und ein Körnchen Wahrheit darüber schlüpfen läßt! Er ist geächtet, ein Narr, ein Ketzer!

Das Schlimmste bei diesem amerikanischen Dilettantismus ist eben die Unverschämtheit, mit welcher er sich breit macht. Würde er sich bescheiden in enge Grenzen zurückhalten, anspruchslos sich äußern und aus innerem Bedürfniß geübt werden, so könnte man ihn freudig als Zeichen dafür begrüßen, daß die Liebe für wahre, ächte Kunst im Wachsen begriffen sei. Aber sein protzenhaftes, freches Gebahren belehrt uns nur von dem traurigen Gegentheil, daß eben Dilettantismus für die Kunst selber gelten muß.

Kein Goldrahmen ist zu breit und zu schön, um diese Bilder zu umstrahlen, und der „Parlor" ist gerade gut genug, um diese prunkenden Hausschätze aufzunehmen. Jedes dieser armseligen werthlosen Bilder aber stiehlt einem wirklich guten Bilde, und wenn es nur ein einfacher Holzschnitt oder Stahlstich ist, den Platz, verdirbt den Geschmack der Bewohner, und untergräbt die Liebe für ächte, wahre Kunst. Ein entsetzlicher Verlust für das amerikanische Volk! Eine Beschränktheit, die sich von Jahr zu Jahr mehr rächen wird!

Herr Stimson stellt auch einen Vergleich zwischen Amerika und Europa an, und kommt zu folgendem Schlusse: „Die Freiheit, auf welche wir Amerikaner so ungeheuer pochen, ist verbunden mit Unkenntniß und Sklaverei im industriellen Leben. Die Amerikaner müssen weiser erzogen werden, oder sie werden beständig ärmer werden."

Auch er sieht als einziges Rettungsmittel die Gründung von guten Industrie- und Kunstschulen an, und ist ein eifriger Befürworter derselben.

„Kurz und gut," ruft er aus, „wir Amerikaner brauchen eine künstlerische Erziehung, im weiten Umfange, praktisch verwendbar und zwar augenblicklich."

Möchten seine Wünsche die auch die unsrigen sind, bald in Erfüllung gehen!



Der „Parlor".

In Amerika, wo die Menschen vornehmlich auf das Leben in der Familie angewiesen sind, ist es immer mehr und mehr Sitte geworden, die Räume des Hauses

so behaglich als möglich auszuschmücken. Man sah in früheren Zeiten selbstverständlich darauf, zunächst die Bequemlichkeit zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, ohne groß der Schönheit der Formen Rechnung zu tragen. Allmählich aber erwachte der Trieb, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und die Ausschmückung der Zimmer begann. Mit dem „Parlor" wurde der Anfang gemacht. Die Töchter des Hauses arbeiteten zierliche Decken, welche über die Lehne des Schaukelstuhles gelegt und auf das kleine zu irgend einem Gebrauch ganz unpraktische Tischchen gebreitet wurden. Bilder, meistens Washington und Lincoln, fanden an den Wänden Platz, Familienbilder in Stehrahmen zierten den Kaminsims, und in Thon- oder Glasvasen steckte man möglichst bunte künstliche Sträuße. Eine besondere Wichtigkeit wurde der Dekoration mit Papier beigelegt. Farbiges Seidenpapier, in gleichgroße Streifen geschnitten, lag auf dem Kaminsims, vor dem Spiegel und auf dem Tische. Irgend ein Spruch auf Papier gedruckt, wie „There is no place like Home", fand einen hervorragenden Platz an der Wand gewöhnlich dem Eingange gegenüber, und Karten, welche von großen Geschäftshäusern als „Advertisements" verausgabt und zu Tausenden von Exemplaren ausgestreut waren, wurden mit Nadeln an die Wände gesteckt. Vorhänge an den Fenstern fehlten gänzlich und waren durch Vorläden ersetzt, die meistens ängstlich geschlossen gehalten wurden, um ja nicht dem Licht und der Luft den Eintritt zu gestatten. Dafür aber fehlte es nie an einem Teppich, der die farbenprächtigsten Blumengewinde aufwies. Der Einfluß, den aber der europäische Kunstgeschmack immer geltender zu machen wußte, blieb nicht ohne praktische Folgen. Der in jedem Jahre reger werdende

Verkehr zwischen der alten und neuen Welt trat hinzu und Alle, welche Europa besucht und in seinen Kunstgalerien und seinen kunstgewerblichen Ausstellungen einen, wenn auch nur flüchtigen, Eindruck empfangen hatten, brachten reformatorische Ideen heim. Und wenn man heute in den „Parlor" eines guten Bürgerhauses tritt, so wird man angenehm überrascht werden durch die großartige, vortheilhafte Veränderung, die im Laufe der Zeit damit vorgegangen ist. Er ist weit gefüllter, prunkhafter geworden, eine größere Anzahl Möbel stehen herum, die Wände sind mit mehr Bildern in schweren Goldrahmen bedeckt, ein Clavier fehlt nie, und Vorhänge, meistens Doppelvorhänge, dämpfen das Licht, das aus den großen Fenstern in das farbenhelle Zimmer fällt. Die Farbe hat jedoch noch immer ihr Recht darin behauptet, Teppiche und Tapeten sind bunt, die Decken sogar sind mit buntem Papier beklebt, Deckchen in allen Farbenschattirungen prangend, liegen überall herum, die Bezüge der verschieden geformten Stühle (odd chairs) schillern in allen Farben, künstliche Blumen machen sich in Körben und Vasen breit, und auch die buntfarbigen „Advertisements" sind noch nicht ganz vertrieben worden. Dafür sind Washington und Lincoln verschwunden und Papa und Mama in Oel, von einem Lokalkünstler gemalt, blicken in blühendster Gesichtsfarbe aus vergoldeten Rahmen herab, und an der gegenüberliegenden Wand haben Landschaften einen Platz gefunden, welche die Hildebrand'schen Aquarellen an Farbenpracht weit übertreffen. Neuerdings ist noch dazu das fast krankhafte Bestreben hinzugekommen, alle möglichen Gegenstände mit Farbe zu verschönern und als besonderen Schmuck in den Parlor zu stellen oder aufzuhängen. Schüsseln und

Teller, Schaufeln, Besen und andere Dinge, welchen bisher der Eintritt in das Allerheiligste strenge verwehrt war, werden jetzt mit Broncefarbe angestrichen, mit einer bunten Schleife geschmückt, vielleicht sogar bemalt und als Dekorationsstück der Räume verwandt. Einer ahmt dem Andern nach und Keinem scheint eine Idee von der Geschmacksverirrung, die sich darin kundgiebt, aufzusteigen. Es ist somit noch viel zu thun, noch viel auszurotten, ehe der gute Geschmack sich so weit Bahn gebrochen haben wird, daß er Gemeingut des Volkes geworden ist.

Die Frage, wie soll denn ein Raum geschmückt werden, um einen harmonischen Eindruck hervorzurufen, ist leichter zu beantworten, als es auf den ersten Augenblick erscheinen mag. Man vermeide zunächst alles Unnatürliche, denn jede Unnatur ist unschön. Wer zum Beispiel würde mit seinen Füßen auf schwellende Rosen und farbenprächtige Tulpen treten wollen? Deshalb fort mit den Teppichen, welche in ihren Mustern die Blumen so getreu als möglich darzustellen suchen! Das Empfinden eines feinfühligen Menschen muß unwillkürlich durch solch' eine Bodenbekleidung verletzt werden. Ueberhaupt sollte man sowohl bei Tapeten als bei Teppichen nur gedämpfte Farben und immer nur ornamentirte Muster wählen. Stylisirte Blumen sind alsdann nicht ausgeschlossen. Nichts ermüdet das Auge mehr auf die Dauer, als Blumentapeten oder Blumenteppiche, während es immer wieder auf's Neue die schönen verschlungenen Linien eines Ornaments verfolgen wird. Selbstredend müßten Teppiche und Tapeten in Farbe und wenn irgend möglich auch im Muster harmoniren. Die Decke sollte möglichst eintönig gehalten werden, und höchstens durch eine passende Malerei oder

eine Stuckverzierung geschmückt werden. Jedenfalls sollte sie einen möglichst leichten Eindruck hervorrufen, um die Idee des Gefangenseins in den Hintergrund zu drängen. Die neuerdings beliebte Mode aber, die Decke mit bunten Papierstreifen zu bekleben, ruft gerade das Gegentheil hervor und erzeugt ein Gefühl des entschiedenen Unbehagens. Die Vorhänge an den Fenstern sollten im „Parlor" klar und durchsichtig, in den andern Zimmern aber dicht und von matter Farbe sein, und alle Decken und Deckchen sollten in Farbe und Muster in Uebereinstimmung mit den Grundton des Zimmers gebracht werden. Die Möbel, selbstredend aus einer Holzgattung, sollten eine ruhige Form haben, und jeder Schmuck derselben von einer einheitlichen Idee durchdrungen sein. Alles, was verwirrt, beunruhigt, zerstreut, sollte unbarmherzig aus dem Raume entfernt werden. Die Töchter des Hauses sollten nicht nur Handarbeiten zur Ausschmückung des „Parlors" anfertigen, sie sollten sie auch mit Verstand und Ueberlegung ausführen. Sie müssen deshalb bei der Wahl des Stoffes, der Farben und des Musters vorsichtig zu Werke gehen und immer auf die Harmonie des Ganzen bedacht sein. Gemachte Blumen, und mögen sie noch so kunstvoll sein, bilden keinen sinnigen Schmuck, dafür aber lassen sich trockene Gräser und Blätter mit Dank verwenden. Ebenso ist ein buntes Tuch, falls die Farbe mit dem Grundton harmonirt, von künstlerischem Effekt, wenn es in gefälligem Faltenwurf über die Ecke eines Bildes, einer Staffelei oder Lehne eines Stuhles gebreitet wird. Alle unnützen Möbel sollten aus dem Hause verbannt werden, ebenso sollte die Mode, den ganzen Parlor mit „odd chairs" zu füllen, auf das Aeußerste beschränkt werden. Endlich

sollte man in der Auswahl der Bilder, welche in den Parlor gehängt werden, sehr vorsichtig sein. Familienbilder gehören in das Wohnzimmer, dem Sammelplatz der Familienmitglieder, in den „Parlor" aber gehören Bilder, welche das Interesse der Allgemeinheit erregen. Kann man kein gutes Oelbild von künstlerischer Hand ausgeführt, erschwingen, so begnüge man sich lieber mit einem schönen Kupfer- oder Stahlstich, ehe man durch einen billigen und schlechten Farbendruck die ganze Eintracht stört. Ein historisches Bild oder Köpfe berühmter Männer, eine schöne Landschaft oder ein gutes Genrebild, das sind Vorwürfe, wie sie in ein Zimmer passen, welches Personen verschiedener Gesinnungen und Lebensstellungen aufzunehmen bestimmt ist. Ferner hüte man sich vor allzugroßer Ueberladung des Raumes mit Nippsachen. Auch darin schadet das zu viel, während hier und da ein gutes Stück aufgestellt, von großer Wirkung ist. Bücher sollten selbst in einem „Parlor" nicht fehlen, aber nur Bücher allgemeinen Inhaltes, wie etwa illustrirte Dichtungen, Ansichten aus Städten und Ländern und Prachtwerke. Daß endlich blühende Blumen selbst dem harmonischsten Raume zur schönsten Zierde gereichen, ist kaum nöthig zu erwähnen.



Amerikanische Frühlingspoesie.

In keiner Jahreszeit beginnt das deutsche Herz so rebellisch zu werden, als wenn der lange Winter sich seinem Ende naht und dem Kalender nach der Frühling seinen Einzug halten sollte. Da beginnt es sich in dem Busen

eines Deutschen zu regen und zu dehnen und die Sehnsucht nach der alten Heimath, welche er längst überwunden wähnte, schwellt ihm auf's Neue das Herz und läßt die alten süßen Bilder von Frühlingslust und Frühlingswonne im alten und doch ewig jungen Zauberglanze vor seinem feuchten Blick erstehen! Er träumt von

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!"

Er träumt von der Jugendzeit in der Natur, welche er gerade so wie seine eigene Jugendzeit hinter sich gelassen hat, als er das Schiff bestieg, um westwärts zu ziehen. Hier blüht ihm kein Frühling mehr, auch keiner mehr in der Natur! Arbeiten, im Glühschein der Sonne, so heißt das erste und letzte Gebot, will man sich einen freundlichen Herbst und einen erträglichen Winter schaffen. Zum Kosen und Schwelgen in lauer würziger Frühlingsnacht, dazu ist das Leben und die Natur hier nicht gemacht.

Bekommt man zufällig in dieser Zeit des Gährens und Werdens, des sich Dehnens und sich Sehnens ein deutsches Gedichtbuch in die Finger und liest hier und da ein Frühlingsgedicht, das aus dem vollen Herzen heraus geboren zu sein scheint, da wird es auch in uns wieder Frühling und wir möchten mit dem Dichter hinausziehen in Berg und Thal und uns an den tausendfältigen Wundern der jungen Natur berauschen. Doch läßt man das Buch aus der Hand sinken, und den Blick wieder über unsere Fluren schweifen, die ohne jeden sanften Uebergang aus kahler Wintersöde in die Fülle des Sommers hinübereilen, dann begreift man

plötzlich, warum hier zu Lande die Poesie des Frühlings nicht gedeihen kann.

Es ist in den amerikanischen Blättern zur stehenden Regel geworden, alljährlich die Dichter, welche den Frühling oder den „ersten Schnee" besingen, zu verspotten, und auf ihre Kosten einige recht billige Witze zu machen. Das ist nicht sehr hübsch, aber in Bezug auf die Frühlingsgedichte hat die Ironie des Amerikaners jedenfalls ihre volle Berechtigung. Die hier erzeugte Frühlingspoesie kann keine echte, wahre, im Herzen entstandene sein, weil es hier keinen rechten Frühling giebt. Unsere Dichter können nicht wie Uhland singen:

„O, sanfter, süßer Hauch,
Schon wecktest du wieder
Mir Frühlingslieder.
Bald blühen die Veilchen auf."

Machen sie dennoch Frühlingslieder, so wird die darin besungene Herrlichkeit eine theilweise erträumte, erdichtete sein, oder es werden darin Rückerinnerungen an den deutschen Frühling wieder zu neuem Leben erwachen. In ersterem Falle werden die Gedichte uns völlig kalt lassen, im letzteren werden sie von einer wehmüthigen, herbstlichen Stimmung durchzogen sein, also ebenfalls keine echten Frühlingslieder sein. Der Reiz dieser Lieder besteht ja eben darin, daß in ihnen die volle Lust und Freude am Leben, das Hoffen auf selige Stunden und Tage, zum vollsten reinsten Ausdruck gelangen, daß sie durchaus frei von sentimentalen Regungen sein sollen, die ihren passendsten Ausdruck wiederum allein in Herbst- und Winterliedern finden.

„Süßer, goldner Frühlingstag
Inniges Entzücken!"

oder aber:

> „O frischer Duft, o neuer Klang!
> Nun armes Herze sei nicht bang:
> Nun muß sich alles, alles wenden!

Das sind Empfindungen, wie sie der nahende Frühling erzeugt, wie sie schöner, reiner kaum zum zweiten Male zum einfach rührenden Ausdruck gebracht worden sind. Aber um das schreiben zu können, das vor Allem empfinden zu können, muß man den Frühling nicht nur vom Hörensagen oder aus der Rückerinnerung kennen, nein, man muß mit beiden Füßen mitten in der aufsprossenden und aufblühenden Frühlingspracht stehen, von dem „sanften, süßen Hauch" umweht sein und die „Frülingswolken" am klaren Himmel über sich ziehen sehen.

Die amerikanischen Dichter werden deshalb mit ihrer Frühlingspoesie schwerlich die Höhe des Parnassus erklimmen. Natur und Leben sind hier viel zu nüchtern und praktisch, um für Frühlingslieder die nothwendigen satten und glänzenden Farbentöne hergeben zu können. Dies ist das Land des täglichen ernsten Kampfes um Erfolg und Erwerb, das Land, in dem der Kampf um das Dasein erbitterter und rücksichtsloser geführt wird, wie in keinem anderen Lande der Welt.

Die höchsten Ehren, den größten Ruhm und den duftigsten Lorbeerkranz wird sich daher derjenige amerikanische Dichter erringen, in dessen Seele sich dieses gewaltige Bild des täglichen Kampfes abspiegelt, läutert und zur Dichtung verklärt. Er wird ein Dichter der Arbeit, nicht aber ein Dichter des Frühlings sein müssen.



Prinz Carneval.

Wenn man irgend eine deutsch-amerikanische Zeitung in der Fastnachtszeit durchsieht, so wird man bemerkt haben, wie es sich in allen Vereinen regt, um den Prinzen Carneval freudig zu empfangen, und seine Regentschaft so heiter und so lustig wie möglich zu gestalten.

Wie aber in vielen anderen Dingen, so geht es auch mit dem Carneval in Amerika vorläufig noch sehr langsam voran. Das Feld dafür ist noch nicht genügend vorbereitet, um eine volle, köstliche Frucht erwarten zu können. Der gute Wille überragt noch immer die That. Der ausgeprägt praktische Sinn der Amerikaner sieht in dem Carnevalstreiben nichts weiter als eine große Thorheit, eine wirkliche Narrheit, denn es fehlt ihm das Verständniß für den feinen Humor, das Gefühl für den harmlosen herzerfreuenden Witz. Sein Humor ist scharf und zweischneidig, sein Witz bissig und oft verletzend. Die Geißel, die sein Humorist schwingt, ist mit kleinen scharfen Stiften beschlagen, die bei jedem Schlage empfindliche Schmerzen verursachen. Mit einem Worte er ist mehr Satyriker als Humorist.

Aber auch der Deutsch-Amerikaner büßt hier zu Lande viel von seinem Humor und Mutterwitze ein. Seine Kräfte werden hier zu lange und zu anstrengend auf dem Gebiete des Erwerbs angespannt, um sich noch mit leichtem Flügelschlage über die Misere des Lebens erheben zu können, und mit schalkhaftem Lachen auf Alles herabzuschauen, was sich sonst mit schwerem Gewichte an seine Füße kettet. Er ver-

liert allmählich die Fähigkeit, den Ernst des Lebens mit heiterem Lachen und unschuldigem Humor zu durchsonnen. Ja, es kann wohl gar so weit kommen, daß er auf Alles, das nicht im direktesten Zusammenhange mit dem leidigen Gelderwerbe steht, mit kühler Verachtung herabschaut, und nicht mehr begreifen kann, wie es Menschen geben kann, die an dem bunten Flitterkram des Lebens Freude empfinden können.

Unter diesen Umständen wird es allerdings dem Prinzen Carneval sehr erschwert, hier eine ruhmreiche Regentschaft aufzuschlagen. Vorerst wagt er sich überhaupt nicht auf die freie Gasse. Sein Empfang würde entweder Spott und Hohn sein, oder er würde stumm und stumpf empfangen und angestaunt werden. Das Volk, an dem er mit seinem übermüthigen und glanzvoll ausgestatteten Heereszuge vorbeiziehen würde, hat ja nichts, was ihm innerlich verwandt ist. Man würde den Prinzen seiner königlichen Würde entkleiden, und in ihm nichts weiter als einen ganz gewöhnlichen „fool“ erblicken, ja man würde sich im Stillen vielleicht noch wundern, wie sich ein vernünftiger Mensch dazu hergeben konnte, eine so närrische Rolle zu übernehmen. Das Völkergemisch, aus dem unser Volk zusammengebraut ist, wird noch lange Zeit bedürfen, ehe sich in ihm auch das Verständniß für harmlosen Humor und einfache Lebensfreude zum klaren Bewußtsein emporringt. Die Versuche, den Carneval auch auf der amerikanischen Straße lebensfähig zu machen, sind vorläufig noch alle gescheitert, und selbst der berühmte „mardi gras“ in New Orleans ist nichts anderes wie ein nüchterner Abklatsch europäischen Carnevalstreibens. Die kostspieligen Umzüge, die in New Orleans, St. Louis, Baltimore, Cin-

cinnati und vielleicht auch in anderen Städten des Landes alljährlich von „incorporirten" Gesellschaften abgehalten werden, sind weiter nichts, wie hübsche Schaustellungen, die einfach vom Volk angestaunt werden. Man läßt die Dekorationsstücke an sich vorüberziehen, und der Carneval ist vorüber. Es existirt eben kein geistiges Bindemittel, das den Zug und die Zuschauermenge zu einem gemeinsamen Ganzen zusammenschmelzen ließe. Das Interesse der Menge an diesen Umzügen beschränkt sich nur auf die stumme Bewunderung der Pracht, die dort entfaltet wird, und auf die Berechnung der ungeheuren Unkosten, deren Höhe den Leuten wahrhaft imponirt. Aber auch in den vier Wänden der Vereinslokale führt der Prinz Carneval noch immer ein wenig heiteres Leben. Es will ihm noch immer nicht gelingen, seine Herrschaft von Allen, die dem Verein angehören, anerkannt zu sehen. Man begegnet ihm mit viel zu viel Kopfschütteln, philisterhaftem Bedenken und kühlem, nüchternem Verstande. Die Phantasie wagt sich selten hier zu hohem Fluge und die tägliche Last des Tages drückt auch die Schwingen der Seele zu Boden.

Und das ist schade! Das ist aufrichtig zu bedauern! Der Prinz Carneval hat ein Recht auf sein Leben. Er hat ein Recht darauf, daß sein kurzes Leben sich so lustig und heiter wie nur irgend denkbar gestaltet. Nur Thoren können auf sein keckes, übermüthiges Treiben mit sauren Gesichtern blicken und sein ernsthaftes Bemühen, dem ernsten Leben für kurze Zeit eine lustige Maske vorzuhalten, verdammen. Gerade aus den fröhlichen Stunden ziehen wir die Kraft, für die trüben Stunden gewappnet zu

sein, und ein Herz, das in heller Lust aufgejubelt hat, wird auch den Schmerz besser verwinden können. Die ernstesten Menschen können oft am herzlichsten lachen, und Leute, die scheinbar lachend durchs Leben wandeln, empfinden oft am tiefsten.

Es gehört natürlich persönliche Beanlagung dazu, dem Leben die lustigste Seite abzugewinnen, Humor und Witz muß angeboren sein, aber Jeder kann an dem harmlosen lustigen Carnevalstreiben Theil nehmen und sein Herz daran erwärmen.



Personenschaustellung.

In keinem Lande der Welt wird gewissen Schauspielern der Weg zum zeitweisen Erfolge so leicht geebnet, wie in Amerika — wenn sie nämlich so glücklich waren, vor ihrer „Künstlerlaufbahn" mit irgend einem sensationellen Ereignisse in Verbindung gebracht worden zu sein, oder in irgend einer Weise die Neugierde oder das Interesse ihrer Mitbürger auf sich gelenkt zu haben. Die Dame der Gesellschaft, welche ihre Haut in einem häßlichen Ehescheidungsprozesse zu Markte tragen mußte, die professionelle Schönheit, die sich mit der Gunst eines fürstlichen Protektors brüstet, und endlich der unbesiegbare Faustkämpfer, sie Alle gehören in diese Kategorie, und sie Alle machen die Erfahrung, daß ihre „Vorberühmtheit" ihnen, wenn auch keine künstlerische Ehren, so doch eine anständige Summe Geldes einbringt. Das Interesse des Publikums richtet sich ja nicht auf ihre

schauspielerische Fertigkeit, die in allen Fällen gleich null ist, sondern auf ihre eigene ehrenwerthe Persönlichkeit. Man will die Heldin des Gerichtssaales oder den Held der Arena einmal mit aller Muße durch das Opernglas betrachten, die Gesichter studiren, und ihre Bewegungen beobachten. Dafür allein zahlt man den Dollar und kehrt, selbst wenn das Stück und das Spiel miserabel waren, dennoch völlig befriedigt heim. Man kann doch sagen: „Auch ich habe sie gesehen, die Helden, welche zu Zeiten das Tagesgespräch in allen Gesellschaftskreisen bildeten! Die Helden, deren Bilder jedes „Centpaper“ brachte!“

Daß die Bühne durch diese Schaustellungen zu einem „Dimemuseum“*) herabgedrückt wird, das kümmert die geschäftsklugen Unternehmer wenig. Es wäre geradezu verwegen, diesen Herren irgend etwas Anderes zuzumuthen, als das kluge Wahrnehmen ihrer eigensten Interessen. Die Bühne verleiht diesen traurigen „Künstlern“ nicht nur einen höheren Nimbus, sondern sie wirft auch mehr ab. Wo man sonst nur einen „Dime“ bezahlte, bezahlt man jetzt das Zehnfache. Das Ansehen und die Kasse stehen sich also zehnmal besser bei diesem Verfahren.

Chicago hat kürzlich einen solchen erfolgreichen „Künstler“ in seinen Mauern beherbergt, und man konnte wieder einmal aus nächster Nähe die große Anziehungskraft beobachten, die er auf das große Publikum unausgesetzt ausübte. Es war aber auch ein Künstler, der selbst in seiner Rangordnung als ein glänzender „Star“ hervorleuchtete, ein Stern, der alle Ehebruchsdamen und fürstlichen Geliebten in den tiefsten

*) Eine Art Panoptikum (Zehn Cents Museum).

Schatten stellt. Es war ein Mann, der seit Jahren die ganze Republik auf das Aeußerste interessirte, ein Mann, dessen Schritte ängstlich verfolgt und berichtet wurden, ein Mann, der zu Zeiten wie ein Heros gefeiert wurde, und der den stolzen Titel führt „The Champion of the world". Mit einem Worte es war John L. Sullivan. Daß dieser erfolgreiche Faustkämpfer in einem Lande, das die rohe Kraft so hoch bewundert, einen solchen Zulauf haben würde, ist nur zu begreiflich, und der schlaue Unternehmer, der den Muskelkünstler aus der blutigen Arena auf die Bühne zu schwatzen wußte, lacht sich jetzt in's Fäustchen und hat auch allen Grund dafür. Er hat den nächsten Weg eingeschlagen um ein reicher Mann zu werden. Jede Stadt will den Schauspieler John L. Sullivan sehen, jedes Theater reißt sich darnach diesen Magnet für sich zu gewinnen. Sein Einzug bedeutet übervolle Häuser, Extramatinees, frenetischen Beifall — einen Bombenerfolg! Das konnten Booth und Barrett nie erreichen. Zu solcher Begeisterung ihr Publikum hinzureißen, wie es Sullivan vermag, das war ihnen nie gelungen, und Hamlet, Othello und Shylock, wenn auch mit aller Meisterschaft dargestellt, werden niemals den Eindruck hervorzubringen vermögen, den dieser robuste Schmiedegeselle „Jim Daly" erzeugt, selbst wenn er ohne etwas zu sagen nur unbeholfen über die Bühne schreitet. Sagt er aber wirklich einmal etwas, oder streckt er gar in nicht mißzuverstehender Geberde seine nervige Faust aus, so erbebt das ganze Haus vor Entzücken. Die einfache Phrase: „Go, or I choke you" entfesselte ein Getrampel, Gepfeife, Geschrei und Gebrüll, daß das Haus in seinen Grundvesten erschütterte.

Der Unternehmer, der in diesem Falle auch zugleich der Verfasser des Stückes ist, in dem der Faustkämpfer auftritt, und nebenbei noch die Hauptrolle spielt, hat das Stück so zugeschnitten, daß es die Eigenart Sullivans in das vortheilhafteste Licht stellt. Er tritt als Schmiedegeselle auf, bedroht alle Augenblicke Jemanden mit Erwürgen oder Hinauszuwerfen, und fordert zuletzt, um die angegriffene Ehre seines Bruders zu vertheidigen, den Bösewicht des Stückes zum Faustkampf heraus. Dieser findet denn auch thatsächlich im letzten Akte statt, und wenn auch dazu Handschuhe verwendet werden, so wird er dennoch so ernst und erbittert geführt, daß das Publikum für Minuten den Athem anhält. Aber der Jubel, wenn der Verleumder endlich nach dem dritten Gang durch einen wuchtigen Schlag gegen den dicken Schädel in den Sand gestreckt wird! Man glaubt einem Concert der Höllengeister beizuwohnen! Von der Galerie herab ertönt ein wahres Kriegsgeheul, aus dem man nur hier und da die Worte heraushört: „Give it to him John!“ „Hit him again.“ Wie schüchtern klang dagegen der Beifall, den Booth und Barrett nach ihrer großen Zeltscene im „Julius Caesar“ errangen! Wie das Gemurmel eines Wiesenbachs, gegen den Orkan, der das Weltmeer aufwühlt!

Es wäre thöricht, wollte man an diese Bühnenerfolge Sullivan's sofort eine lange Abhandlung über den Untergang der Schauspielkunst im Allgemeinen knüpfen! Diese Erscheinungen auf der Bühne sind nicht neu und gehören nicht nur unserer Zeit als spezifische Auswüchse an. Sullivan wird die Schauspielkunst an sich nicht im Geringsten gefährden, und auch auf den Geschmack des Publikums nicht sonderlich schädigend einwirken. Er steht ja nicht als Schau-

spieler auf der Bühne, sondern als der „berühmte“ Faust-kämpfer Sullivan. Er stellt keinen Charakter eines Dichters dar, sondern er stellt nur sich selber aus. Sobald also die Neugierde des Publikums befriedigt sein wird, wird er auch aufhören, Schauspieler zu sein. Protestiren könnte man allerdings gegen diese Art von Schaustellungen, was aber würde es helfen? Hat doch seiner Zeit auch der Herr von Goethe vergebens in Weimar dagegen protestirt, daß auf dem klassischen Theater jener Stadt der Hund des Herrn von Aubry auftreten sollte. Herr von Goethe unterlag und der „berühmte“ Hund konnte auf den Brettern, die die Welt bedeuten, seine wunderbaren Sprünge machen und wurde vom Publikum der classischen Dichterstadt durch lauten Beifall ausgezeichnet.

Man soll doch auch nur ja nicht diese Art von Schau-stellungen als eine spezifisch amerikanische Sitte bezeichnen. In allen Ländern der Welt, selbst die hochcivilisirtesten nicht ausgenommen, giebt es ein großes Publikum, welches sich gerade zu solchen Schaustellungen drängt. Wir brauchen nur auf zwei Vorgänge der Neuzeit hinweisen, die sich in England und Deutschland abspielten. In dem ersteren Lande, das Allem, was sich dem Sport zuneigt, eine lebhafte Theil-nahme entgegenbringt, hat erst kürzlich eine Anzahl vor-nehmer Herren ein unmäßiges Geld bezahlt, um nur einem Faustkampfe beiwohnen zu können, und in Deutschland hat, sogar in Berlin, „dem Hauptsitz der Intelligenz“, in einem extra für ihn geschriebenen Schauerdrama der Exscharfrichter Krauts sein Debut gemacht und nicht nur sich, sondern auch sein grausiges Handwerkszeug auf der Bühne ausgestellt. Wenn Sullivan im letzten Akte einen Faustkampf ausführt,

so hatte Herr Krauts im letzten Akt den Verurtheilten mit dem Beile hinzurichten. Er erhob wirklich die blanke Waffe, doch ehe sie auf das Haupt des vor dem Blocke Knieenden herabfiel, hatte sich der Vorhang schon schnell über diese scheußliche Scene gesenkt!

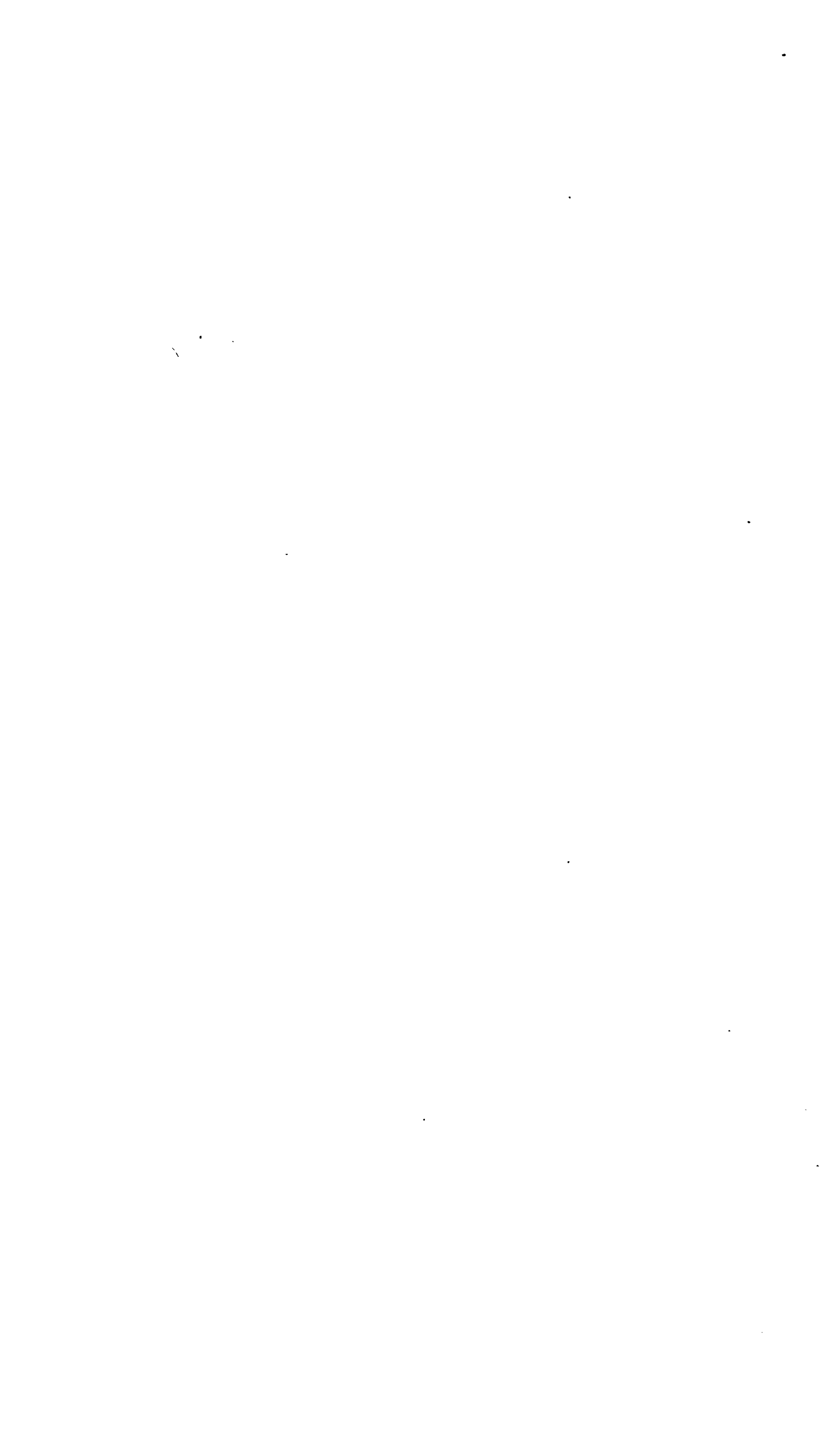
Da ist so ein regelrechter Faustkampf im Vergleich mit jener Hinrichtungsscene noch immer ein ästhetischer Vorgang.



IV.

Treibhausblüthen der Cultur.







Der Geldprotze.

Stellt man an Jemanden die Frage: „was gehört zu einem Protzen?" so kann man sicher sein, daß er ohne langes Besinnen antworten wird: „Geld!" Der Mann hat nicht so ganz unrecht, denn das Geld erzeugt wirklich die meisten Protzen, wenngleich es auch Menschen giebt, die ihr Protzenthum nicht auf die solide Grundlage eines gefüllten Geldsackes aufbauen. Unzweifelhaft aber ist „der Geldprotze" der unangenehmste Bursche unter dieser unangenehmen Species von menschlichen Wesen.

Sehen wir ihn uns einmal etwas näher an.

Gewöhnlich beginnt seine Vorgeschichte mit Entbehrungen und kleinlichen Sorgen aller Art, und nicht selten hat er sogar das wirkliche Elend und die wirkliche Noth kennen gelernt. Fern vom Getriebe der Welt, unter dem tief herabhängenden Schindeldach einer ärmlichen Hütte hat er das Licht der Welt erblickt. Unter Sorgen und Armuth wächst er empor und Sorgen und Armuth sind es, die ihn aus der engen Hütte in die weite Welt treiben, über das große Wasser nach Amerika — dem Heimathslande Aller, welche eine Rechnung mit dem Schicksale zu begleichen wünschen. An Arbeit gewöhnt, mit Entbehrungen vertraut, greift er tapfer zu, ein williger bescheidener Mann, der keinen anderen Sporn

kennt, als der Armuth zu entfliehen, unter der er aufgewachsen war. Der Lohn seiner Thätigkeit bleibt nicht aus, „das erste Hundert" ist verdient. Und solchen Leuten ist auch das Glück gnädig gesinnt. Ohne daß er es merkt, hebt es ihn von Stufe zu Stufe, bis er endlich an das Ziel gelangt ist, das ihm nur in seinen verwegensten Träumen vorgeschwebt hat — er wird in die Liste der „Prominenten" aufgenommen. Jetzt erst macht er Halt, nimmt vollen Athem und schaut sich mit einem befriedigten Lächeln um. Ja, da wäre er glücklich angelangt auf der Spitze des Berges, wo die Glücklichen sich angesammelt haben, um die freiere Luft zu athmen und den helleren Sonnenschein zu genießen. Das enge Thal mit der niedrigen Hütte, die sorgenschwere Jugend mit ihren wenigen verkümmerten Freuden ist seinen Augen entrückt, und blickt er jetzt in die lachende, leuchtende Welt hinein, so will es ihn fast bedünken, als wäre jene dunkle Vergangenheit ein trübes Nachtgespenst gewesen, das ihn schrecken und ängstigen wollte. Fort, fort damit, er hat der Noth und dem Elend zu tief in's Auge geschaut, um nicht ihren Blick zu fürchten. Er bemüht sich, Alles, was damit in Verbindung steht, zu vergessen, und die trübe Vergangenheit durch die goldglänzende Gegenwart aus seinem Gesichtskreis zu verbannen. Ah, welch' ein herrliches Gut ist doch das Geld, das ihn auf diese Höhe gebracht hat. Erst war es ihm Mittel zum Zweck, jetzt erfüllt es ihn mit Bewunderung. Er wird, ohne daß er diesen Uebergang selbst bemerkt, zum eifrigsten Anbeter des goldenen Kalbes. Die Macht des Geistes bleibt ihm ein unverstandenes Ding, aber die Macht des Geldes, die hat er an sich selbst erprobt, die versteht und begreift er. Ist er doch selbst Einer von Denen geworden, welche die

Macht dieses Besitzthums praktisch ausüben können und dadurch reichlich Gelegenheit haben, die kriechende Natur der Menschen in allen Phasen kennen zu lernen. Kann er es doch täglich beobachten, wie die Menschen willig das Knie vor dem goldenen Götzen beugen, aber theilnahmslos an einem geistigen Heroen vorüberschreiten. „Geld regiert die Welt", das Sprüchwort, das er früher gedankenlos nachgesprochen, jetzt wird es ihm zum Inbegriff aller Weisheitsregeln. Hat er früher noch hier und da mit großem Unbehagen seine geistige Leere empfunden, so beruhigt er sich mehr und mehr, je größer sein Vermögen anschwillt und je stärker er den Markt und die Börse beeinflußt. Die Waage, auf der das persönliche Verdienst abgewogen wird, steht ja auch im Dienst des Geldes. Man mache nur den Versuch und lasse einen geistig unbedeutenden Millionär mit einem geistig bedeutenden, aber armen Schlucker zu gleicher Zeit auf die Waagschalen treten. Hui, wie fliegt der arme Schlucker federleicht in die Luft, und wie sinkt der Millionär mit gewaltigem Ruck in die Tiefe. Goethe's Faust wird ja von der gesammten gebildeten Welt als ein ausgezeichnetes Buch anerkannt, aber die Weisheit eines anständigen Bankbuches wird von der „ganzen" Welt im Augenblick erkannt und geschätzt. Da sind Commentare überflüssig. Um das zu begreifen, braucht man keine Universität besucht zu haben. Kein Wunder, daß der Millionär sich diese allgemeine Weltanschauung zu Nutze macht, und je dunkler seine Herkunft war, desto mehr pocht er auf seine selbst erworbene Macht. Für alle Entbehrungen seiner Jugend, für all das Elend und den Hunger, die er in der engen Hütte erduldet, für alle Erniedrigung und Beschämung, die er stillschweigend

in sich eingefressen, fordert er jetzt Vergeltung. Es gewährt ihm fast eine dämonische Lust, sein Uebergewicht zu erproben. Gott, damals — da dünkte er sich reich, wenn er mit wenigen Groschen „Spendgeld" den Jahrmarkt in der nächsten kleinen Stadt besuchte und in der Ausspannung hinter einem Maß Bier den Gewinn überschlug, der ihm aus dem Verkauf eines fetten Schweines erwachsen war. Heute mäkelt er bei einem Festessen über das schlechte Menu und findet das Feldhuhn nicht zart und den Champagner nicht temperirt genug. Damals kam er sich sehr vornehm vor, wenn er die gewöhnliche Zwillichjacke Sonntags mit einem groben Tuchkittel vertauschen konnte, und heute raisonnirt er über den fashionablen „merchant tailor", der ihm keinen Anzug zu Dank machen kann. Damals empfand er eine große Freude, wenn er es ermöglichen konnte, seinem Mütterchen mit dem früh gealterten, gramdurchfurchten Zügen einen Nelkenstock vor die halberblindeten Fensterscheiben zu stellen, und heute prüft er mit mißvergnügtem Gesicht die kostbare Blumendekoration, die der erste Gärtner der Stadt für einen „pinktea" oder eine große Abendgesellschaft hergerichtet hat! Ja, so ändern sich die Zeiten, die Ansprüche der Menschen und ihre Sinnesart! Aber all das würde man dem reich-gewordenen Manne gerne verzeihen und gönnen. Warum soll er nicht den Werth des Geldes zu seinem eigenen Wohle und dem seiner Familie ausnutzen! Warum soll er sich nicht mit Allem dem, was man für Geld erreichen kann, umgeben, und seinem Reichthum entsprechend leben? Das macht ihn noch nicht zum Protzen! Was ihn erst dazu macht, das ist, daß er seine Herkunft vergißt und vergessen machen möchte! Daß er eifrig bestrebt ist, die letzten Fäden.

die ihn mit seiner Vergangenheit noch verbinden, zu zerschneiden, und Allem was mit Armuth, Noth und Elend zusammenhängt, eine geradezu beleidigende Geringschätzung, ja selbst Verachtung entgegenzubringen. Er schämt sich seiner früheren Armuth und fühlt sich peinlich berührt, wenn ihn die aufdringliche Armuth an seine bittere Jugend erinnert. Er bemüht sich, die Genossen seiner Kindheit zu vergessen und wehe einem solchen, der es wagt, bei dem reichen Herrn vorzusprechen und ihn im vertraulichen Tone der alten Tage an die gemeinsamen Jugendstreiche zu erinnern. Der Empfang giebt an überraschender Kälte einem plötzlichen Schauerbade nichts nach. Oh, nein, das fehlte ihm noch, sich lebende Zeugen an seine elende Vergangenheit in's Haus zu gewöhnen! Leute, die nicht emporgekommen sind, das können unmöglich länger seine Freunde sein! Das sind Leute, die aus Faulheit hinten geblieben sind, Leute, die die Welt nicht begriffen haben, Leute, die besser in ihrem Dorfe geblieben wären, als daß sie dem erfolgreichen Spielgenossen jetzt als arme Teufel zur Last fallen.

Wo seine Freunde zu suchen sind, das weiß er wohl! Dort oben in den Reihen der sogenannten vornehmen Welt, wo man seinen Werth allein zu schätzen weiß. Dort wo man von ächtem „china" oder gar Silber speist, wo jedes Ding einen wirklich soliden Werth repräsentirt und darnach taxirt wird. Dort, ja dort findet er noch Verständniß für seine exquisiten Diners und importirten Weine. Dort, wo man seinen letzten schlauen Schachzug an der Börse als einen wahren Geniestreich preist und über die Diamanten seiner Frau in helle Verwunderung geräth. Dort, wo man aus seiner geistigen Beschränktheit eine Tugend macht, und auf seine,

ausschließlich geschäftliche Unternehmungen streifenden Auslassungen wie auf ein olympisches Orakel lauscht. Dort, wo man zur Erholung „poker“ spielt und wo man mit ruhiger Gelassenheit Hunderte verliert und Hunderte als Gewinn einstreicht.

Und doch — und doch! Wer vermag zu sagen, wie oft ihn inmitten seines prahlerischen Glanzes eine Sehnsucht nach seinem heimathlichen Dorfe überschleicht? Wer vermag zu sagen, ob er nicht in seiner Loge, während die göttliche Primadonna eine Bravourarie singt, an das schwarzbraune Dorfmädel denkt, das Arm in Arm mit ihm am rauschenden Bache wanderte und dabei ein einfaches deutsches Volkslied trällerte? Wer vermag zu sagen, ob er sich nicht an der schwerbeladenen Festtafel nach seiner halbverfallenen elterlichen Hütte sehnt, in der das Schwarzbrod und der Kuhkäse eine Dilikatesse waren? Wer vermag's zu sagen? Fragen darf man ihn aber nicht darnach.

Wenn er nur all' das heimliche Flüstern und das leise Tuscheln an der Tafel und in der Oper hören könnte, das bei seinem Eintritt und bei seinem Fortgehen anhebt. Er würde wahrlich erschrecken und tief beschämt diese vornehmen Kreise meiden! Was man über ihn sagt? O, ganz einfach, man nennt ihn einen — Protzen!



Peitschen-Amazonen.

Häufig genug bringt der Telegraph die Nachricht, daß eine junge Dame aus Rache, oder einem ähnlichen Gefühle verletzter Eitelkeit, einen jungen Mann durchgepeitscht habe.

Derartige Vorfälle, so widerlich sie an sich auch sein mögen, erregen beim großen Publikum in Amerika kaum mehr als eine flüchtige Beachtung, da sie durchaus nicht vereinzelt dastehen. Mag der Amerikaner auch im offenen Gespräche einräumen, daß eine solche Handlungsweise von Mädchen oder Frauen unwürdig und verwerflich sei, so hegt er doch im verborgenen Innern die Privatansicht, daß es dem guten Rufe einer Dame keineswegs schadet, wenn sie zur Vertheidigung ihrer Ehre als wirksamste Waffe die Hunde- oder Reitpeitsche wählt! Es ist sogar schon öfters vorgekommen, daß eine derartige Amazone, welche mit großer Ausdauer den Beleidiger ihrer jungfräulichen Ehre windelweich und schließlich in die Flucht geschlagen hatte, von der ganzen amerikanischen Einwohnerschaft der betreffenden Ortschaft als Heldin des Tages gefeiert worden ist.

Kaum bedarf es einer längeren Auseinandersetzung, um auf das Schmähliche dieser unweiblichen Waffenführung hinzuweisen; dem deutschen Gefühle widerstrebt es, das Weib die Grenzen überschreiten zu sehen, welche Natur und Sittengesetz ihm gezogen haben. Es entkleidet sich seines größten Reizes, wenn es seine weibliche Natur verläugnet, um es den Männern gleich thun zu wollen.

Daß die Peitschen-Amazonen in Amerika so häufig sind, wird übrigens Niemanden Wunder nehmen, welcher der amerikanischen Kindererziehung einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Von frühester Jugend auf wird in den Kindern beiderlei Geschlechts ein fast krankhaftes Selbstbewußtsein großgezogen, dem sich in späteren Jahren noch die völlige Selbstbestimmung des Handelns zugesellt. Hat doch ein kaum erwachsenes Mädchen das Recht, selbstständig Besuche



zu empfangen, und es fällt ihr weder ein, den Eltern Rechenschaft darüber zu geben, noch denken die Eltern daran, eine solche von ihrem Kinde zu fordern. Das junge Mädchen gewöhnt sich nur zu schnell daran, ihr eigener Richter über ihre Handlungen zu sein, weil die Eltern ihrem Amte allzu früh entsagt haben. Daher werden die amerikanischen jungen Mädchen so frühreif, selbstbewußt und vorlaut, daß ihnen jenes duftige Element der ächt weiblichen Natur, der unschuldsvolle Liebreiz, die Naivetät der Seele, vollständig verloren geht, daß sie Frauen werden, ehe sie noch rechte Backfische geworden sind. Wo eine deutsche Jungfrau sich scheu zurückziehen würde, da tritt die amerikanische keck hervor, und derselbe Umstand, welcher Germaniens Tochter bittere Thränen entlocken würde, läßt sie zur Peitsche greifen.

Die Selbstvertheidigung wäre vielleicht noch zu entschuldigen, wenn die Frauen Amerikas Ursache hätten, sich über den Mangel an Ritterlichkeit seitens der Männerwelt zu beklagen. Aber es ist nur zu bekannt, daß die Ritterlichkeit der Amerikaner ihren Frauen gegenüber einen geradezu ängstlichen Charakter angenommen hat. Pantoffelhelden giebt es in der ganzen übrigen Welt nicht so viel, wie in der großen amerikanischen Republik, und die öffentliche Meinung ist in keinem anderen Lande der Welt in allen streitigen Fällen zwischen Mann und Weib so entschieden auf Seite der Frau, wie hier. Wenn also eine Dame wirklich von einem Mann an ihrer Ehre gekränkt worden ist, so wird sie höfliche Väter, Brüder oder Freunde, und schließlich auch höfliche Richter genug finden, die den Schuldigen gebührend, vielleicht sogar mehr, als gebührend, zur Rechenschaft ziehen werden. Aber der Selbsthülfe liegt zu guter

letzt noch ein anderer Umstand zu Grunde, nämlich das amerikanische Sensationsbedürfniß. Da es nach landesüblicher Anschauung eine „heldenhafte That" ist, die Peitsche auf den Rücken eines jungen Mannes herniedersausen zu lassen, warum nicht zur Peitsche greifen? Es ist ja das einfachste und schlagfertigste Mittel, um von sich reden zu machen, als Heldin gefeiert zu werden!

Und aus diesen holdseligen Geschöpfen sollen sich die Frauen entwickeln, von denen unser Dichter singt: „Sie flechten und weben, himmlische Rosen in's irdische Leben!"



Auch eine Meisterschaft.

Nur mit innerstem Widerstreben setze ich mich nieder und schreibe die folgenden Zeilen. Und zwar aus dem einzigen und sehr einleuchtenden Grunde, weil das Thema die Damenwelt angeht. Jedermann weiß, daß man da nicht vorsichtig genug in der Wahl der Ausdrücke sein kann, nur um nicht zu verletzen oder auch nur zu verstimmen. Zumal hier zu Lande, wo jedes weibliche Wesen als perfekte „Lady" geboren und als unumschränkte Machtgebieterin im Hause anerkannt wird. In keinem Lande versteht ja die Männerwelt es besser, sich vor dem zürnenden Blick seiner Erkorenen zu ducken und zu verkriechen, als in Amerika. Nirgends machen die Männer so viele Fäuste in den Taschen, wenn ihre Hausehre ihnen stramm entgegentritt, als wieder hier in Amerika — wahrhaftig, man wäre angesichts dieser zum Gesetz und zur Sitte gewordenen Beherrschung der

Männer durch die Frauen versucht, Amerika das Land der unsterblichen Pantoffelhelden zu nennen! Doch wo gerathe ich hin? Wo sind meine guten Vorsätze geblieben?

Davon wollte ich überhaupt nicht reden! Ich wollte vielmehr das heiligste und eigentlichste Gebiet der Frauenwelt berühren — ihre Bekleidungskunst. Darin, das ist ja allgemein bekannt, sind die Amerikanerinnen wirklich Meisterinnen. Mit einem angeborenen Geschick wissen sie die schwierigsten und verwickeltsten Moden mit Anmuth ihren schlanken Gestalten anzupassen, und mag sich das Gewand nach hinten zu in einer gefährlichen Aufbauschung verdichten, oder in langen, glatten Falten zum Boden niederfallen, immer wird es den Anschein haben, als müßte es so und gerade so getragen werden, und nicht anders. Diese Kunstwerke gehen aus wirklichen Meisterhänden hervor, aus Händen, die nicht nur die Gewänder kunstgerecht zusammenschneiden, sondern auch eine kunstgerechte Rechnung zusammenschreiben können. Wahrhaftig, dem Herrn Ehegemahl bleibt die Bewunderung im Halse stecken, wenn er diese Schreibkünste der Modeschneiderin einer näheren Prüfung unterzieht. Aber nur ja nicht gemuckst! Ein Blick aus dem Auge der theuren Gattin, der selbst dem Donnerer Zeus nicht übel stehen würde, und schon fährt die Hand in die Hosentasche und holt das nöthige Geld hervor. Ja, ja, den Ruf der amerikanischen Frauen, guten Geschmack im Ankleiden zu besitzen, müssen die Männer gar theuer bezahlen, mit heimlichen Seufzern und stillen Klagen.

Jede Meisterschaft kann übrigens nicht ohne strenge Schulung gewonnen werden, und selbst wenn die größten natürlichen Anlagen vorhanden sind. Und die Amerika-

nerinnen genießen eine gründliche Schulung in der Bekleidungskunst.

Die Akademien sind die „Dry-goods"-Häuser, welche sie von frühester Jugend an bis in's späteste Alter hinein mit einer Ausdauer aufsuchen, die geradezu etwas Rührendes an sich trägt. Sie werden niemals müde, die Läden vom Keller bis zum obersten Stockwerk zu durchwandern, niemals müde, nach den Preisen von Diesem und Jenem zu fragen, selbst wenn sie gar nicht die Absicht haben, auch nur das Geringste zu kaufen, niemals müde, mit den Fingern die Stoffe zu prüfen, mit den Augen die Pracht der neuesten Borten und Spitzen einzusaugen. Und wenn sie so einen Rundgang beendet haben, dann entdecken sie, daß doch diese und jene Kleinigkeit hängen geblieben ist, eigentlich an sich ganz werthlose Dinge, die man sehr gut entbehren könnte, aber sie stachen so herausfordernd in die Augen, sie — und warum hat man schließlich einen Mann, wenn man sich alle und jede Wünsche versagen sollte. Es kostet ja auch nicht die Welt, lumpige so und so viele Cents!

Man weiß aber auch, daß der Besuch der Akademien allein noch nicht ausreichend ist, um einem Kunstschüler den Grad der Reife zu ertheilen. Der häusliche ausdauernste Fleiß muß dazu treten! Und glücklicher Weise besitzen die amerikanischen Damen auch diesen häuslichen ausdauernden Fleiß. Sie werden nicht müde unter sich, wann immer sie zusammentreffen, sei es bei einer Kaffeevisite, auf der Promenade, auf der Treppe, im „Parlor", kurz überall, ihre Gedanken über die neuesten Moden mit einer anerkennenswerthen Ausführlichkeit auszutauschen. Zuerst werden im Allgemeinen gewissermaßen die Grundideen mit sach-

kundiger scharfer Kritik besprochen, dann werden bestimmte einzelne Gegenstände noch sachkundiger und noch schärfer beleuchtet, und endlich greift man sich aus dem vollen Menschenleben die liebe Nachbarin heraus und zerpflückt und zerstückelt ihr Gewand in erbarmungsloser Weise. Die Amerikanerin ist eben Meisterin und versteht daher auch das Kritisiren in meisterhafter Weise.

Die Amerikanerin als freie Weltbürgerin handelt natürlich auch nach ihren eigenen freien Grundsätzen in Bezug auf die Bekleidungskunst. Sie kümmert sich nicht um die strengen Gesetze der alten Welt, welche ein einfaches möglichst dunkles Kleid für die Straße, ein besseres für das Haus bei kleinen Gesellschaften, und das kostbare nur für den Ballsaal oder ähnliche große Festlichkeiten vorschreibt. Sie macht es nur zu häufig gerade umgekehrt. Sammt und Seide für die Straße und ein unschöner Kattunüberwurf für's Haus. Alle Farbenpracht wird auf die Promenade getragen, im Ballsaal erscheinen sie nicht selten in schwarzen bis hoch zum Halse geschlossenen Kleidern.

Diese Meisterinnen lachen über die europäischen Damen, welche auf den Straßen meistens grau und grau einherschreiten, und schließen darnach, daß es gar schlecht mit deren „Staat" bestellt sein muß. Am Abend desselben Tages aber beschreiten diese nämlichen „gräulichen" Damen wie Königinnen geputzt vielleicht den prunkenden Ballsaal, oder die erste Rangloge eines Theaters.

Jedes zu seiner Zeit, meine Damen! Wer sich diesen Spruch recht gründlich in's Gedächtniß einprägt und darnach handelt, wird auch eine Meisterschaft errungen haben.

„Housecleaning“.

Man könnte ja gerade so gut das deutsche Wort „Hausreinigen“ dafür sagen, aber das deckt doch die Sache nicht so gründlich, wie das englische Wort „housecleaning.“ Denn gründlich wird diese Sache von allen amerikanischen Hausfrauen betrieben, das muß man zu ihrer Ehre eingestehen, so gründlich sogar, daß sie den Herren Ehegatten das Haus während dieser Seife- und Waschperiode gründlich verleiden! Wehe dem unglücklichen Ehemann, der sich gegen diese Frühjahrs- und Herbst-Generalsäuberung des Hauses auflehnt, oder auch nur dagegen zu murren wagt. Ich weiß nicht, was mit solch einem Ketzer geschehen würde! Ein ehrlicher Krieg mit weit in unabsehbare Ferne gerücktem Friedensschluß würde die gelindeste Folge davon sein!

Das wissen die wohlerzogenen Ehemänner auch im Großen und Ganzen, und hüten sich, an diesen heiligen Institutionen des Haushalts mit frevelnder Hand zu rühren. Ja sie zwingen sich sogar zu einem freundlichen Lächeln, das allerdings einen etwas sauersüßen Anschein hat, wenn die Hausherrin für morgen den Beginn der großen Reinigungsschlacht ansagt. Er wagt kaum zu fragen, wie lange der Kampf in den Räumen, Ecken und Winkeln toben wird, und rettet nur mit geschwindem Griff alle Papiere, die ihm kostbar sind, um sie unter Verschluß und Riegel zu bringen. Der Sturm, der für die nächsten Tage durch's Haus wettert, hat auch die unangenehme Folge, manches Werthvolle in un-

scheinbarem Gewande, vom Schreibtisch und Bücherregal für immer davonzuführen.

Also morgen beginnt die Schlacht! Das Herz des Ehegatten zieht sich krampfhaft zusammen, ein unangenehmes, unbehagliches Gefühl kriecht seinen Rücken entlang. Er sieht im Geiste Ströme von Wasser, wahre Gebirgsbäche heranschäumen und seine gemüthlichen Räume überfluthen, aus allen Ritzen und Kanten Seife und Sapolio hervordringen, und ganze Haufen von Besen und Scheuerlappen einen Hexentanz um seinen Schreibtisch aufführen. Ja, wenn das noch Alles wäre. Er sieht sich auch vom Hause, vom Mittagstisch verbannt, um sein Mittagsschläfchen gebracht, und um die gemüthlichen Abendstunden. Morgens wird er zur ungewöhnlich frühen Stunde aus den Federn gejagt, und wenn er Abends heimkehrt, dann dringt ihm als Erstes ein penetranter Geruch von heißem Wasser und Seife entgegen. Alles ist feucht und frisch. Er spürt schon den nahenden Schnupfen kommen, aber er wagt selbst dann nicht gegen die geöffneten Fenster in der Halle zu protestiren. Ein scheuer Blick fällt in sein Zimmer! Himmel wie sieht das aus! Seiner Vorhänge und Gardinen beraubt, ohne Bilder und Wandschmuck! Die Möbel hinausgetragen und der Teppich herabgerissen!

Und da soll er noch der neben ihm stehenden Gattin ein Compliment machen, für den guten Fortschritt, den die Arbeit genommen! „Ach, ja, ihr habt hier gründlich aufgeräumt," das ist so das Einzige, was ihm einfällt, und was er ziemlich kleinlaut murmelt. „Das sollte ich aber meinen," antwortete die Gattin, „sieh Dir einmal das Holzwerk an, es glänzt wie neu, und der Fußboden, wie, was sagst

Du dazu?" „Alles sehr nett, aber —," er wagt es kaum, die schüchterne Frage zu beendigen. Endlich aber faßt er sich ein Herz und fragt, — „aber, wann denkst Du denn, daß dieser Sündfluth ein Ende gemacht werden wird?"

„Sündfluth? Was das wieder für ein Ausdruck ist! Daß ihr Männer doch alle so große Gegner der Hausreinigung seid! Nun ja, ich gebe zu, es schafft euch einige Tage eine gewisse Ungemüthlichkeit, was aber will das sagen, gegen das Wohlgefühl später, wenn man im reinen spiegelblanken Hause sitzt? Hast Du denn dafür gar kein Verständniß?"

„Gewiß, gewiß!" Und nun beginnt er zu bewundern und zu loben.

Die Frau hat ja, — wie in den meisten Fällen — auch hier wieder einmal Recht. Aber daß der Mann diese Zeit, welche unter dem Zeichen des Scheuerbesens steht, eine angenehme nennen soll, das wird man von ihm wahrlich nicht verlangen können. Es giebt auch wirklich verständige Frauen genug, die das einsehen. Ich kenne selbst so eine, und man hat mir gesagt, daß es auch sonst wo noch solche geben soll. Diese klugen Frauen wissen ihre Hausreinigung eben so gründlich als andere Frauen vorzunehmen, aber mit viel weniger Geräusch. Der Herr Ehegemahl spürt es kaum, denn sie weiß es so schlau einzurichten, daß die ganze große Sturmfluth das Haus nur „sektionsweise" unter Wasser setzt. Erst wenn er ihr den Abschiedskuß nach dem Morgenkaffee auf die frischen Wangen gedrückt hat, beginnt sie ihr Werk. Hurtig die große Schürze vorgebunden, ein Staubhäubchen auf die Haare gedrückt, und nun Schüssel und Scheuerlappen, Wasser, Seife und Sapolio herbei! Von oben steigt sie langsam

herab, immer nur ein Zimmer zur Zeit! Wenn der Herr Gemahl heim kommt, steht sie schon wieder zu seinem Empfange wie gewöhnlich bereit, und der gewohnte gemüthliche Abend erleidet keine Störung. Und wenn es dann an „sein“ Zimmer geht, so giebt es wohl eine Entschuldigung, weshalb an diesem Tage nicht zu Mittag gekocht werden kann, und weshalb das „liebe Männchen“ einmal außerhalb speisen muß. Und wenn dann am Abend der Gatte sein Zimmer betritt — hu! wie das Alles glänzt und schimmert! Ist eine gütige Fee darinnen gewesen, und hat Allem ein neues frisches Ansehen gegeben? Gewiß, eine Fee, die einzige Fee, die im Leben existirt, nämlich die gute Fee des Hauses, die ihr Wunderwerk zwar nicht mit einem goldenen Zauberstabe vollbracht hat, sondern mit Wasser, Seife, Staublappen, Scheuerbesen und ihren niedlichen weißen Händchen. Dann nimmt wohl der dankbare Gatte die gute Fee in seine Arme, und drückt auf diese niedlichen weißen Händchen einen zärtlichen Kuß.

Ja, wenn es so geschieht, dann läßt man sich das Hausreinigen gefallen! Da wird es seiner unfreundlichen, ungemüthlichen und verdrießlichen Eigenschaften beraubt. Die Frauen sollten wirklich versuchen nach diesem Recepte ihre halbjährigen Ueberschwemmungen einzurichten. Der Dank der ganzen Männerwelt gehörte dann ihnen, und das Wort „Housecleaning“ verlöre seinen beängstigenden Charakter!



Der amerikanische Barbier.

Es scheint zu den ehernen Gesetzen zu gehören, daß jeder Europäer, welcher einmal eine Reise nach Amerika unternommen hat (sei es wissenschaftlicher Zwecke wegen oder, was noch häufiger der Fall ist, um die hier noch immer fetten Weiden mit abgrasen zu helfen), es für seine Pflicht hält, bald nach seiner Rückkehr in die Heimath seine amerikanischen Reiseerlebnisse niederzuschreiben. Welch' seltsames, verworrenes Zeug dabei zum Vorschein kommt, darauf ist schon öfters aufmerksam gemacht worden, ebenso oft aber wurde auch der Beweis geliefert, daß jene Herren, welche vom Fenster eines Eisenbahnwagens oder Gasthauses aus in das ihnen völlig fremde Treiben hineinblickten, nicht nur ihre Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse an den Tag legten, sondern auch boshafte Verleumdungen geflissentlich mit hineinstreuten. Die letzteren wirkten auf die in Amerika Lebenden um so abkühlender und verstimmender, als sie, wie kein anderes Volk der Welt vielleicht, die Tugend der Gastfreundschaft zu üben verstehen.

Natürlich ist es nur, daß jene Europäer, die dieses gewaltige Land nur im Fluge durchstreifen, in ihren Berichten immer und immer wieder von jenen Dingen zu erzählen wissen, die dem Fremden am auffallendsten erscheinen und deshalb am ehesten bemerkt werden müssen. So kann man in jedem europäischen Bericht über Amerika landläufige Bemerkungen über die hiesigen Eisenbahnen, Gasthöfe und Barbierstuben zu lesen bekommen. Die letzteren sind es

vornehmlich, denen ausnahmsweise und ohne Einschränkung das höchste Lob gespendet wird, und die als die besten in der Welt bezeichnet werden.

Man bedarf auch in diesem Falle wieder einer langjährigen Erfahrung, um schließlich zu der Ansicht zu gelangen, daß die hiesigen Barbierstuben, in Folge der Gleichheitstheorie, zu wahren Stätten der Qual herabgedrückt werden. Tritt man zwar als Neuling in so einen sauber ausgestatteten Raum hinein, in dem auf fast wagerecht gestellten Polsterstühlen die Herren wie Opferlämmer ausgestreckt liegen und beobachtet, wie die Herren Barbiere mit Messer und Scheere gar flink und geschickt umzugehen wissen, aus fünferlei Flaschen allerlei mehr oder minder wohlriechende flüssige Substanzen auf das Haupt der Geschorenen gießen, mit Tüchern und Lappen das sich vor Angst sträubende Haar alsdann bearbeiten, — mit duftigen Oelen tränken und endlich mit Bürste und Kamm in die eine bestimmte moderne Form bringen, ja dann allerdings wird man zugestehen müssen, daß die Herren Barbiere in Amerika es gar herrlich weit in ihrer Kunst gebracht haben.

Doch hat man sich Jahre lang diesen umständlichen Prozeduren unterworfen, und bemerkt allmählich, wie auch in diesen Barbierstuben die menschlichen Köpfe fabrikmäßig bearbeitet werden, wie einer genau wie der andere nach einem einzigen bestehenden System „geclippt", geschnitten und zugestutzt wird, dann empfindet man es wie einen Stich im Herzen, daß schon dem äußeren Menschen hier seine Eigenart genommen wird; daß das Fabrikmäßige auch hier jedem Individuellen den Krieg erklärt und es völlig bezwungen hat.

Es fällt uns nicht ein, hier etwa der sogenannten „Künstlermähne“, wie sie besonders die Pianisten zu tragen belieben, das Wort reden zu wollen, oder die Einführung des Brenneisens zu befürworten, aber unzweifelhaft wahr ist es, daß das Haupthaar mit der schönste Schmuck des Kopfes ist, und daß gerade die Art und Weise, wie Jemand sein Haar zu tragen beliebt, sei es nun kurz oder lang, gescheitelt oder hinaufgebürstet, für ihn ein charakteristisches Gepräge annehmen kann. Hier wird Niemand gefragt, wie er sein Haar tragen möchte, oder aber er wagt es nicht mehr, seiner individuellen Mode zu huldigen, um nicht aufzufallen und sich dem spöttischen Gelächter preiszugeben. Geduldig wie ein Opferlamm läßt er sich das weiße Tuch um seine Schultern legen und die Gleichheitsscheere über seinen Schädel rasen. Alles, was über die herrschende Mode hinausgewachsen ist, wird unbarmherzig „heruntergeclippt“ und wenn der Barbierhandwerker oder Fabriksbarbier mit seinem „Job“ fertig ist, dann schaut das geschorene Opfer wehmüthig lächelnd in den großen Spiegel und sieht trauernden Herzens, wie wenig ihm verblieben.

Ja, wenn diese Kur wenigstens schnell abgethan wäre, aber so ein richtig eingeschusterter Barbier, der sein Handwerk mit Gründlichkeit und Lust betreibt, der läßt sein Opfer nicht unter einer halben Stunde aus den Fingern. Und das ist mehr als ungerecht, das bedeutet einen doppelten Verlust — den Verlust an Zeit und Haaren.





V.

Feste und Erholung.



Amerikanische Todtenfeier.

Wenn eine Feier im amerikanischen Volkswesen die vollste und allgemeinste Anerkennung verdient, so ist es die der Gräberschmückung. Die Fülle der Blumen, welche an diesem Tage auf viele Tausende von Gräbern gestreut werden, spricht die lauteste Sprache dankbarer Erinnerung an die Verstorbenen, welche der Tod aus der Mitte der Familie, des Gemeinde- oder Staatswesens gerissen hat, — lauter und beredter, als der wärmste Nachruf des begabtesten Redners.

Ein schöner Friedhof ehrt jede Gemeinde, und mag man sonst auch über die Verwaltung amerikanischer Städte und Ortschaften denken, wie man wolle, auf dem Friedhofe der amerikanischen Städte wird jede Anklage verstummen, nicht, weil der geheiligte Ort überhaupt den Mund zu einer Anklage verschließt, sondern weil der Anblick dieser sauber gehaltenen, herrlich geschmückten, parkähnlichen Stätten der Todten das Herz erhebt und dankbar stimmt. Es scheint, als ob die einzelnen Gemeinden von einem Wetteifer beseelt sind, den Ruheplatz ihrer Todten so schön wie möglich zu schmücken und somit das Vergängliche mit dem Zauber friedlicher und herzerquickender Ruhe zu umgeben. Der



Tod verliert seinen Schrecken, wenn er unter üppigem Rasen und duftigen Blüthen gebettet wird, der Friedhof verliert seinen düsteren herzbeklemmenden Anblick, wenn er wie ein wundervoller Garten erscheint, in dessen dichtbelaubten Bäumen die Sänger des Frühlings mit Vorliebe nisten.

Nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die allgemeine Schmückung der amerikanischen Todtenhaine ist jedenfalls die an einem gesetzlich bestimmten Tage angeordnete Schmückung der Gräber der gefallenen Soldaten im großen Unionskriege geblieben. Die dankbare Verehrung, die Liebe und Bewunderung, welche sich vereinigten die Gräber der tapferen Kämpfer mit Blumen zu schmücken, ist zu einem Sporn geworden, auch die Gräber der anderen Todten, welche zwar nicht im heldenmüthigen Kampfe gefallen, sondern deren Lebensfaden mitten im Frieden durchschnitten wurde, durch besondere Pflege vor frühzeitigem Verfall zu retten. Eine Stadt wetteifert mit der anderen, den schönsten Friedhof zu haben, und Jeder, der einen Platz für seine Familie in einem solchen Todtenhain erworben, sucht diesen so anmuthig wie möglich herauszuputzen. So kommt es häufig genug vor, namentlich in kleineren Ortschaften, daß sich die ganze Bevölkerung vereinigt, um in der Erinnerung an ihre Todten die Friedhöfe in Blumengärten umzuwandeln.

Daher kommt es, daß an dem Todtenfeste für die gefallenen Soldaten Tausende auf die Friedhöfe hinausziehen, um auch die Gräber ihrer gestorbenen Angehörigen zu schmücken, und der Tag empfängt dadurch etwas wie eine allgemeine Weihe des Todes.

Man werfe nicht spöttisch auf, daß manch Einer Blumen streuen wird, dessen Herz nichts von Liebe und dankbarem

zurückerinnern weiß. Gewiß wird das der Fall sein, aber der Umstand, daß selbst der Theilnahmlose, Laue aus seiner schlaffen Selbstbespiegelung aufgerüttelt wird, und durch gewissen äußeren Druck zur Ausübung einer schönen That und zum Nachdenken über das Vergängliche alles Bestehenden gezwungen wird, birgt heilsame Kräfte genug, um über das Minus wahrer Trauer und wahrer Empfindung bei diesem Todtenfeste hinwegzusehen.

In Deutschland hat man wohl einen allgemeinen Buß- und Bettag eingeführt, aber leider noch keinen allgemeinen Gräberschmückungstag für die gefallenen Krieger. Der klägliche Zustand, in dem sich gerade in dem Lande des deutschen Gemüthes und des deutschen Herzens die meisten Friedhöfe befinden — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — ist Beweis genug, daß selbst die edelsten Eigenschaften eines Menschen einer beständigen Erziehung und Ermunterung zur Ausübung bedürfen. Gerade so wie das Oberhaupt einer Familie bemüht sein wird, die Keime der Gemüthsbildung in seinen Kindern zur schönsten Blüthe zu bringen, so muß auch der Staat zur Entfaltung des Gemüthslebens seines Volkes hülfreiche Hand leisten. Geschieht das nicht, so tritt in beiden Fällen Verwahrlosung ein. So aber entstehen in jedem Jahre die amerikanischen Friedhöfe in neuer frischer Pracht und die Gräber der Todten ehren laut die Lebenden.

Es war ein schöner Gedanke, daß man den Gräberschmückungstag mitten in den Frühling verlegte. Inmitten der keimenden und sprossenden Natur werden wir dadurch an den unerbittlichen Ernst des Lebens erinnert. Anfang und Ende alles Bestehenden schließt sich hier gleichsam zu-

sammen, und predigt unaufgefordert den Menschen, daß mit dem keimenden Leben auch der keimende Tod geboren wird, und daß der Tod nichts Schreckliches an sich trägt, sondern unter Blumen und Blüthen begraben, den Keim zu neuem Leben bildet, mag man nun glauben, daß der Todte im Jenseits zu neuem besseren Leben erwacht, oder daß er in der Natur allein seine Wiederauferstehung feiert.

Und doch! — Es ist bald gesagt, daß diese oder jene Philosophie den Gedanken an das Scheiden vom Leben erleichtert oder gar verklärt! Es ist bald gesagt, daß der Tod etwas Natürliches, Unerbittliches sei, dem wir Alle, Alle anheimfallen müssen! Es ist bald gesagt, daß der Tod etwas Versöhnendes an sich trägt, wenn er den Todtkranken von seinen Leiden erlöst und das angstvoll flackernde Lebenslicht behutsam ausbläst! Immer, und mag er noch so sanft und leise an das Lager des Menschen treten, hat der Tod etwas Schreckliches an sich, das selbst angesichts des Blumenflors des Frühlings nicht gemildert werden kann. Das Herz steht still, die Lippen schließen sich für immer und das Auge bricht! Was früher Alles Leben war, jetzt ist es eine fühllose stille Masse, die verscharrt und begraben werden muß. Das Herz zittert und erbebt nicht mehr in Freude oder Schmerz, der Mund weiß nichts Liebes oder Kränkendes mehr zu sagen, und das Auge hat aufgehört zu leuchten.

Verscharrt und begraben! Ach, und mit dem Todten werden nur zu oft seine guten Thaten mit begraben! Die Welt ist so undankbar und vergeßlich! Was der Todte Gutes gethan, das wird schnell in den Sarg mit eingeschlossen, und in die feuchte Grube mit versenkt! Die Welt hat so viele Verpflichtungen der Dankbarkeit gegen die Lebenden zu üben,

daß sie die Todten nur zu willig den Todten überläßt. Ja sie weiß in großer Weltklugheit sogar allerlei Gründe, die zugleich einen Trost enthalten sollen, dafür anzugeben, daß es gut für den Todten war, gerade jetzt zu sterben. Das Kind, das kaum geboren, wird durch seinen frühen Tod den Wechselfällen des Lebens entrückt, der Jüngling, der in der Blüthe seiner Jahre todesmatt zusammenbricht, hat nur das Beste vom Leben kennen gelernt, der Mann, der mitten vom Kampfplatze abgerufen wird, blieb vor dem Siechthum des Greisenalters verschont, und der Greis endlich, der nach einem Leben voll Mühe und Arbeit die faltigen Hände kraftlos in den Schooß legte, hat das Leben durchgekostet und seinen Anspruch darauf erschöpft!

Gut, gut, daß mag ja Alles wahr sein! Das Erlöschen des Lebensfunkens bleibt doch immer etwas Schreckliches; denn so natürlich es auch sein mag und wirklich ist, so führt es uns doch immer wieder die eigene Nichtigkeit vor Augen, das Dunkle, Ungewisse, Schwebende unserer ganzen Existenz. All' unser Ringen und Kämpfen, die kleinlichen Leidenschaften, denen wir uns nur zu willig unterwerfen, die Liebe und der Haß, die Sorgen und die Thränen — Alles, Alles verblaßt und vergeht, wenn wir dem Tode in's Angesicht schauen, und uns sagen, daß er Allem ein jähes Ende bereitet. Würden die Menschen sich nur immer des Todes bewußt sein, sich immer sagen, in so und so langer oder kurzer Zeit ist Alles vorbei und die Welt braust und rauscht an deinem Grabe mitleidslos und theilnahmlos weiter, sie würden vielleicht versöhnlicher und milder sein, stärker lieben und weniger hassen. Sie würden ihre in Gift und Galle getauchten Worte sorgfältiger überwachen und

den Nebenmenschen, der vielleicht morgen schon auf der Todtenbahre ausgestreckt liegt, nicht in absichtlicher Bosheit kränken.

So ein Gräberschmückungstag ist zugleich ein Tag der Reue, denn wer von den Tausenden, die hinauseilen um die Stätten ihrer Todten mit Blumen zu schmücken, hätte ihnen nicht etwas abzubitten, eine That, ein Wort oder auch nur einen Gedanken. Und je tiefer diese Reue ist, je aufrichtiger wird die Liebe sein, die den Todten noch immer da tief im Grabe umfängt.

Wer in diesem Sinne die Blumen auf das Grab seiner Lieben legt, wird geläutert und gebessert vom Friedhofe schreiten. Er wird etwas von dem tiefen Frieden ringsum mit nach seinem Hause tragen, und sein Herz wird milder und versöhnlicher schlagen.



Erholung hüben und drüben.

Daß Amerika noch immer ein Kind unter den Culturstaaten ist, welches sich in der Entwicklung befindet, empfindet man am lebhaftesten im Zustande der Ruhe, wenn man fernab von seinem Wirkungskreise weilt, und wirklich freie Zeit sein eigen nennt. Es hält sehr schwer in Amerika, seine freie Zeit, und wenn sie selbst eine nach schwerer Arbeit errungene Ferienzeit ist, in angenehmer Weise todtzuschlagen. Schon nach wenigen Tagen der Ruhe überschleicht uns die Langeweile, welche nichts anderes als die Sehnsucht nach Arbeit ist. Ich behaupte, daß in Amerika nichts Derartiges

existirt, was man so bezeichnend „süßes Nichtsthun" nennt. Ja, die Raserei der Arbeit ist hier eine so ansteckende, daß man sich ohne Beschäftigung wie verloren fühlt.

Woher mag das wohl kommen, daß den Leuten hier der Sinn für eine herzerhebende und herzerfreuende Ruhe nach der Arbeit mangelt, daß der Wettlauf nach dem allmächtigen Dollar noch immer mit derselben Heftigkeit stattfindet, wie ehedem, und daß Alles, was Gemüthlichkeit, ruhiges Genießen oder bewußte Behaglichkeit heißt, rücksichtslos über den Haufen gerannt wird?

Leute, welche man hier fast arm nennen würde, wissen sich in Deutschland mit einem gewissen gemüthlichen Behagen zu umgeben, das ihnen das Leben rosiger erscheinen läßt, als es hier selbst Leuten mit einer Million in ihrer Tasche erscheint. Sie denken einfach nicht beständig an den Erwerb, das Erhaschen und Ergreifen nach Geld, sondern finden sich mit glücklichem Geschick in ihre Lage und suchen innerhalb derselben ihr Leben so viel wie möglich auszuschmücken. Welch einen Genuß gewährt es ihnen, wenn sie sich von ihrem knappen Einkommen einen Sommerausflug nach irgend einem entlegenen Stranddorfe erlauben, wo sie, fast billiger, als zu Hause, die schönsten Tage auf der kahlen Sandwüste genießen, glücklich allein in dem Bewußtsein, dem täglichen Räderwerk der Arbeit entschlüpft zu sein, und sich für kurze Zeit als freie Menschen zu fühlen. Gerne nehmen sie für dieses Bewußtsein die Unannehmlichkeiten einer Bauernküche, das harte Lager einer Hütte mit in den Kauf, ziehen Morgens früh an den Strand, oder in den dürftigen Kiefernwald, und kehren Abends müde heim, um sich voller Behagen auf ihr Lager zu strecken.

Selbstverständlich wächst die Annehmlichkeit des Sommerausflugs mit den wachsenden Mitteln, und ein Ausflug durch eins der bewaldeten Gebirge Deutschlands, oder gar eine Fahrt den Rhein entlang, giebt dem fröhlichen Wanderer Stoff genug, um den ganzen langen Winter in herzerquickender Erinnerung an die lustigen Sommertage zurückzudenken.

Wer das Leben in einem kleinen Badeort in Deutschland aus eigener Anschauung, und auch das Badeleben in einem kleinen Badeort in Amerika kennen gelernt hat, der weiß, daß der Unterschied ein sehr großer ist, und daß ein Vergleich nicht zu Gunsten des amerikanischen Platzes ausfällt.

An der Küste der Ostsee in Deutschland giebt es eine Menge weltverlorener Badeplätze, deren landschaftliche Schönheiten sehr beschränkt sind, wenn man das Wasser ausnimmt, welches in seiner ewig wechselnden Bewegung nie ohne fesselnden Reiz ist, und zu immer neuer Betrachtung und neuer Bewunderung reizt. Was aber hat der Sinn für Schönheit, oder besser der Sinn für deutsche Behaglichkeit aus dieser sandigen Fläche geschaffen? Der spärliche Fichtenwald ist zu einem schattigen Hain mit freundlichen Ruheplätzen umgewandelt worden. Kiesbestreute Wege sind kreuz und quer angelegt, aus einem Hügel ist eine Grotte geworden, in der ein wuthschnaubender Delphin Wasser empor speit, und eine breite Wandelbahn durchschneidet die ganze Anlage. Natürlich giebt es da einen Philosophensteg, eine Seufzerbank und eine Liebesgrotte. Um das einfache Kurhaus sind reizende Blumenbeete im frischen Rasen ausgebreitet, und von der Veranda des Hauses genießt man einen herrlichen Blick über die See, der besonders prachtvoll am

Abend ist, wenn die glühende Sonne in die kühlenden Fluthen taucht, den Himmel purpurn färbt und über das Wasser gleißendes Gold ausgießt. Den Hauptreiz aber bildet die Gesellschaft. Das ist eine zufriedenfrohe Gesellschaft, der man das innere Behagen auf den Gesichtern ablesen kann. Eine Gesellschaft vor Allem, die einen gewissen Bildungsgrad vertritt, der es ohne alle Schwierigkeit ermöglicht, daß man sich schnell zusammenfindet und schnell in den einmal angeschlagenen Ton mit einstimmt. Jedes neue Element, wenn irgend brauchbar, wird als willkommene Zugabe dem geformten Kreise zugefügt, und ein geistreicher Scherz ist ebenso willkommen, wie ein platter Witz verpönt ist. Jedes gemeinsame Unternehmen zeichnet sich dadurch aus, daß ihm irgend ein besonderer Plan zu Grunde liegt, der das Vergnügen der Gesammtheit verbürgt. Und dann die Abende im Kurhause! Ein jeder fast bringt eine neue Ueberraschung mit sich. Da wird zwei- und vierhändig gespielt, es werden Duetts, Quartetts und Chorlieder gesungen, da wird declamirt und kleine Lustspiele werden aufgeführt, da wird getanzt und ein improvisirtes Costümfest arrangirt — kurz, man ist immer beschäftigt, die freie Zeit so voll wie möglich auf die anregendste und beste Art auszunutzen, um geistig erfrischt und gestärkt wieder zu den verschiedenartigsten Berufspflichten heimzukehren. Und der Zweck ist erfüllt! Die Ferienzeit ist wirklich eine Erholungszeit geworden! Denn wie bei der Taufe das Wasser es allein nicht thut, so bringt körperliche Pflege allein noch nicht die wahre Erholung zu Stande. Auch der Geist, der sich im täglichen Gebrauche abnutzt und abstumpft, verlangt energisch nach Ruhe oder nach frischer Anregung.



Das ist die Zeit, in der der Mensch sich wieder auf sich selbst besinnt, wo er Zeit und Lust hat, sich seiner Jugend zu erinnern, und sich in jener schmerzlich süßen Stimmung befindet, in der Goethe die wundervollen Verse zum Eingange des Faust schrieb:

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt."

Das ist die Zeit, in der er es nicht verschmäht, aus der verstäubten Ecke seines Bücherschrankes das „Buch der Lieder" oder einen Band von Emanuel Geibel hervorzuholen, und in der er wieder fähig wird, ein Gedicht zu genießen. Das ist die Zeit, in der seine eigene Prosa einen gewissen Rhythmus annimmt, und die Worte in seiner Feder einen höheren Schwung erlangen! Ja falls in ihm so ein Stückchen Poetenthum versteckt im Herzensschranke weilt, wer weiß ob er sich nicht selbst über einem Versuche überrascht, seine quellenden Empfindungen in Reimen zu Papier zu bringen! Man braucht aber nicht zu fürchten, daß solch ein neuer Ausbruch der „Jugenddeselei" der Mitwelt gefährlich wird, denn solche halben Poeten werden selbst schamroth über ihre „Rückfälle" und wissen genau, wozu ein Streichholz erfunden worden ist.

Gewiß ist, daß wenn ein Deutscher nicht gar zu hart auf den Kopf gefallen ist, er sich als „Sommerfrischler" ganz ausgezeichnet zu amüsiren im Stande ist!

Wie anders aber ist das in Amerika der Fall! Die großen Badeplätze im Osten muß man natürlich ausnehmen, in denen das Badeleben einen erstaunlichen Luxus entfaltet, der aber mehr von dem Gelde als dem Gemüthe der Badegäste erzählt und in seiner rücksichtslosen Prahlerei das höchst charakteristische Merkmal an sich trägt, den Leuten Sand in

die Augen zu streuen! Nicht was „bedeutend" ist, sondern was „schwer wiegt", sammelt sich dort zusammen, und der „Schwerwiegendste" ist der König der Saison. Nein, von einem entlegenen Badeplatz soll die Rede sein, der von den Großen des Landes gemieden wird, und der nur von solchen aufgesucht wird, die das Angenehme mit dem Sparsamen verbinden wollen.

Derartige Badeplätze giebt es namentlich in den nördlichen Staaten sehr viele. Gewöhnlich liegen sie an einem der vielen Seen, und sind auch gewöhnlich von der Natur so reichlich bedacht worden, daß die menschliche Hand nur wenig nachzuhelfen hätte, um sie zu einem der angenehmsten Plätze zu machen. Fast niemals mangelt es ihnen an einem Walde, der sich bis weit in's Land hineinerstreckt. Aber auffallend ist es bereits, daß alle diese Badeplätze schon äußerlich einen fast gleichartigen Charakter an sich tragen. Das Städtchen, in welchem sich „die Quelle" oder „das Bad" befindet, kommt völlig außer Betracht, da es sich in Nichts von anderen kleineren amerikanischen Landstädtchen unterscheidet und die üblichen langweiligen Framehäuser, die schmucklosen Kirchen und die furchtbaren ungepflasterten Straßen enthält. Aber ein wenig abseits von der Stadt erhebt sich das Kurhaus, welches zu gleicher Zeit das Kurhotel ist, ein meistens dreistöckiges im Quadrat erbautes Gebäude, mit einer Veranda herum, die allein Schatten gegen den Brand der Sonne gewährt. Anlagen giebt es da keine, und natürlich auch keine Blumen. Vom Hotel bis zum Strande ist nichts wie Sand, auf dem hier und da ein Büschel Gras emporschießt und schwindsüchtig gegen den Wind ankämpft, der von dem Wasser herüberweht. Hinter



dem Hotel führt ein Weg durch dichtes Gehölz zu den Quellen; dieser kurze Weg ist oft nur das Einzige, was an eine Anlage erinnert, er sieht aus, als habe man einen Anlauf genommen, um aus dem Platze etwas zu machen, sei aber bald wieder unlustig stecken geblieben. Dort wo die Quellen in höchst primitive Behälter fließen, hört auch die Cultur auf, und dem nach einem schönen Spaziergange Durstenden wird ein energisches „Bis hierher und nicht weiter" zugerufen. Die Wildniß beginnt und nicht eine Hand hat sich gerührt, um sie durch die Macht der Schönheit zu zähmen. Unten am Strande allerdings ist ein Boothaus errichtet, welches mehrere hübsche Boote enthält, und weiter zurück ist auch ein sogenanntes Badehaus aufgeführt. Das Hotel selbst wird möglichst gut verwaltet und hat unter anderen Räumlichkeiten auch einen großen „Parlor", in dem die Jugend bei Gelegenheit tanzt.

Man sieht, daß so ein Badeort trotzdem nicht so übel wäre, wenn die Amerikaner nur Menschen wären, welche zu leben verständen, und das Geheimniß errathen hätten, ihr Leben mit Gemüthlichkeit und Behaglichkeit zu umgeben. Daß sie das nicht verstehen, dafür sind aber die Badegäste selbst das sicherste Anzeigen.

Blickt man nämlich auf so eine Gruppe junger Menschenkinder, wie sie gelangweilt im Parlor sitzen, mit halb schläfrigen Gesichtern, in nachlässiger Haltung mit einem Taschentuche oder einem Fächer spielend, sich hier und da eine Bemerkung zuflüsternd und flüchtig lächelnd, so überläuft einem von vornherein schon eine Art Gänsehaut! Da ist so wenig Anmuth vertreten, mädchenhafte Scheu oder weibliche Liebenswürdigkeit. Diese jungen Damen sehen meistens

übersättigt aus, als wären sie vorzeitig klug geworden und als schiene ihnen das Leben kaum noch eines herzlichen aus unschuldiger Seele kommenden Lachens werth. Und nun erst die jungen Herren! Ueberreif, vertrocknet innen und außen, mit kalten berechnenden Augen um sich schauend! Da ist keine Flamme im Herzen, welche eine wohlthuende Wärme durch ihr ganzes Wesen treibt, vielweniger welche Kraft genug besäße, Begeisterung für alles Gute und Schöne anzufachen!

Der Amerikaner, der das militärische Fremdwesen so bespöttelt, ist durch und durch Uniformmensch. Er ist, was man draußen mit dem treffenden Worte „Durchschnittsmensch" bezeichnet. Er kommt über eine allgemeine Bildung kaum hinweg, hat durchweg fast dieselben etwas steifen, linkischen Manieren, kleidet sich elegant und hält sehr viel auf Das, was zuletzt Mode geworden ist. Der elegante Amerikaner vergiebt einem jungen Manne in einer „fashionablen" Gesellschaft eher eine kreuzdumme Bemerkung, als einen altmodischen Hemdenkragen, und möge Jemand auch noch so geistreich sein, so würde er in einer amerikanischen Gesellschaft doch nur eine traurige Rolle spielen, würde er in unmoderner Kleidung im Salon erscheinen. Selbst ein Künstler muß von seinen Künstlerlocken Abschied nehmen! — Diese Gleichheit der Manieren, Anschauungen und Kleidung verleiht einer amerikanischen Gesellschaft etwas Bedrückendes, das schließlich bis zur unerträglichen Langeweile sich steigern kann. Ein wirkliches interessantes Gespräch kommt selten auf, und stirbt nach kurzem Aufflackern, um keine Wiederauferstehung mehr zu erleben. Es ist Thatsache, daß die jungen Amerikaner das größte Vergnügen an einer oberflächlichen seichten Unterhaltung finden und stundenlang über

„Nichts“ sprechen, und was noch mehr sagen will, lachen können.

Daß solche Menschenkinder nicht geschaffen sind, ein behagliches erwärmendes Leben um sich zu verbreiten, ist klar. Die Erziehung des Gemüthslebens ist zu sehr vernachlässigt worden, um sich nicht bei allen Gelegenheiten bemerkbar zu machen. Etwas fehlt, das ist es, was man immer wieder als Deutscher fühlt, wenn man mit leerer Empfindung aus solch einem eleganten Kreise heimkehrt, oder das leichte oberflächliche Treiben beobachtet hat.

Ich habe mit dem Vorstehenden nicht sagen wollen, daß der Amerikaner sich nicht zu amüsiren versteht, er thut es gewiß nach seiner Weise, und wenn man seinen überschwänglichen Ausdrücken Glauben schenken wollte, so amüsirt er sich vielleicht noch besser, als der Deutsche. Wie oft hört man nicht, daß er ausruft: „We had a jolly, oder splendid time.“ Doch während diese fröhlichen Stunden sich bei ihm wie Aether verflüchtigen, ohne etwas für das Herz und Gemüth zurückzulassen, sind die Stunden, welche der Deutsche im gemüthlichen frohen Kreise verlebt hat, wie eine seltene Blume, die noch nach Jahren den süßen Duft bewahrt hat.

Und nun zur Nutzanwendung. Weil der Amerikaner nicht das Verlangen nach jenen gemüthlichen Versammlungen kennt, das dem Deutschen im Blut steckt, darum weiß er auch seine Vergnügungsplätze so wenig anheimelnd auszuschmücken. Was braucht er einen Philosophensteg, eine Seufzerbank oder eine Liebesgrotte? Man denke sich einen jungen Vollblutamerikaner auf dem Philosophensteg in tiefen Gedanken versunken auf und ab wandeln, oder ihn auf der

Seufzerbank zum blassen Monde aufschauen, oder ihn in Seligkeit versunken vor der Auserkorenen seines Herzens ein Liebesgeständniß stammeln? Wie reimt sich das mit dem scharf ausgeprägten Geschäftssinne des jungen Amerikaners zusammen, oder der Abneigung gegen Alles was sentimental ist. Und weshalb soll er auch auf verstohlenem Wege zu der Geliebten eilen, um ihr in fliegenden Worten das süße Geheimniß zu verrathen, so lange ihm jeder „Parlor" offen steht, in dem er die junge Dame jeden Donnerstag ohne Beisein der Eltern sehen und sprechen kann, und so lange er sie allein zu allen Vergnügungen, selbst Bällen führen kann? Das Schönste an einer Liebe, das bischen Romantik, das sich um sie schlingt, lernt der Amerikaner nicht kennen. Nun, es muß auch solche Käuze geben!



Nur keinen Zeitverlust.

In jedem Jahre wächst der Strom, der sich zur Sommerzeit von Amerika aus über Europa ergießt. Die billigere, schnellere und bequemere Ueberfahrt hat das ihrige gethan, um eine Reise nach Europa als einen beliebten Sommerausflug der Amerikaner erscheinen zu lassen, und der Nachahmungsbetrieb wird das Uebrige geleistet haben. Es gehört schon fast zur Nothwendigkeit für eine wohlhabende Familie, eine Reise nach Europa hinter sich zu haben oder doch eine solche in nächster Zukunft anzutreten. Man muß „dagewesen" sein, um in einem Kaffeeklatsch oder in einem Clubhause über Europa, das längst „far behind" Amerika

ist, einige faule Witze reißen oder einige unsachliche Bemerkungen mit einfließen lassen zu können. Man will diese endlich beschlossene, nothwendige Reise, welche zum Glanze des Hauses unumgänglich gehört, natürlich auch gehörig ausnutzen. Das heißt, man will die vorgeschriebene Zeit nach echt amerikanischer Art so voll und gründlich verwenden, wie nur möglich. Man prägt sich aus diesem Grunde das englische Motto noch schärfer in's Gedächtniß, als wenn man in Amerika selbst seinen Geschäften nachgeht, und das geschieht, wie man weiß, immer.

„Time is money“, das sagt sich der Europareisende, wenn er auf's Schiff steigt, und ist im Innern nicht wenig ungehalten darüber, daß das Schiff volle 8 oder gar 9 Tage gebraucht, um das europäische Festland zu erreichen. „Time is money“! Wie ein Schreckgespenst heftet sich dieses Motto an seine Fersen, sobald er wieder Land unter seinen Füßen hat und gehetzt, gejagt, geängstigt von diesem geflügelten Worte, setzt er sich auf den nächsten Blitzzug und beginnt seine „Vergnügungsfahrt“, kreuz und quer durch den europäischen Continent. Das lieblichste Thal, die herrlichsten Felspartien werden mit Dampf durcheilt, in Kutschen oder Droschken werden die Städte im Fluge durchfahren, Parks und Galerien in drängender Eile durchstrichen, die Mahlzeiten mit Hast genossen, denn hinter dem Reisenden hockt der unsichtbare Geist, der unaufhörlich flüstert: „time is money — time is money“. Das Handbuch der Eisenbahnen wird zum unentbehrlichsten und wichtigsten Dinge. Wie die Züge gehen, welche Orte sie berühren, und wie lange der Aufenthalt in den Zwischenstationen ist, diese Fragen werden zum Hauptgegenstande des täglichen Gespräches. Lieber

eine Bildergalerie bei Seite liegen lassen, als den nächsten Zug versäumen, der drei oder vier Stunden früher den nächsten Ruhepunkt oder besser den nächsten Ort für die nächste Hetzjagd erreicht. „Time is money", immer vorwärts, vorwärts! Dieser und Jener hat in vier Monaten nur 45 Städte besucht, wir wollen mehr sehen, wir wollen unsere Zeit besser ausnutzen! Was in den Städten vorhanden ist, was Generationen und Generationen dort an Schmuck und Kunst zusammengetragen haben, das kann man mit einem flüchtigen Blick leicht überschauen und in Reisehandbüchern so schön und so ausführlich erklärt finden — darauf kommt es schließlich auch gar nicht an! Dagewesen sein muß man aber, in dem und dem Gasthaus gespeist, mit den Schaffnern, den Oberkellnern und den Fremdenführern sich unterhalten, und von dem Orte eine „general idea" empfangen haben. Die Siegessäule in Berlin und der Eiffelthurm in Paris! Prächtige Bauwerke, denn sie gestatten, daß man von ihrer Höhe herab die Stadt am schnellsten und gründlichsten kennen lernen kann! Hat man dann noch das Glück einen Menschen, womöglich einen „Eingeborenen" zu finden, der Einem die nothwendigsten Aufklärungen über Land und Leute giebt, was braucht man noch mehr? Schnell zum Bahnhofe, damit der nächste Zug nicht versäumt wird — „time is money, time is money!"

Allmählich aber macht sich diese Vernügungsreise fühlbar. Müde, abgespannt und abgestumpft lassen sich die Opfer der Zeit weiterrädern, von Ort zu Ort. Die Freude am Neuen verwandelt sich in Gleichgültigkeit! Sie bekommen schon ein leises Schauern vor Bildergalerien und Museen, und eine Gänsehaut des Entsetzens überläuft sie, wenn ein reich in Gold und Sammet gekleideter Hofdiener sie durch



die langweiligen Schlösser führt, und im thönernen Redefluß seine einstudirten Erklärungen ableiert. „Dies hier ist —" brrr! brrr! Ein müder Blick streift das Bild des Fürsten oder das Bett, in dem der Hochselige seine letzten Züge gethan. Selbst der Zauber der herrlichsten Natur bleibt wirkungslos gegen diese Migräne des Körpers und des Geistes. Nur fort, fort, weiter, damit das qualvolle Programm zu Ende geführt wird! Noch vier lange Wochen, noch zwanzig Städte, noch unzählige Galerien und Schlösser — schrecklich! aber es muß sein, vorwärts, vorwärts!

Der Lohn für diese heroische Vergnügungsreise bleibt nicht aus. Schon bricht der Tag an im hellen Sonnenscheine, an dem das Schiff wieder von Europa abstößt! Der Anblick des Meeres erfüllt die gequälte Brust mit neuem ungeahnten Entzücken.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt du ewiges Meer,
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen! — —

Die Vergnügungsreise ist überwunden, jetzt kann man sich erholen! Gott sei es gedankt! Das hätte man hinter sich! Europa, die Alte, man hat sie gesehen! Und alt ist sie wirklich, sehr alt! Alt die Städte, alt die Häuser und Schlösser, alt und verblichen die Bilder, alt und halb zerschlagen die Skulpturen, und — „oh how old fashioned these people are!"

Die müden Glieder werden wirklich durch die Seefahrt aufgefrischt, und die Freude, bald wieder die Heimath, die geliebte zu betreten, die neue Welt, die bessere, schönere, wiederzusehen, belebt auch den Geist wieder. Eins aber

kann man nicht los werden! Das ist ein gewisses wüstes Gefühl im Kopf, das sich sofort einstellt, sobald man an Europa zurückdenkt. Das bekannte Mühlrad scheint darin sein Unwesen zu treiben, und die aufgespeicherten „neuen Eindrücke" zu einem unentwirrbaren Simmelsammelsurium zu vermengen. Und je mehr man sich von der Küste entfernt, je näher man der Heimath zusteuert, je bestimmter nimmt Europa auch die Form einer riesigen Rumpelkammer an. Nun ja, gesehen haben muß man sie, das ist richtig! Schon allein deshalb, um den eingeborenen Glaubenssatz noch inniger zu befestigen, daß Amerika längst „obenan" steht, und die „old country" wirklich und gründlich überflügelt hat!

Und dann rede man noch von den ungeheuren Vortheilen, welche die Europareisen für Amerika im Gefolge haben sollen.

Der amerikanische Durchschnittsreisende in Deutschland zeichnet sich durch dieselbe Oberflächlichkeit im Abgeben seines Urtheils über dortige Verhältnisse aus, wie der deutsche Durchschnittsreisende in Amerika über amerikanische Verhältnisse. Dort ärgert er sich über die Trinkgelder, die Pfennigfuchserei, die Barbiere und Eisenbahnen. Hier ärgert er sich über die „Hotelclerks", die „Interviewers", die Barbiere und die Speisehallen. Dort stimmt er halb entrüstet immer und immer wieder in den Chorgesang der freien Amerikaner mit ein, sobald er eine gesunde kräftige Frau einen Tragkorb schleppen oder eine Karre schieben, einen Hund einen Milchwagen ziehen sieht oder eine strohbedeckte, halbverfallene Hütte (Kathe) eines Landarbeiters erblickt. Für Alles das hat er nur das eine Wort „barbarisch". Hier erscheint ihm alles

als Schwindel oder „Humbug“, halb civilisirt und halb wild, und er zögert nicht das Volk im Allgemeinen ebenfalls als „barbarisch“ zu schildern. Beide Völker lachen über das Urtheil dieser Durchschnittsreisenden und zwar mit vollem Rechte! Die Deutschen allerdings mit weit vollerem Rechte, als die Amerikaner.

Diese Urtheile, deren Berechtigung durchaus nicht angezweifelt werden soll, beweisen nur das Eine, daß nämlich die meisten Reisenden sich weder die Zeit noch die Mühe nehmen, das fremde Land gründlicher kennen zu lernen, und in die Tiefen zu dringen. Von der lästigen eingefressenen Gewohnheit der Angestellten in Gasthöfen, Kaffeehäusern und Speisehallen Trinkgelder als einen ihnen zustehenden Tribut in Empfang zu nehmen, machen sie einen Schluß auf den allgemeinen Wohlstand des Volkes, von der gelegentlich beobachteten Thatsache, daß eine Frau eine Last auf ihrem Rücken oder gar auf dem Kopfe trägt, leiten sie ihr vernichtendes Urtheil über die Stellung der Frauen her und der Anblick einer ärmlich ausschauenden Hütte läßt sie über die Lage der Landbewohner ein jammervolles Klagelied anstimmen. Kommen sie nun noch gar in eine Garnisonstadt und stolpern alle Augenblicke über stramme Soldaten und „schneidige“ Offiziere, so singen sie ein Loblied über die freie Republik, in der es — Gottlob — keine „Soldatenschinderei“ giebt.

Würden sie nur wenige Wochen an einem Orte in Ruhe verweilen, als anspruchslose Menschen, nicht als protzige Amerikaner mit schwerer Uhrkette, dickem Siegelring und ewig klingenden Dollarstücken, so würde ihr Urtheil bald eine wesentliche Veränderung erfahren. Der kleine Tribut,

den die „dienenden Geister" drüben beanspruchen, ist reichlich verdient, wenn man ihre Höflichkeit, ihre Dienstbeflissenheit und Gewandtheit mit den hiesigen Schwarzen in den Gasthöfen oder den „waiters" in den Bierschänken und Speisehallen vergleicht. Die Zufriedenheit und das bescheidene Glück der Landbewohner würde sie bald mit der „Stellung der Frau" aussöhnen, denn sie würden erkennen, daß die rüstige rührige Frau zwar die Gehülfin des Mannes, aber durchaus nicht seine Sklavin ist. Endlich aber würden sie bemerken müssen, daß der Soldatenstand aus ungehobelten, schlottrigen und gedankenlosen Farmersjungen, stramme, gesunde und aufmerkende Burschen macht, bei denen innerhalb ihrer Dienstzeit mit der Liebe für den bunten Rock, auch die Liebe für die Größe und Ehre ihres Vaterlandes kräftiger zum klaren Bewußtsein gelangt.

Ja, würden sie sich nur zu einem längeren Aufenthalte an einem Orte entschließen, würden sie nicht immer wie die Franzosen im letzten Kriege vor den preußischen Ulanen gleichsam auf wilder Flucht begriffen sein, dann würde ihnen noch manch Anderes auffallen und sie zum Nachdenken über deutsche Verhältnisse zwingen. Sie würden Vergleiche anstellen, sie würden zu zweifeln anfangen, ob Amerika denn wirklich in Allem „ahead" ist, sie würden vielleicht mit innerer Beschämung ihre lächerliche Ueberhebung, ihren albernen Dünkel und ihre furchtbare Unkenntniß fremder Verhältnisse erkennen. Sie würden langsam, allmählich von der Höhe des Thrones, den nationale Eitelkeit über die Nationen der alten Welt in keckem Uebermuthe und dummdreister Ueberhebung gesetzt hat, herabsteigen — vielleicht! Stufe für Stufe, schwankend, widerwillig! Aber die gewonnene Erkenntniß

würde sie nicht mehr zurückschreiten lassen. Der goldene, strahlende Thronsessel würde in Nebel zerfließen, und die hoheitsvolle, wunderherrliche Gestalt der Freiheitsgöttin würde ihnen plötzlich als ein armes gebeugtes Weib erscheinen, das unter der Last nationaler Untugenden früh gealtert ist. Der Wunsch ihr wieder die erste Jugend zurückzubringen, würde erwachen. Prahlende Worte vermögen das nicht! Thaten, ernste Thaten allein! Sie würden vielleicht beschämt, vernichtet, auf die Schulbank flüchten, und mit brennendem Eifer anhören, was die alte Lehrmeisterin Europa ihnen zu sagen hat. Sie würden begierig aus dem tausendjährigen Becher der Geschichte lebensalte Weisheit schlürfen — sie würden lernen!

Sie würden lernen erstens, zweitens und drittens, daß ein Volk, dessen Sinn ausschließlich auf den Gelderwerb gerichtet ist, die Höhe der Cultur unmöglich ersteigen kann; daß ein Volk, dessen Gedanken sich ausschließlich um „money“, „money“ und noch mal „money“ drehen, nicht in dem Völkerkonzerte die erste Geige zu spielen berufen sein kann; daß ein Volk, dessen Macht sich vornehmlich auf die angehäuften Schätze in Gold, Silber und Banknoten stützt, nicht dazu angethan ist, ein wirkliches Bollwerk für die persönliche Freiheit zu sein.

Sie würden lernen, daß ehrliche sparsame Verwaltung, gute Kindererziehung, glückliches Familienleben, Pflege von Wissenschaft, Kunst und Industrie, und manches andere dazu gehört, um ein Volk groß und glücklich zu machen.

Ja, wenn sie nur lernen möchten! — Aber —



Amerikanische Auswanderer.

Es giebt noch immer unzählige Amerikaner, die da glauben berechtigt zu sein, auf den Strom der Einwanderer aus der alten Welt mit einer gewissen Verachtung herabschauen zu können. Zwar sagen auch sie sich, daß die Einwanderung allein das Land und sie reich gemacht hat, daß sie also ein Glück für die Vereinigten Staaten gewesen ist und noch immer ist, aber dennoch rümpfen sie die Nase, wenn sie so einer Auswanderer-Familie begegnen, welche mit Sack und Pack beladen, in den fernen unbekannten Westen zieht, um dort eine neue Heimath zu gründen. Allein sie haben zu dem Naserümpfen ebensowenig Ursache, wie sie ein Recht besitzen, sich deshalb großmüthig zu nennen, weil sie ihr Land der europäischen Auswanderung geöffnet haben. Denn es war einfach ein Gebot, welches dem Selbsterhaltungstrieb entsprungen war.

Die Amerikaner vergessen ganz, daß auch sie Jahr aus, Jahr ein, eine große Anzahl Auswanderer aus ihren Reihen nach Europa senden, zwar eine andere Klasse Auswanderer, als diejenigen, welche von drüben nach hier herüberkommen, aber immerhin Auswanderer, die von dem Wunsche beseelt sind, in dem fremden Lande ihre eigene Lage zu verbessern.

Kommen die Auswanderer von drüben hierher, um ihre materielle Lage zu verbessern, so gehen die Amerikaner hinüber, um dort geistige Schätze einzuheimsen. Dabei sind die Amerikaner noch im bedeutenden Vortheile vor den Europäern. Von den Letzteren gelingt es nur einem mäßigen

Prozentsatz, trotz Mühe und Arbeit, sich zu gewissem Wohlstande emporzuarbeiten, die Amerikaner aber können alle, ohne Ausnahme, wenn sie nämlich Aug' und Ohr offen halten, bei einem längeren Aufenthalte in Europa, geistige Reichthümer einsammeln, die ihnen obenein durch keine Börsenspekulationen oder böse Schicksalsschläge geraubt werden können. Sie haben demnach allen Grund, der „alten" Welt, die nach der Ansicht vieler Amerikaner demnächst in Folge von Altersschwäche zusammenbrechen muß, dankbar zu sein, denn sie giebt nur immer mit vollen Händen, und bekommt so gut wie nichts als Gegengabe. Die paar Millionen Dollars, welche die amerikanischen Colonisten oder Vergnügungsreisenden unter die Leute bringen, machen den Kohl wahrlich nicht fett, und tragen zum allgemeinen Wohlstande dort drüben blutwenig bei.

Sieht man etwas schärfer zu, so findet man unschwer, daß bei dem Austausch der Auswanderer Amerika in jeder Beziehung im Vortheile ist. Die europäischen Auswanderer bringen ihre ganze Arbeitskraft mit herüber, um sie zu ihrem und zum Besten der neuen Heimath zu verwenden, der Amerikaner kommt nur, um zu empfangen, und dann nach Einheimsung bestimmter Kenntnisse, sich wieder aus dem Staube zu machen. Der Europäer trägt Cultur, Bildung und menschenwürdige Gewohnheiten bis in die fernsten Stätten des Urwalds hinein, der Amerikaner bringt nichts als Vorurtheil, Unwissenheit und Dünkel mit hinüber, trägt aber dafür freiere Anschauungen mit nach Hause; der Europäer muß hier Zoll für Zoll für seine Sitten und Gewohnheiten kämpfen und streiten, der Amerikaner findet drüben in allen Häusern freundlichen Empfang und Rücksichtnahme auf seine

Eigenheiten — kurz, überall und in jeder Beziehung ist der Amerikaner vor dem Europäer im Vortheile. Und doch thut der Amerikaner, als ob er ein Recht habe, den Europäern gegenüber den Großmüthigen zu spielen! Als ob es für die Europäer noch eine besondere Ehre sein müßte, daß sie Amerika blühend und reich gemacht haben, und Amerika noch stetig mit geistiger Nahrung und Bildung versorgen. Europa hat weit weniger Grund, sich der amerikanischen Einwanderung zu freuen, als Amerika das volle Recht hat, auf die europäische Einwanderung stolz zu sein.



Feste und Feste.

Den Deutschen, der auf heimischem Boden die heimischen Feste im Kreise seiner Lieben und Freunde gefeiert hat, beschleicht es jedesmal wie ein Weh, wenn er sich in seiner neuen Heimath anschickt, einen Festtag zu begehen. Er weiß sich anfänglich wohl selbst nicht Rechenschaft über dieses Gefühl zu geben. Gewiß, er legt auch hier die Festtagskleider an, läßt vielleicht für den halben oder auch den ganzen Tag die tägliche Arbeit ruhen, Festkuchen und Mittags auch ein Festmahl schmücken seinen Familientisch, vielleicht prangt auch eine Flasche Wein zu Ehren des Tages auf der Tafel und die sinnige Hausfrau hat wohl gar einen duftigen Blumenstrauß dazu gestellt, der das Auge erfreut und das Herz nur noch weicher stimmt. Aber dennoch — dennoch! Eins fehlt ihm, eins vermißt er! Er fühlt bei allem Festgepränge eine leere Stelle in seinem Herzen, und das ist

gerade jene Stelle die bei Gelegenheit der heimischen Feste im alten Vaterlande zum Zerspringen voll war. Das ist die volle Freude am Feste selbst, die schon lange ihren Anfang nahm, noch ehe der Festtag selbst erschien.

Wer kennt hier das Gefühl der Vorfreude? Das still-beglückende innige Gefühl, welches uns mit sinniger Freude den Festtagen entgegenharren läßt! Das wonnige Empfinden, wenn man am Morgen des Festtages erwacht, die Sonne freundlich in's Zimmer scheinen sieht, den Klang der Glocken vernimmt, der feierlich bis in unser Zimmer dringt, und die Seele froher und glücklicher stimmt! Wie anders klingt an so einem Morgen das geschäftige Treiben im Hause, Alles scheint einen helleren, freundlicheren Klang anzunehmen! Und sind gar Kinder im Hause, wie füllen sich bald die traulichen Räume mit lebhaftem lustigem Geplauder mit hellem Lachen und ausgelassener Freude! Sieht man dann aus den blanken Fensterscheiben auf die Straße hinab, wie anders schaut es da aus! Das geschäftige Treiben hat einer Sonntagsruhe Platz gemacht, und über die sonst so lebhafte Stadt liegt eine feierliche Stille gebreitet. Die Festtagsstimmung dringt durch alle Poren in uns ein, wir können uns ihrem Zauber nicht mehr entziehen.

Die Feste hier aber tragen vorläufig noch einen fast gewaltsamen Charakter an sich, sie sind nach außen hin prahlerisch und geräuschvoll, nach innen hin aber lassen sie unbefriedigt und leer! Es ist, als ob ihnen noch die Seele fehlte, oder das warme Gemüth, als ob das Herz noch keinen rechten Antheil an ihnen genommen habe. Man empfindet ihre Feier mehr wie eine Pflicht, der man sich mit möglichster Wahrung des nationalen Anstandes entledigen

muß, nicht aber, als ein Bedürfniß des Herzens, und je lauter man in den Festesrausch einstimmt, beim Hurrahrufen sich heiser schreit, schießt und knallt, das Sternenbanner schwingt und Schwärmer abbrennt, je weniger weiß das Herz davon.

Dank der deutschen Einwanderung ist der Christbaum auch nach Amerika verpflanzt worden, aber ein gut Theil der Weihnachtspoesie hat seinen Weg noch nicht über den rauschenden Ocean gefunden. Der Krämergeist, der alle Schichten der Bevölkerung durchdringt und ansteckend wie das gelbe Fieber wirkt, steht noch immer wie ein Dämon an unserer Küste und sucht dem deutschen Gemüth den Eintritt in das Land zu verwehren. Derselbe Krämergeist tritt auch als unliebsamstes Moment bei allen übrigen hiesigen Festen an die Oberfläche, gestattet zwar ein äußerliches Schaugepränge, raubt ihm aber gleichzeitig jede innere Tiefe und Bedeutung.

Wollte man den Werth der Feste nach ihrem Geräusch bemessen, so stände allerdings Amerika in der Kunst, Feste zu feiern, obenan, denn mit mehr Getöse und größerem Höllenspektakel wird wohl nirgends in der ganzen Welt ein Festtag begangen, als der vierte Juli in den Vereinigten Staaten! Wer aber wollte läugnen, daß die Feste, wie sie das deutsche Volk im eigenen Vaterlande zu feiern versteht, an gemüthvollem Inhalt, stiller Herzensinnigkeit und beglückendender Lust die Vierte-Juli-Feier weit überragen?

Der Grund hierfür ist augenfällig genug. Dort feiert ein Volk seine Feste, die ihm aus altersgrauer Zeit von seinen Vorfahren überkommen sind. Hier stehen sich zahllose Volksarten in Sitten und Lebensanschauungen fremd gegen-

über; dort geht ein gemeinsamer seelischer Zug durch das ganze Land, hier kreuzen und bekämpfen sich die verschiedenartigsten Volkscharaktere. Während dort also ein Fest die ganze Volksseele auf das Innigste berührt, giebt es hier nur Anlaß, daß Alle sich äußerlich zusammenfinden, und das kann nur mit vielem Geräusch und vielem Spektakel verbunden sein.



Sommerabende.

Wenn der heiße August dem kühleren September das Feld geräumt hat, athmet manche Brust erleichtert auf und manche Angst wird aus bedrückten Herzen verscheucht. In jedem Haushalt, in welchem kleine Kinder vorhanden sind, wird der gesunkene Muth sich wieder neu beleben und die ängstlich besorgten Mütter werden mit neuer Hoffnung in die Zukunft schauen. Die größte Vorsicht, die liebevollste Aufmerksamkeit, mit denen man die Kleinen vor dem Einfluß der Hitze zu bewahren sucht, scheitert an der Gluth, die durch die Dächer und Mauern in die Häuser dringt und sich wie lähmend auf die Insassen niedersenkt. Der Tag wird zur Last und die Nacht zur Qual. Trotz offener Fenster und Thüren kein Lüftchen, das die heiße Stirn kühlt und die erschlafften Glieder erfrischt. Unruhig wälzt sich die kleine Gesellschaft auf dem heißen Lager, Schweiß bedeckt die Stirne, der trockene Mund ist halb geöffnet. „Wasser, bitte Mama, Wasser," wie oft ertönt der Ruf, der jedesmal die Mutter aus dem Halb-

schlummer auffahren läßt, durch die Stille der Nacht, und halb zögernd, halb willig reicht sie ihrem Liebling einen vorsichtig zubereiteten Trank, der gierig hinabgetrunken wird. Und der neue Morgen läßt die Leiden von Neuem erstehen!

Aber auch die Großen leiden unter der ausdauernden Hitze. Trotz vielfacher Warnung gießen sie mehr Eiswasser hinab, als ihrem Körper gut thut, ein Bad giebt nur eine augenblickliche Linderung, und selbst das Sitzen auf den Treppenstufen am Abend gewährt keine Erholung, wenn der kühle Windzug ausbleibt. Und doch sind diese Treppenstufen der einzige Platz, an dem tausend und aber tausend Amerikaner ihre sommerliche Abenderholung genießen. Sobald das Abendbrod eingenommen worden ist, öffnet sich die obere Hausthüre und eine aufgeputzte junge Dame breitet einen kurzen Teppich über die Holz- oder Steinstufen. Die übrigen Hausbewohner erscheinen. Den älteren Personen wird der beste Platz auf der kleinen Plattform angewiesen, und die Schaukelstühle werden stundenlang in Schwingungen erhalten. Das junge Volk lagert sich in oft hübschen Gruppen auf den Stufen, das jüngste Volk ergreift von dem Seitenwege Besitz. Besuch erscheint, junge Herren, elegant gekleidet, die eine gewisse junge Dame mit vertraulichem Kopfnicken begrüßen. „Ah, Mr. Flirt“ — ein Versuch, über den Besuch erstaunt zu sein, mißlingt der jungen Dame, welche vielleicht erröthet und dem heimlich Ersehnten einen Platz an ihrer Seite einräumt. Bald erschallt Gelächter und Stimmengewirr. Hier und da glimmt auch wohl eine Cigarrette, seltener eine Cigarre durch die abendliche Dunkelheit. Die Herren verspüren nach und nach grimmigen Durst, aber gute Erziehung läßt sie die Marter wie echte Mär-

tyrer erdulden. Wird dieselbe aber gar zu gewaltig, so richten sie mit einem verbindlichen Lächeln, das aber sehr saurem Boden entwachsen ist, eine Frage an die junge Damenwelt. Es ist eine Einladung zum nächsten Apotheker oder einem „Ice-cream-Salon". Bereitwilligst springen die Eingeladenen empor, bringen mit geschickter Bewegung die Falten und Fältchen ihres Kleides in Ordnung und unter lebhaftem Plaudern bewegt sich die Gesellschaft zur nächsten Apotheke, wo der kalte Strom aus der mächtigen Fontäne vom Morgen bis spät in die Nacht hinein fließt und einen oder auch mehrere „Apothekergehülfen" mit dem Füllen der Gläser beschäftigt hält. Um alles in der Welt würde Mr. Flirt nicht eingestehen, daß er weit lieber ein Glas Lager tränke. Dies Zugeständniß wird er erst später der jungen Dame machen, wenn sie mit Hülfe eines bindenden Knotens Mrs. Flirt geworden ist. Bier und Biergarten — das ist zu deutsch, oder um in der Sprechweise jener Stutzer zu reden — zu „dutchy." Außerdem trifft man ja auch auf dem Heimwege, wenn man die Treppe und die gewisse junge Dame im Rücken hat, noch Wirthschaften genug offen, um das Versäumte nachzuholen, und seine heiße Kehle durch ein Glas Lager zu erfrischen. Oder warum muß es gerade Bier sein? Man sagt, daß das beste Mittel gegen Hitze ein guter Schluck brandy ist, genau so, wie er das beste Mittel gegen die Kälte im Winter ist. Außerdem ist brandy mehr amerikanisch. Also nehmen wir brandy! Ah, das thut wohl, nach dem verflixten „moxie" oder „ice cream soda". Wozu uns die Liebe alles bringen kann! Es ist wunderbar! —

Während ich dies schreibe, steigt ein freundliches Bild in meiner Erinnerung auf! Ich sehe eine deutsche Stadt und

darinnen einen schattigen Garten, von Gasflammen hell erleuchtet! Um saubere Tische haben sich Familien niedergelassen, und höfliche Kellner bringen soeben eine Anzahl schäumende Biergläser herbei. Es sind einfache Bürgersleute da, aber auch Professoren und Gelehrte, Kaufleute und Fabrikanten, Familien, die man zu den „besten“ zählt.

Auch „prominente“? — Gewiß auch prominente!

Es geht lebhaft und lustig zu, aber niemals laut und lärmend. Zwischen den jungen Leuten werden Scherzworte und liebenswürdige Neckereien ausgetauscht, die Herren in gesetzteren Jahren debattiren über Politik oder wissenschaftliche Fragen, und die sorglichen Hausfrauen klagen sich auch wohl, wenn sie die besten Recepte über Eingemachtes ausgetauscht haben, ihre liebe Noth über die immer anspruchsvoller werdenden Dienstboten. Ohne Scheu nippt die junge Dame am schaumbekränzten Kelch, und der „schneidige“ Student kommt seinem Kumpanen einen „Halben“ vor. Ein Hauch von urgermanischer Gemüthlichkeit und Behaglichkeit durchweht das ganze friedliche, lustige Treiben. Neben körperlicher Erholung steht die geistige Erholung. Ein offenes, ehrliches Treiben, aus der die Heuchelei verbannt ist.

„Ah, Mr. Flirt, Sie sollten nach Deutschland gehen, um den Deutschen ihre offene ehrliche Gemüthlichkeit abzulernen! Es mag „dutchy“ sein, dieses heitere anregende Leben, aber ist ein gesundes Leben!“







VI.

Novellistische Skizzen.









Eine Frühlingsfahrt.

Als der Frühling im Jahre zuvor die Bäume mit neuen Blättern schmückte und die Blumen in den zierlich abgesteckten Beeten zum Blühen brachte, da war es noch nicht auf der Welt! Erst als der Herbst mit schwerem Geschütz heranrückte und mit rauhem Winde durch die Blätterkronen fegte, daß das Laub erzitternd und erbebend durch die Lüfte getragen wurde, erst da machte es durch einen kräftigen Schrei der Welt bekannt, daß es ins Leben eingetreten sei. Und dieser Schrei ging wie ein elektrischer Schlag durch die Herzen der Eltern, vor denen sich das Wunder der Menschwerdung zum ersten Male abgespielt hatte. Dies zappelnde kleine Wesen mit der mächtigen Stimme, die wie eine Trompete das ganze Haus alarmirte, war ihr Kind. Die junge Mutter schloß die thränenfeuchten Augen und ein glückliches Lächeln lag auf den ruhigen Zügen, die noch eben vom Schmerze durchgraben waren, und der junge Vater, lachend und weinend zugleich, hielt unbeholfen und ängstlich, als könne er die kleine süße Last zerbrechen, seinen Sohn auf den Armen, und schaute wie träumend in das winzige Gesichtchen hinab, dann übergab er der Wärterin das Kind und beugte sich zu

seiner Gattin und drückte einen herzinnigen Kuß auf ihre Stirn. — —

Das war im Herbst und jetzt war der Frühling wieder da. Sechs volle Monate zählte der junge Weltbürger bereits, und hatte den Herbst und den Winter siegreich überstanden. Dann und wann kam er im Arm der Mutter ans Fenster, das zur Straße hinaus lag, und die Nachbarn, welche ein ungewöhnliches Interesse an dem Aufblühen dieses kleinen Menschen zu nehmen schienen, konnten sich überzeugen, wie zart seine Haut geworden war, und wie er zusehends wuchs und verständiger wurde. Längst hatte er das Lachen erlernt, und wenn ein Bube oder ein kleines Mädchen am Fenster vorüberschritt, dann konnte man den Kleinen wohl aufspringen und mit den kleinen Händen in der Luft agiren sehen und sein Aufjauchzen selbst durch die dicken Scheiben bis auf die Straße hinaus hören. Dann hatte die glückliche Mama alle Mühe, den lebhaften kleinen Schlingel festzuhalten.

Als dann der Schnee von der Straße verschwand, die Sonne wärmer schien und aus dem grauen Rasen frische grüne Halme emporschossen, als der Spatz unter dem Dache der Häuser sein altes Nest auszubessern begann und Federn, Flocken und Strohhalme mit dem bösen Gewissen eines Diebes von der Straße las, als das Lärmen der Kinder im Freien lauter und fröhlicher wurde, und die ersten Feldblumen feil geboten wurden, da wurde auch der kleine Weltbürger zum ersten Male in's Freie geführt.

Natürlich konnte das nicht so ohne Weiteres geschehen, vielmehr wollte es der Stolz der Eltern, daß dies Ereigniß mit einer gewissen Feierlichkeit in Scene gesetzt werde. Eines

Tages wurde ein eleganter Kinderwagen in's Haus getragen und verschiedene Packete, welche die Mama und der Papa von einem gemeinschaftlichen Gange mit heimbrachten, entpuppten sich bei sorgfältiger Oeffnung als ein allerliebster Kindermantel und ein noch viel niedlicheres Kindermützchen. Und während die glücklichen Eltern sich gegenseitig noch über ihre Verschämtheit neckten, mit der sie im Laden die Auswahl getroffen, wurde der kleine Prinz versuchsweise mit den erstandenen Herrlichkeiten geschmückt. Und wie der pausbackige kleine Kerl vergnügt aus seiner weißen Kappe herauslachte und mit den kleinen Aermchen lustig um sich schlug, da schloß ihn erst die Mama und dann der Papa auflachend in die Arme und drückten ihn, bis er sein rothes Mäulchen zum Schreien verzog. Und dann wurden die Vorbereitungen für den großen Moment getroffen. Zuerst wurde der Wagen versucht, ob die Federn auch wirklich leicht genug nachgaben, dann wurden Kissen und Tücher hineingelegt, sorgsam beklopft und geglättet, und dann der Prinz, mit seinen Herrlichkeiten angethan, hineingesetzt. Da saß er nun, in seinem eleganten Korbwägelchen, mit seinen klugen blauen Augen erwartungsvoll und verwundert zur Mama aufschauend, während diese noch immer an ihm herumnestelte, hier ein Kissen zurechtrückend und da einen Zipfel der selbstgehäkelten Decke fester steckend. Endlich war Alles fertig, und die kleine Carawane zum Abmarsch bereit. Ueber das Ziel der ersten Spazierfahrt war man sich längst einig geworden. Es sollte nämlich durch den nahe gelegenen Park gefahren werden. Wer aber würde den Wagen schieben, und wer würde nebenher schreiten? Wer anders als der Papa konnte den Wagen in Bewegung halten, und wer anders als die

Mama durfte nebenher wandeln, um den Kleinen beständig im Auge zu behalten. Die Lösung der Frage schien so einfach und erregte dennoch einen wahren Aufruhr in dem Herzen des jungen Vaters. Hatte er nicht lange zuvor auf das Bestimmteste erklärt, daß er Alles thun wolle, nur nicht Kindermädchen spielen? Hatte er nicht oft die jungen Väter bespöttelt, die mit wahrer Lammesgeduld den Korbwagen vor sich hinschoben, in denen ihr jüngster Sproß, von der frischen Frühlingsluft überwältigt, wohlig ausgestreckt lag und sanft schlummerte? Jetzt, nun das unerbittliche Schicksal auch ihn erfaßt hatte, wo jeden Augenblick die Hausthüre geöffnet werden mußte, um den Wagen in's Freie zu lassen, jetzt entbrannnte ein schwerer, wenn auch kurzer Kampf in seinem Herzen. Das Vorurtheil, welches er aus seiner Junggesellenzeit noch mit herübergenommen hatte und die junge Vaterliebe stritten heftig mit einander, aber als er einen Blick auf den kleinen süßen Schlingel warf, der so glücklich lächelnd dasaß und ihn so schelmisch anzublicken schien, da riß er das kindische Vorurtheil aus seinem Herzen, bat seine Gattin, die Hausthüre weit zu öffnen, und schob den Wagen entschlossen über die Schwelle. Trotzdem aber konnte er nicht umhin, dann und wann rechts und links zu spähen, ob sich nicht vielleicht eine der Nachbarinnen über den jungen Vater amüsirte. Doch da er nichts dergleichen bemerkte, da lachte er über sich selbst, und als gar eine fremde Dame, die an den Wagen vorüberschritt, laut genug äußerte, so daß er es hören konnte, „was für ein hübsches Baby", da wäre er stolz erhobenen Hauptes auch durch die Hauptstraßen der Stadt gefahren. Die Mama war ganz Freude und Wonne und der Kleine nicht minder. Die

milde Luft, die ihn wie Frühlingszauber umfing, der helle Sonnenschein, der auf seiner Decke goldig ausgebreitet lag, das fröhliche Rufen und Lachen der Kinder, die auf den Straßen sich in voller Ausgelassenheit herumtummelten, das Alles erweckte in dem kleinen Kinderherzen eine süße Lust, die es ab und zu aufjauchzen machte. Und jedes Mal, wenn der kleine Kerl sich jubelnd aus den Kissen hob, als wölle er am liebsten hinaus zu den spielenden Kindern, um mit ihnen zu rennen und zu jagen, dann lachte die Mama mit ihm, und dann schlug auch das Herz des Vaters höher. — So erreichten sie den Park und niemals zuvor war den jungen Eltern das Erwachen des Frühlings so beseligend in's Herz gedrungen, als jetzt, nun sie ihr Kind zum ersten Male in die Herrlichkeiten des Frühlings hineinführten. Das Grün des Rasens war ihnen nie so saftig, das Laub der Bäume nie so frisch vorgekommen, und als der Kleine bei einem blühenden Tulpenbeete die Händchen zusammenballte, als wollte er die Blumen gerne erfassen und zerdrücken, da meinten sie, nie zuvor so herrliche Blumen geschaut zu haben. Sie sprachen wenig miteinander, aber um so voller sogen sie den balsamischen Duft der neugeschmückten Erde in sich ein, um so tiefer empfanden sie den Glanz des Sonnenlichts, das durch junge Zweige brach und auf den hellen Kieswegen tanzte! Jetzt fuhren sie den Wagen um den Teich, dessen glitzerndes Wasser ein Schwan in langsamer, vornehmer Bewegung durchzog, da bückte sich die Mama und pflückte einige Butterblumen, die am Rande des Wassers wild gewachsen waren. Der Kleine streckte seine Händchen darnach aus und als die Mama sie ihm mit einem herzhaften Kusse gab, da hielt er sie so fest umklammert,

daß die Stengel sich verbogen. So geschmückt brachten sie ihren Schatz wieder nach Hause, der von seiner ersten Frühlingsfahrt rothe Bäckchen und eine gesunde Müdigkeit mit heim brachte.



Das Mittagsschläfchen.

Wir waren soeben von der Mittagstafel aufgestanden, welche am Sonntage immer einen Gang mehr als an den Wochentagen zu haben pflegt; die natürliche Folge davon ist, daß ich mich nach der Tafel, an welcher es sich — Dank der bewährten Kochkunst meiner Frau — sehr gemüthlich sitzt, stets etwas ungemüthlich fühle, und den Drang nach einem ungestörten wenn auch kurzem Mittagsschläfchen verspüre. „Nur etwa zehn Minuten“, rufe ich meiner Frau zu, die mich vorwurfsvoll ansieht, daß ich von dem freien Sonntag-Nachmittag in selbstsüchtiger Weise zehn kostbare Minuten verschlafen will, und um meinen Worten nach mehr Nachdruck zu verleihen, führe ich zur Bekräftigung einen alten Spruch an, den ich irgendwo einmal in meiner Jugend aufgefangen habe, und der also lautet:

„Nach dem Essen sollst du ruh'n,
Oder tausend Schritte thun!“

„Du kannst doch unmöglich verlangen, liebe Frau, daß ich von dieser Volksweisheit das zweite Mittel anwende? Denke dir einmal, wenn ich hier wie ein Besessener im Zimmer auf- und niederschritte und dabei von eins bis tausend zählte! Ich würde noch müder werden, als ich es

ohnehin schon bin, und du würdest ohne Zweifel nervös dabei werden — also schlafen wir!"

Natürlich habe ich diese längere Rede in einschmeichelndem Tone gehalten, den Arm um die Hüfte meiner liebenswürdigen Gattin geschlungen und ihr zum Schluß einen Kuß auf die Stirn gedrückt.

„Gut", sagte sie darauf, „du sollst dein Mittagschläfchen halten, wenn — wenn du zuvor unsern Kleinen zum Schlafen gebracht hast! Du verstehst das ja besser als ich!"

Das Kompliment, welches diesen keineswegs sehr angenehmen Vorschlag begleitete, läßt mich eine sauersüße Miene annehmen, doch da das ganze Leben, und zumal das Eheleben, auf gegenseitigen Zugeständnissen beruht, so ließ ich mich hier auf einen Kompromiß ein und citirte meinen Sprößling herbei. Der saß am Fenster auf dem Boden und spielte mit seinem Hündchen, das mittelst einer mechanischen Vorrichtung durch die halbe Stube springen konnte, und gerade durch dieses „außergewöhnliche Talent" das Baby am Christabend in heillose Angst versetzt hatte. Jetzt natürlich waren sie längst geschworene Freunde, und als besten Beweis für ihre Unzertrennlichkeit mag der Umstand gelten, daß ich am Tisch nicht nur meinen Sohn zu füttern habe, sondern daß auch „snowy" regelmäßig dabei sein muß und scheinbar seine Portion erhält.

„Will Baby schlafen gehen?" frage ich jetzt den emsigen kleinen Kerl, der sich eben in dem Mechanismus des Spielzeuges vertieft hat und sich alle nur erdenkliche Mühe giebt, ihn außer Ordnung zu bringen."

„No — no — no", kommt es in ängstlichem Tone zurück, und wie erschreckt drückt er sein Hündchen an

sich, als wolle er auch „snowy“ vor dem Schlafengehen beschützen.

„Komm einmal her, mein Liebling!“

Mühsam erhebt sich der kleine Schlingel und wackelt zu mir. Dabei sind seine großen blauen Augen auf mich gerichtet, und zwar mit einem rührenden, fast beschwörenden Ausdruck, der fast noch deutlicher als sein „No, no“ die Abneigung gegen das Schlafengehen verräth. Ich nehme ihn auf meine Arme und lasse ihn ganz allmählich so weit herabsinken, bis sein blondes Köpfchen auf dem linken Unterarm ruht und sein Körper in eine bequeme liegende Stellung gerathen ist. Dabei spreche und lache ich ihm alle Angst aus dem Herzen, lasse mich in einen Schaukelstuhl nieder — und singe!

Jetzt habe ich gesiegt! und meine Frau, die mich von ihrem bequemen Sessel aus nicht ohne Interesse beobachtet hat, schlägt jetzt beruhigt ihren Band Dickens auf und vertieft sich von Neuem in ihre angefangene Lektüre.

Es wird wenige Sänger geben, die auf die Macht ihrer Stimme, den Schlaf hervorzurufen, besonders stolz sind. Ich aber gehöre zu diesen Sängern, und je schneller das Baby in meinen Armen bei meinem Gesange die Augen schließt, eine um so höhere Selbstachtung gewinne ich von meinen Stimmmitteln. Dieser Erfolg, den ich täglich erproben kann, läßt mich über die spitzen Bemerkungen hinwegsehen, die ich hier und da wegen meiner musikalischen Studien zu erdulden habe. Ich lasse mich nicht mehr beirren, seitdem ich einen Zuhörer gewonnen habe, der ganz Ohr ist und meine Kunst besser zu schätzen weiß. Das süßeste Piano, das in lang gezogenen Tönen durch das Zimmer

hallt und welches im Konzertsaale einen rauschenden Beifall verdiente, hier hat es keinen anderen Effekt, als daß mein kleiner Schlingel mich schlaftrunken anblinzelt, leise aufseufzt und endlich die schweren Augenlieder schließt. Ich singe weiter, immer leiser, leiser, und der Schläfer in meinen Armen athmet tiefer und tiefer, die weißen weichen Händchen, welche noch kurz vorher mit meiner Nase spielten, liegen ruhig übereinander.

Jetzt trage ich ihn vorsichtig nach dem Sopha, wo meine Frau ein weiches Lager bereitet hat, lege ihn sanft in das Kissen, decke ihn sorgfältig zu, und schaue aufathmend auf. Da fällt mein Blick auf meine Gattin! Ich muß lächeln, denn auch sie hat mein Lied in Schlummer gewiegt. Was für ein großer Künstler ich bin! Soll ich sie mit einem Kusse aufwecken, oder — nein, nein, noch ehe ich diesen Gedanken ausgedacht, habe ich auch schon ihre Kniee mit einer Decke zugedeckt, und eine naseweise Fliege aus ihrer Nähe verscheucht. Doch eine ganz kleine Teufelei muß ich ihr dennoch spielen. Ich nehme das Buch, das ihren Händen entfallen und lege statt dessen das Kochbuch in ihren Schooß, dann decke ich das Vogelbauer zu, lasse leicht die Vorhänge herab und schleiche auf Zehenspitzen, damit die abscheulichen Stiefel nicht knarren sollen, zum Zimmer hinaus.

Im Parlor ist ja auch ein Sopha, und mit dem behaglichen Gefühle, das kommende Schläfchen vollauf verdient zu haben, strecke ich mich der Länge nach darauf aus, schlage die Arme übereinander und blicke in den Sonnenschein, der durch die dünnen Gardinen hereinleuchtet. Die sonntägliche träge Ruhe, die im Hause und auf der Straße herrscht, legt ihr bleiernes Gewicht auch bald auf meine

Glieder. Der Flug der Gedanken ist eigenthümlich beschwert und sie bewegen sich nur langsam im engen Kreise; endlich scheint sich Alles zu verwirren, Wirklichkeit und Traum greifen in einander, die Glieder scheinen sich aufzulösen, der Kopf sinkt schwer zur Seite — da — war's im Tranm, war's in Wirklichkeit! Hat die Hausklingel angeschlagen, oder habe ich es mir nur eingebildet? Ich habe mich bereits halb aufgerichtet und den Schlaf abgeschüttelt und horche in den Flur hinaus. Im Nebenzimmer rührt sich nichts, und schon will ich mich wieder niederlegen, als der Klang der Hausglocke zum zweiten Male ertönt, aber diesmal mit solcher Deutlichkeit, daß ich mit beiden Füßen zu gleicher Zeit auf den Boden springe. Ich entsinne mich plötzlich, daß das Mädchen ausgegangen ist, und daß ich daher die Thüre öffnen muß. Im Nebenzimmer ist wieder Alles ruhig — der Vogel sitzt traurig auf einer Sprosse seines halbverhangenen Bauers, die Fliege hat sich aus dem halbdunkeln Zimmer in den hellen Parlor geflüchtet, meine Frau hat nur dem Kopf von rechts nach links gewendet, und mein Bube nur stärker aufgeseufzt. Auf Strümpfen gehe ich die Treppe hinab, und ärgere mich, daß dennoch jede Stufe unter meinem Gewichte knaxt und knarrt, und gelange endlich an die Thür. Vorsichtig öffne ich sie und schaue hinaus. Da steht ein brauner Italiener mit grinsendem Gesicht, und hält mir eine Hand voll Bananen entgegen. „Zwanzig Cents das Dutzend!" sagt er in gebrochenem Englisch, ich aber hätte ihn vergiften können. Ich habe nichts gesagt, sondern ihn nur wüthend angeblickt und ziemlich unsanft die Thüre geschlossen. Ebenso behutsam schleiche ich mich dann wieder nach meinem Sopha zurück,

und lege mich unter zahllosen Verwünschungen mühsam zurecht. Ich glaubte, daß es mit meinem Schlafe jetzt vorbei sein würde, daß ich um meine zehn Minuten jämmerlich betrogen worden war. Aber unter Denken und Träumen, Raisoniren und angenehmen Betrachtungen muß ich dennoch eingeschlafen sein. Ein Geräusch schreckt mich in die Höhe. War es ein Kichern oder schalkhaftes Lachen? Ich richte mich in die Höhe und sehe, daß ich ein Buch in Händen halte! Ein Buch? Ich martere meinen Kopf für einen Augenblick ab, wie das in meine Hand gerathen, dann schlage ich den Titel auf und lese: „Die Kunst ein guter Ehemann zu werden!“ Da lache ich hell auf und blicke zur Thüre, hinter welcher meine Gattin, mit dem Baby auf dem Arme, schalkhaft lächelnd hervorschaut. „Das waren schöne zehn Minuten, mein Herr!“ sagte sie, und Baby wiederholt seine letzte vielbelachte Unart, indem es den kleinen Zeigefinger drohend emporhebt und ausruft: „Du, du!“



Der Frühling zu Hause.

Der naßkalte Frühling, welcher dem beschwerlichen Winter gefolgt war, hatte sich endlich auf seine Pflichten besonnen und begann mit vielem Eifer nachzuholen, was er zur großen Unzufriedenheit der ganzen Menschheit bisher versäumt hatte. Wirklich holte er aus seiner reichen Vorrathskammer frisches Grün und bunte Blumen hervor und unter dem fröhlichen Gezwitscher von zahllosen gefiederten Sängern schmückte er die kahlen Bäume und nackten Wiesen.

Doch damit nicht genug, jagte er die düsteren drohenden Wolken vom Himmel, färbte diesen mit tieferem Blau, und verlieh endlich der müden und matten Sonne neue Lebenskraft, so daß sie feurig am Horizont emporstieg und mit heißer Liebesgluth die jungfräuliche Erde anlächelte.

Das ist die Zeit, in welcher es Niemanden zu Hause duldet, in welcher es den Menschen förmlich hinausdrängt, in Gottes freier Natur zu wandeln, und aus dem Werden und Entstehen neue Jugendkraft zu schöpfen, und die Sorgen und Qualen des Herzens zu vergessen.

Das ist die Zeit, in der dem Städter plötzlich die beengenden Mauern, das Getriebe der Straßen und das ihn an's Zimmer fesselnde Tagewerk zum peinigenden Bewußtsein kommen, und in welcher er sehnsüchtige Blicke nach den fliehenden weißen Wolken am blauen Frühlingshimmel wirft, als wollte er mit ihnen in die Weite, in das frischerwachte Leben, in die Freiheit ziehen!

Die Veilchen im Knopfloch, der Fliederstrauß im Glase oder das ärmliche Bäumchen an der Straße, welches wie ein krankes Kind unter trübseligem Lächeln das grüne Sommerkleid angezogen, erwecken plötzlich Erinnerungen in der Brust, welche von Lustfahrten durch grüne schattenreiche Wälder, von lachenden blumengeschmückten Wiesen, duftigen Auen und wogenden Feldern erzählen.

Und mit ihnen steigt eine wunderherrliche Zeit in der Seele empor, die von dem eigenen Frühling erzählt, als das Herz noch jung und wonneberauscht die Blumen des Lebens pflückte und aus dem Murmeln des Baches, dem Flüstern der rauschenden Blätter und dem Wehen des Windes tausend süße Geheimnisse herausklingen hörte!

Ein Schmetterling, der vom Winde verschlagen, ängstlich durch die staubigen Straßen flattert und sich ermattet auf das heiße Fensterbrett niederläßt, auch er zaubert ein Bild hervor, ein Bild in welchem Sonnenschein, Blüthenduft und kindlicher Frohsinn harmonisch sich vereinigen, und über welchem der bunte Falter glückselig und leichtbeschwingt wie die Seele der Jugend schwebt! —

Frühling! — Unverstanden von Jenen, die sein Erwachen nicht in freier Natur belauscht! Unverstanden von Jenen, deren Herz von dem Staube der Stadt, dem Staube der Arbeit und dem Staube der Selbstsucht verschüttet worden ist, so daß der belebende Sonnenstrahl nicht mehr bis zur reinen Empfindung durchzudringen vermag! Unverstanden von Jenen, welche in dem Blühen und Welken nichts anderes erblicken, als einen mathematisch genau zu berechnenden Prozeß, denen es versagt geblieben ist, die Natur mit ihrem eigenen Denken und Fühlen in engste Verbindung zu bringen, und die Poesie derselben nicht verstehen! — Dem Städter aber, der von hohen Mauern eingeschlossen ist, erscheint der Frühling in gar armseliger Gestalt! Und selbst wenn er ihn außen suchen geht, so ist der Weg dahin gar mühselig und beschwerlich. In ihm muß er sich regen, in ihm muß er wachsen und blühen, soll er an ihm nicht spurlos vorüberziehen! —

Ich saß an einem Sonntag Nachmittag an dem offenen Fenster meines „sogenannten“ Studirzimmers und blickte sinnend in die sonnige Frühlingspracht hinaus. Zu meinen Füßen spielte mein kleiner Knabe und neben mir saß meine Frau und lehnte den Kopf an meine Schulter. Wir konnten von unserem Platze aus nicht nur über unseren Hof, sondern

auch über die Nachbarhöfe blicken und bemerkten deshalb, wie aus dem Stalle unseres Onkels ein Wagen hinausgeschoben und ein Schimmel herausgeführt wurde.

„Ach", sagte meine Frau, „Schmidt's werden ausfahren! Wie gut die es haben, so an einem Sonntag Nachmittag im eigenen Wagen eine Spazierfahrt durch den Park zu machen! Wer's doch auch so haben könnte!" Bei diesen Worten seufzte sie leise auf, und verfolgte mit augenscheinlichem Interesse die Proceduren des Anspannens, welche übrigens ohne die geringste Störung vor sich gingen, da der Schimmel ein ebenso harmloses wie bequemes Thier war, und auch nicht mehr zu den Jüngsten seines Geschlechts gerechnet werden konnte.

Doch ehe ich eine Erwiederung machen konnte, erscholl unsere Hausglocke, und bald darauf hörten wir einen hastigen, jugendlichen Schritt auf der Treppe, und in wenigen Augenblicken stand unsere junge Cousine Henriette vor uns.

„Oh, ihr Träumer!" rief sie uns munter lachend entgegen, „was giebts denn wieder zu grübeln hier? Kommt doch ans Sonnenlicht heraus!" Dabei bückte sie sich zu dem Kinde herab, küßte es und hob es auf ihre Arme.

„Es ist mein Ernst," fuhr sie fort, „der Schimmel ist angespannt, und da ist noch Platz genug für Euch alle Drei im Wagen! Wir wollen heute einmal eine Fahrt durch die westlichen Parks unternehmen!"

Meine Frau sah mich mit großen Augen an, als wollte sie sagen, daß die Einladung ihr die Erfüllung ihres Wunsches brachte. Was konnte ich da anderes thun, als dieselbe dankend annehmen, obwohl ich eine Ueberfüllung des Wagens

voraussah, und eine solche zu denjenigen Dingen gehört, welche ich mit zu den unangenehmsten zähle.

Es war nicht viel Zeit zu verlieren, und bald stand ich mit meinem Weibchen zur Ausfahrt gerüstet da. Mit sehr getheilten Empfindungen sahen wir den Schimmel vor unserer Thür stehen, und ich erschrak in tiefster Seele hinein, als ich nicht nur auf dem Bocke neben der lustigen Cousine schon einen kleinen Jungen sitzen sah, sondern als ich gewahr wurde, daß bereits drei weitere Personen im Innern des Wagens Platz gefunden hatten. Doch es hieß natürlich gute Miene zum bösen Spiel machen, und nach verschiedenem Hin- und Herrücken hatten wir uns Beide doch noch glücklich hineingezwängt und die Fahrt konnte beginnen. Unsern Jungen hatten wir glücklicherweise zurückgelassen, und das Letzte, was wir von ihm sahen, war sein zum Schreien verzogenes Gesichtchen am Fenster unseres Hauses. Der Schimmel erhielt eine kräftige Aufforderung zum Tanze, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Es ist mir noch heute ein Räthsel, wie wir Alle darin Platz gefunden haben, aber wenn ich mir die Fahrt in's Gedächtniß zurückrufe, greife ich mir jetzt noch unwillkürlich nach meinen Knieen. Daß übrigens zwei der Insassen noch dem Kindesalter angehörten, erhöhte keineswegs den Genuß der Fahrt, vielmehr wurden gerade sie, durch ihre stets wachsende Unruhe und die Fragen, welche sie mit bewunderungswürdiger Unermüdlichkeit an mich stellten, eine Quelle großen Mißbehagens. Dazu kam, daß die Luft, obwohl beide Seitenfenster herabgelassen worden waren, da drinnen nicht die beste war, und schließlich zeigte sich auch der gute Schimmel nicht frei von Launen. Die lustige Cousine, welche in alle

seine Unarten längst eingeweiht war, sprach mehrmals die Befürchtung aus, daß der Schimmel augenscheinlich an Asthma leide, und daß man ihn deshalb nicht überanstrengen dürfe. „Wenn er nur nicht unterwegs zusammenbricht“, sagte sie einmal mit besorgter Miene, „er benimmt sich heute so eigenthümlich und schnauft so laut!“ Wirklich warf er den Kopf unwillig hin und wieder, schüttelte die krause Mähne, und die stattlichen „Bangs“ auf seiner Stirn und zeigte nicht wenig Lust zuweilen gänzlich stille zu stehen. Doch allmählich fuhren wir in den Garfield-Park hinein, und ich bemerkte, wie die Spaziergänger stehen blieben und lachend dem vollen Gefährte nachschauten!

Es bedarf deshalb wohl kaum der Versicherung meinerseits, daß die Freuden, welche mein Weib und ich uns von der Frühlingsfahrt versprochen hatten, ausblieben, und daß wir uns lieber außerhalb des Wagens wünschten. Ja dieser Wunsch wurde zu heftigem Verlangen gesteigert, als die kleinen Rangen anfingen von den schmalen Sitzen herab- und heraufzuklettern, und ernstlich dafür getadelt, ein gemeinsames Schreiconzert aufführten. Von einem angenehmen Gespräche war selbstredend keine Rede, von Erholung und Erfrischung ebenso wenig, und ich sage nur die Wahrheit, wenn ich erkläre, daß wir Beide herzlich froh waren, als wir zu Hause angelangt, wieder aus dem Marterkasten klettern konnten, und in unsere friedliche, freundliche Wohnung traten.

„Nun“, sagte ich, und sah lachend meine Frau an. Auch sie lachte, kam auf mich zu und erwiderte halb beschämt: „Weißt Du was?“ und nach längerer Pause, „zu Hause ist es doch am besten!“

Der Trieb in's Freie zu wandern regt sich aber im Frühling so gewaltig, daß während der ganzen folgenden Woche von uns allerhand Pläne geschmiedet wurden, wie es am besten zu arrangiren sei am nächsten Sonntag einen neuen Ausflug zu unternehmen, der uns mehr Vergnügen versprach.

Nach vielem Ueberlegen waren wir endlich dahin gelangt, unter uns zu bleiben und eine Straßenbahn zu benutzen, um den größten und schönsten Park im Norden der Stadt zu erreichen.

„Das kann wirklich reizend werden," meinte meine optimistisch angelegte Frau, und klatschte vergnügt in die Hände „Erst durchwandern wir den Park, und dann ruhen wir uns bei „Fischers" aus! Zum Abendbrod können wir wieder zu Hause sein!"

Wirklich kam am nächsten Sonntag unser Plan zur Ausführung. Bald nach dem Essen machten wir uns auf den Weg, bestiegen eine Straßenbahn und fuhren nach dem Herzen der Stadt, um dort zunächst die Kabelbahn zu erreichen. Obwohl es recht heiß war, und kein Lüftchen sich rührte, wollten wir uns das aufkeimende Mißbehagen nicht eingestehen, und harrten geduldig an der Ecke der Randolph- und Dearborn-Straße auf einen Wagen der Kabelbahn. Nachdem zwei oder drei stolz an uns vorübergefahren waren, weil sie keine neuen Passagiere mehr aufnehmen konnten, schlüpften wir endlich in den vierten hinein. Selbstredend war auch hier jeder Sitz genommen, und wir waren gezwungen in dem schwülen Wagen zu stehen, bis der Park erreicht war. Dieser selbst glich einem großen Bienenkorbe, denn nicht nur alle Wege und Stege, Bänke

und Stühle waren von Sonntagsgästen in Feiertagskleidern besetzt, sondern auch auf dem grünen Rasen unter dem Schatten der Bäume lagerten ganze Partien und die großen Lunchkörbe, welche in ihrer Nähe standen, zeigten, daß die glücklichen Menschen schon am frühen Morgen hier hinausgezogen waren, um unter Bäumen und Blumen den Tag der Ruhe zu verbringen. Für uns aber war dieses Gewühl eine herbe Enttäuschung, und gerade das, was wir zu finden hofften, war nicht vorhanden. So schritten wir schweigend nebeneinander, ließen den Strom lärmender geputzter Menschen an uns vorüberziehen, athmeten den Staub der Straße ein und langten innerlich verstimmt in Fischers Garten an. Nur kurze Rast war uns gegönnt, dann mußten wir denselben beschwerlichen Weg wieder zurücklegen, und kehrten endlich matt und müde, weder erfrischt noch erhoben in das stille Paradies unserer Wohnung zurück.

Wenn ich während der folgenden Woche zu meiner Frau von einem Ausfluge sprach, da hob sie nur drohend und schelmisch lächelnd den Finger empor und schwieg. Als aber der nächste Sonntag erschien, und wieder der herrlichste Sonnenschein vom Himmel lachte, da nahm sie mich bei Seite und sagte geheimnißvoll: „Weißt Du, wo wir heute Nachmittag den Frühling feiern werden?" Und als ich sie fragend und erstaunt anblickte, nahm sie meinen Arm und führte mich nach dem Parlor und mit kurzen Schritten trippelte unser kleiner Junge hinterher.

„Hier," rief sie aus und zeigte dabei auf den Platz vor dem großen offenen Fenster, in welches die frische Frühlingsluft hereinwehte. Ich mußte lächeln, denn meine Frau hatte dort ein Plätzchen hergezaubert, das wirklich einladend war

und etwas von der Poesie des Frühlings an sich trug. Auf dem schmalen Balkon vor dem Fenster blühten aus breiten Kästen Pflanzen und Blumen empor, dicht an's Fenster gerückt standen zwei bequeme Stühle und auf einem Tischchen zur Seite lag ein neues gutes Buch, eine angefangene Stickerei und — eine echte Havanna. „So, mein Herr," sagte sie im übermüthigen Tone, „wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen, und die „La Toscana' versuchen?"

Und als ich mich behaglich in dem Schaukelstuhl ausstreckte, die herrliche Luft ohne Staub vermischt, einathmete, neugierig nach dem Titel des Buches blickte und mit der La Toscana liebäugelte, da stieg ein Strom glückseliger Befriedigung in mir auf. Ich beugte mich zu meinem Weib hinüber, welche die Stickerei bereits zur Hand genommen hatte und zu deren Füßen unser Liebling mit den Bauklötzchen spielte, sah sie zufrieden an und sagte mit vollster Ueberzeugung: „Zu Hause ist es wirklich am besten!"



„Um der Mutter willen."

Heinrich saß in seiner Werkstätte und nähte fleißig. Er war zufriedenen Sinnes dabei, denn er pfiff ein munteres Lied, und schaute ab und zu mit vergnügtem Lächeln aus seinem Fenster hinaus, von welchem er seinen Blick über das Häusermeer der Stadt schweifen lassen konnte. Und er hatte ein Recht zufrieden und glücklich zu sein. Erst seit sechszehn Monaten im Lande, war es ihm durch unermüdlichen Fleiß und Ausdauer gelungen, sich eine schöne Stellung in

einem großen Kleidergeschäft zu erringen, für das er stetige und lohnende Arbeit zu verrichten hatte. Ließ er auch oft seine Gedanken in tiefer Sehnsucht nach seinen geliebten heimathlichen Schweizerbergen wandern, so fühlte er doch, daß er seinem neuen Vaterlande unermeßlichen Dank schuldig sei, und die Hoffnung in nicht zu langen Jahren mit wohlgefülltem Beutel in die Heimath zurückzukehren, trug das ihrige dazu bei, den guten Muth des fleißigen Schneiders zu erhöhen.

Da klopfte es an sein.r Thüre, und ohne seinen Ruf abzuwarten, wurde dieselbe hastig geöffnet und eine zerlumpte mit Schmutz bedeckte Gestalt taumelte hinein. Heinrich fuhr erschreckt von seinem Platze auf, er richtete forschend seinen Blick auf den Eindringling, dann stieß er, plötzlich bleich werdend, und die Hände wie beschwörend erhebend, die Worte aus: „Johannes, bist Du es, mein Gott, wie siehst Du aus?" Der Angeredete war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben und stierte Heinrich mit glanzlosen weitgeöffneten Augen an. Sein Gesicht war unnatürlich geröthet und um seinen Mund lag ein verlegenes Lächeln. Der scharfe Geruch aber, der ihm entströmte, ließ nur zu bald errathen, welchem Laster der Eingetretene fröhnte.

Er steckte jetzt seine Hände in die Taschen seiner schmutzigen Beinkleider, und den großen weichen Filzhut schief auf den struppigen Kopf gedrückt, begann er mit heiserer Stimme:

„Ja, ich bin es, Bruderherz! Hatte Sehnsucht nach Dir, weißt Du! Hielt schwer genug, Dich zu finden! Doch da bin ich!"

Und da Heinrich immer noch wie sprachlos seinen Bruder mit schmerzlichem Ausdrucke betrachtete, fuhr derselbe, ihn schärfer fixirend, fort:

„Weshalb sprichst Du denn nicht? Bin Dir wohl nicht fein genug! Kann allerdings nicht so aufgeputzt sein, wie ein Schneiderlein!“ Und er versuchte zu lachen, aber seine schwere rothe Hand fuhr reibend über die Stirne, als wollte er durch diese Bewegung aufsteigende drückende Gedanken verscheuchen. Heinrich war ihm jetzt näher gegangen, ergriff seine rechte Hand und ihn zugleich bei der Schulter fassend, sah er seinem Bruder tief bewegt in die Augen.

„Johannes,“ sprach er ruhig, „so hälst Du Dein Versprechen? So kommst Du wieder? Oh, vermag der Gedanke an Deine arme trauernde Mutter Nichts mehr über Dich?“ Johannes Augen irrten zu seinem Bruder hinüber, als sie aber wie halb verstört den klaren mit so tiefem Schmerz auf ihn ruhenden Blicken seines Bruders begegneten, senkte er schnell seinen Kopf und schwieg. Dieser zog ihn zu einem Stuhl, und als Johannes darauf Platz genommen hatte und wie verlegen seinen Filzhut in den Händen drehte, sprach Heinrich weiter: „Vergißt Du, Johannes, was Du ihr versprochen, als sie weinend an Deinem Halse lag und Abschied von Dir nahm? Vergißt Du, daß Du als ein besserer Mensch zu ihr zurückkehren wolltest, um ihr die letzten Tage ihres schwergeprüften Lebens zu versüßen? Vergißt Du, wie viele Thränen Du ihren Augen entlockt hast, als Du leichtsinnig Deine besten Jahre verpraßtest? Ja, Du hast es vergessen,“ fuhr Heinrich mit erhobener ernster Stimme fort, und sein flammendes Auge blickte vorwurfsvoll auf die zusammengekauerte Gestalt seines unwürdigen Bruders herab. „Du hast es vergessen! Statt hier ein neues Leben mit Energie anzufangen, sinkst Du nur tiefer von Stufe zu Stufe hinab! Statt Deine Kräfte zu gebrauchen, die eine gütige Vorsehung



Dir reichlich gegeben, vergeudest und mißbrauchst Du sie! Gesindel ist Deine Gesellschaft, und in unmäßigem Trunke erstickst Du die besseren Gefühle, die sich noch in Deinem Herzen regen. Oh Gott, meine arme Mutter, wenn sie Dich so jetzt sähe!" Heinrich legte die Hand in schmerzlicher Bewegung auf sein blasses Gesicht. Johannes aber fuhr zusammen, er drehte seinen rothen Kopf zur Seite, und seine Gesichtsnerven zuckten. Seine blauen Lippen bewegten sich konvulsivisch, kein Laut aber wurde hörbar. Endlich schluckte er die aufsteigende Bewegung hinunter und, aufspringend, trat er auf seinen Bruder zu und sagte mit jenem rauhen Tone, den leichtsinnige, verkommene Menschen anschlagen, um sich über jede innere bessere Regung hinwegzuhelfen: „Was soll das Geschwätz, Bruder? Du gehst Deine Straße und ich die meine! Ich bin nicht immer so! Weißt Du! Traf gerade gute Freunde, da wurde Wiedersehen gefeiert, weißt Du! Und — und —". Er stockte. In Heinrichs Herzen stieg eine tiefe Bitterkeit auf. Wie oft hatte er ihm aufgeholfen, wie oft beschworen, endlich das lüderliche Leben aufzugeben. Wie oft hatte er sich gesagt: „Das soll das letzte Mal sein, daß du dem Unwürdigen die helfende Hand entgegenstreckst," aber immer wieder klang eine mahnende Stimme in ihm, welche ihn immer wieder weich werden ließ, und diese Stimme rief ihm leise und klagend zu: „Um der Mutter willen!" Auch jetzt wieder erklang jene Mahnung in seiner Brust. War er doch der Liebling der Mutter gewesen, an den sie mit voller Liebe gehangen, und dessen Fehler sie nicht müde wurde zu entschuldigen.

„Du stockst," sprach Heinrich in kurzer hastiger Weise, „Du brauchst Geld! Wo wohnst Du?"

„Im Union Hotel,“ antwortete der Gefragte leicht hin.

„Laß uns hinüber gehen, ich will Deine Schuld dort bezahlen; aber —“ und er erhob seine Hand und jedes Wort stark betonend, fuhr er fort: „es ist das letzte Mal, daß ich Dir helfe, so wahr mir Gott helfe!“

Ueber Johannes rohe Züge flog ein spöttisches Lächeln. Als sein Bruder dies bemerkte, stieg es heiß in ihm auf, aber er bezwang sich, und sprach weiter:

„Gehe in's Nebenzimmer, da findest Du Wasser und Seife, wasche Dich und reinige Dich zuvor, ich will Dir reine Kleider geben!“ Und während sein Bruder sich mürrisch in das angewiesene Zimmer schob, ging Heinrich mit dem tiefgebeugten Herzen einer Mutter, zu einem Schranke, suchte mit zitternder Hand reine Wäsche und einen noch guten Anzug hervor, legte Stück für Stück über den Arm und schritt leise in das Nebenzimmer.

„So,“ sagte er kurzweg, legte die Sachen auf einen Stuhl und ging in's Wohnzimmer zurück. Hier fiel er wie ermattet in einen Stuhl, und die Augen halb geschlossen, flohen seine Gedanken weit über das Meer nach seiner Heimath, zu seiner Mutter. Er sah die Zeit des Abschieds wieder, er sah die Zeit seiner Kindheit wieder.“

Johannes, sein älterer Bruder, war ihr Liebling, so sehr sie sich auch bemühte, ihre Gefühle dem zweiten Sohn nicht zu verrathen. Und während er still bei ihr saß, ihre Hand haltend, oder ihr vorlesend, und sich immer mit Zärtlichkeit an sie drängte, trieb sich Johannes, der wilde Knabe, im Freien herum und fragte nicht viel nach Mutter und Bruder. Und doch liebte sie ihn über Alles.



Und später, als die Söhne heranwuchsen, und Heinrich ein Handwerk erlernte, und seinen schmalen Verdienst mit der Mutter theilte, die Abende bei ihr verweilte, und Sonntags mit ihr zur Kirche wanderte, da war Johannes in die Welt gezogen, war Kaufmann geworden und hatte seinen Verdienst verpraßt. Kaum daß er Briefe nach Hause schrieb, und wenn solche einliefen, enthielten sie Klagen über sein Schicksal. Da sandte sie ihm, die gute schwache Mutter, die sauer ersparten Nothpfennige, damit er sie in schlechter Gesellschaft verjubelte und vertrank! Und doch liebte sie ihn über Alles!

Jahre kamen und gingen! Heinrich sah, daß er im alten Vaterlande mühselig leben mußte und nichts vor sich brachte, er beschloß, sein Glück in Amerika zu versuchen, um nach Jahren, wenn ihm dasselbe hold gewesen sein sollte, zurück in die Arme seiner Mutter zu kehren! Johannes weilte gerade zu Hause, als Heinrich seinen Plan faßte, und da er Nichts in der alten Welt zu verlieren noch zu gewinnen hatte, entschloß er sich schnell und leichtsinnig, mit ihm zu gehen. Da kam der Abschied.

„Ich bin fertig," unterbrach der eintretende Johannes das Sinnen seines Bruders und stellte sich dicht vor ihn hin. „Es ist doch ein behagliches Gefühl, so in reiner Haut zu stecken!" sagte er mit zufriedenem Lächeln, und seinem Bruder die Hand entgegenstreckend, fuhr er mit einem Anflug von Dankbarkeit fort: „Bist doch ein guter Kerl, Heinrich!"

Welch Unterschied in den beiden Brüdern! Dort das ruhige leidenschaftslose Gesicht Heinrichs, auf welchem neben den Spuren anstrengender Thätigkeit, die Herzensgüte aus-

gebreitet lag. Hier das aufgeschwemmte, von allen Leidenschaften durchwühlte Angesicht des Bruders, aus dem Lüsternheit, Rohheit und das Laster der Trunkenheit starrte.

„Laß uns gehen, ich habe wenig Zeit zu verlieren," entgegnete Heinrich kurz, und öffnete die Thüre. So gingen sie stumm dahin, zum Union Hotel, wo Heinrich die Schuld bezahlte und seinem Bruder ein Essen reichen ließ. Dann händigte er ihm noch eine bescheidene Summe ein und sagte, unwillkürlich weich werdend: „Das ist das Letzte, was ich für Dich thue, Johannes, ich gebe es Dir mit der inständigsten Bitte, daß Du Dich bessern mögest. Komme nur zurück zu mir, wenn Du ein anderer Mensch geworden bist, der im redlichen Streben und in ernster Arbeit die Thorheiten der Vergangenheit ausgelöscht hat. Ich beschwöre Dich, ich bitte Dich — werde ein anderer Mensch — um der Mutter willen!"

Sie trennten sich, aber während Heinrich kummervollen Herzens heimkehrte, stand Johannes noch lange an einen Laternenpfahl gelehnt und starrte vor sich hin. „Um der Mutter willen!" Dies in so flehendem Tone zu ihm gesprochene Wort klang ihm in den Ohren und stieg langsam hinab in sein verstocktes aber nicht schlechtes Herz. Dort setzte es sein schweres, langsames Blut in Bewegung, von dort trieb es die Thränen in seine glanzlosen Augen. Ja, Thränen kamen in diese Augen! Aber er schämte sich derselben. Halb ärgerlich fuhr er mit dem Aermel über das Gesicht und suchte in seiner Hosentasche nach einem Tuche. Da klingelten die Geldstücke, welche sein edler Bruder ihm als letzten Zehrpfennig gegeben, laut zusammen, und dieses Geklingel stahl den letzten Rest seiner guten Regung hinweg. Er

richtete sich auf und schritt die Straße hinab. Wie mechanisch zog es ihn zur ersten offenen Schenke. Und er trank seine Erinnerungen, seine besseren Gefühle, sein Andenken an seine arme alte Mutter, mit Branntwein hinab. Vom Wirthe zur späten Stunde aus dem Lokal auf die Straße geworfen, wankte er, der Liebling seiner Mutter, durch die dunkle Stadt, keines Gedankens mehr fähig, als nur das brennende thierische Verlangen, mehr von dem Feuergift zu trinken, im Busen mit sich schleppend. So langt er unbewußt an den Fluß, er sieht nicht die bewegten Wellen, die wie grollend auf- und niedersteigen. Er hört nicht ihr vorwurfsvolles Flüstern und Rauschen — blindlings tappt er vorwärts — nur noch einen Schritt — halt ein! Unglücklicher — zu spät! Die Wellen schlagen laut zusammen, die Wassertropfen spritzen hoch empor, ein dunkler Körper taucht noch einmal an die Oberfläche auf, große Wasserringe verlaufen in immer weiteren Kreisen, Blasen steigen empor, — dann rollen die Wellen auf und nieder wie zuvor, und ihr Rauschen und Flüstern verräth nicht, daß auf dem Grunde ein Todter liegt, der Stolz seiner fernen Mutter, der Liebling seiner armen Mutter!

Nach einigen Tagen aber warfen die grollenden Wellen den Leichnam, als wollten sie den ungerathenen Sohn nicht weiter mit sich führen, an's Ufer, und aufgefischt, wurde die Leiche in die öffentliche Leichenschau- und Bestattungs-Anstalt geschafft.

In den Zeitungen erschien am anderen Tage eine kurze Notiz, daß im Flusse die „Leiche eines unbekannten Mannes" gefunden worden wäre, der nach Aussage des Doktors in trunkenem Zustande verunglückt sein mußte. Eine ungefähre Beschreibung des Körpers war hinzugefügt.

Auch Heinrich las diese Notiz, und sein heftig schlagendes Herz ließ ihn ahnungsvoll errathen, daß jener Unbekannte sein Bruder sei.

Eiligst machte er sich gegen Abend auf den Weg nach dem Gebäude und stieg mit angstvoller Beklemmung die Treppe zum Raume empor, in welchem die Leichen der Verunglückten ausgestellt werden.

Er trat zögernd in den halbdunkeln Raum, in welchem drei Männer soeben damit beschäftigt waren, einen Leichnam in eine Eiskiste zu legen. Er schauerte zurück — sollte das sein Bruder sein? — ein angstvoller schneller Blick aber überzeugte ihn, daß er es nicht war. Die Gleichgültigkeit, ja fast Rohheit, mit welcher diese Menschen den todten Körper eines Verunglückten behandelten, machte ihm das Herz erstarren! So wird auch die Leiche Johannes unter ihren Fingern gefühllos hin und hergeworfen worden sein, so wird auch, während sie dieselbe abwuschen und für die Bestattung zurecht machten, gelacht und roh gescherzt worden sein, und keine Fiber in ihrer Seele wird sich mitleidsvoll geregt haben! Oh, Mutter, arme ferne Mutter, wie würdest Du über den todten Leib Deines Lieblings hingesunken sein, und wie hättest Du sein Gesicht mit Deinen Thränen benetzt! Wie hättest Du auf den Knieen vor ihm gelegen, der Dir im Leben so viel Kummer und Schmerz bereitete, und hättest an Nichts gedacht, als daß es Dein Kind gewesen, Dein Fleisch und Blut, das hier jammervoll zu Grunde ging. „Bei Gott", fluchte einer der Leichenbestatter, „der Körper ist schwer, als hätte er Steine im Magen." Die Anderen lachten, hoben kräftig mit an, und die Ueberreste eines Menschen, bei dessen Eintritt in die Welt eine junge Mutter

vielleicht selige Thränen geweint hatte, wurden auf Eis niedergelegt, mit einem schmutzigen Leinwandtuch flüchtig beworfen, und dann ein Holzdeckel darüber gelegt. Heinrich hatte starr dem Prozesse zugeschaut, seine Blicke hatten sich in die Züge des blassen, nicht unschönen Gesichtes des Todten versenkt, er fühlte ein unbeschreibliches Weh in seinem Herzen aufsteigen. „Das ist das Ende so mancher Hoffnung", flüsterte er leise für sich hin, dann, die sich schwer auf ihn niedersenkende Traurigkeit mit Gewalt abschüttelnd, wandte er sich an den ältesten der Männer und fragte, ob er die Leiche des unbekannten Mannes sehen könne, welcher gestern im Flusse gefunden worden wäre.

„Wer sind Sie?" fragte der Andere mißtrauisch zurück.

„Wer ich bin, thut vorläufig Nichts zur Sache," antwortete Heinrich mit schwerer Zunge, „ich vermuthe — ich fürchte aber, daß ich den Todten kennen werde!"

„Sie können ihn nicht sehen," erwiderte der gefühllose Mann mit rauher Stimme. „Die Leiche ist bereits unkenntlich. Hat ihr Bekannter einen Backenbart getragen?"

„Ja," kam es angstvoll von Heinrichs Lippen.

„Hm, hm," machte für einen Augenblick nachsinnend, der Leichenbestatter. „Laß sehen! Wissen Sie, was für Kleider er zuletzt getragen hat?"

„Ja," sagte Heinrich schwer aufathmend.

„Bring die Kleider des Ertrunkenen herüber," befahl der Mann einem der Gehülfen, und die Lampe auf den Holzdeckel der Eiskiste setzend, in welcher der Verunglückte im ewigen Schlummer lag, breitete er einen ganzen Haufen Kleider vor Heinrich aus.

„Hier sind die Schuhe,“ erklärte er, und reichte ein Paar schmutzige grobe Schuhe herüber, deren Sohlen zerrissen und deren Oberleder an mehreren Stellen zerplatzt war. Heinrich vermochte es nicht, sie anzufassen, mit verhaltenem Athem ruhte sein forschender Blick nur darauf und sein Gesicht war blässer als zuvor.

„Ich weiß nicht, ob dies die Schuhe sind, die mein Bekannter getragen hat, — zeigen Sie mir seine Kleider!“

„Hier, das ist sein Hemde! Und hier sind seine Kleider!“

Heinrich griff unwillkürlich nach dem Hemde, dasselbe war noch naß und von gelbem Wasser schmutzig gefärbt, aber er fand, was er suchte!

Da stand mit rothem Garn ein Buchstabe eingezeichnet, ein Buchstabe, den die Hände seiner Mutter selbst eingezeichnet hatten, als er sich zum Abmarsch nach Amerika rüstete!

So war es wahr! Johannes war ertrunken! Und ruhte vielleicht dort in der dunklen Ecke, in welcher eine andere Eiskiste stand, aus der in einen Untersatz die Tropfen Wassers hernieder rieselten, mit leisem klingendem Geräusch, das ihm aber wie die Klage eines gebrochenen Mutterherzens in den Ohren erklang!

„Oh, mein Gott!“ stieß er erbleichend hervor, und schloß die Augen. Seine Hände zitterten und ein Schwindel erfaßte ihn.

Er griff mit den Händen in die leere Luft, wie um einen Anhalt zu suchen, und sank in die Arme des herbeispringenden Leichenbestatters.

Heinrich erholte sich bald, und nachdem er noch dem Leichenbestatter seine Adresse eingehändigt, und ihm mitge-

theilt hatte, daß er für das Begräbniß des unbekannten Mannes sorgen würde, verließ er mit matten Schritten das Haus.

Als Alles längst vorüber war, und das Gras über dem Hügel, unter welchem Johannes Friede gefunden hatte, kräftig emporwucherte, entschloß sich Heinrich endlich, seiner Mutter den Tod ihres Lieblings mitzutheilen. Soll es ihm als Sünde angerechnet werden, daß er seinen Bericht nicht wahrheitsgemäß schrieb? daß er das Leben des Verstorbenen nicht der Wirklichkeit gemäß zeichnete? daß er über die Art seines Todes einen Schleier zog? Nein! Gewiß nicht! That er es doch nur „um der Mutter willen!"



Die verachtete Feder.

Es war einmal an einem Weihnachtsabend, da saß in seinem bescheiden eingerichteten Stübchen Einer von denen, die ihren Beruf verfehlt haben, hatte die Hände in seinen buschigen Haaren vergraben und starrte mit finster zusammengezogenen Brauen in die Flammen des Kaminfeuers. Draußen sank der Schnee in großen Flocken langsam auf die Erde herab und fußtief war er schon in den Straßen der Stadt angehäuft. Aber heute gab es nur Wenige, die draußen zu thun hatten, denn in den Häusern war die helle Weihnachtsfreude eingekehrt, und hielt Alt und Jung um den brennenden Christbaum versammelt.

Johannes aber blieb von dieser Freude ausgeschlossen. Fern von der heimathlichen Scholle blieb ihm nichts, wie

die Erinnerung an frühere glückliche Christabende, die er im Kreise seiner Lieben gefeiert, und diese Erinnerungen, so süß sie auch sein mochten, bargen doch einen scharfen Stachel, der sich tief in sein trauriges Herz senkte. Was ihn aber so finster die Brauen zusammenziehen machte, war nicht allein das Gefühl der Vereinsamung, die seine Seele beschlich, sondern die Erkenntniß, daß er noch immer so weit von dem Ziele seines Ehrgeizes war, welches ihm einst so leicht erreichbar erschienen war. Er wollte sich mit Hülfe seiner Feder zu einem berühmten Manne machen. Das hatte er seinem Mütterchen versprochen, als er die Feder zu seinem Handwerkszeug ersah, und das hatte er auch der blonden Magdalene versprochen, als er ihr den bräutlichen Kuß auf ihre rothen Lippen drückte. Die guten Frauen hatten ihm vertraut! Und jetzt? Alles, was er bis jetzt erreicht hatte, war die Stelle eines Mitarbeiters an einer größeren Zeitung, in der er über Tagesereignisse lange Berichte abfassen und in möglichst pikante und anregende Form bringen mußte. Und über diese anschwellende Tagesarbeit blieb die Arbeit für die ruhmvolle Zukunft liegen. Tausend Pläne, welche sein ewig arbeitendes Gehirn schmiedete, und welche, wenn sie zur Ausführung gelangt wären, ihn gewiß zum berühmten Manne gemacht haben würden, blieben unter dem Staub der Tageslasten liegen und veralteten. Romane und Novellen blieben ungeschrieben, Dramen und Lustspiele im Kopfe des Poeten. Oft überkam es ihn, als müßte er die unglückselige Feder in Stücke brechen, die ihn an sein Pult gefesselt hielt, aber einmal hielt ihn die liebe Gewohnheit und ein andermal der Hunger von seinem schnellen Entschlusse wieder zurück.

Und auch jetzt starrte er die kleine stahlgespitzte Feder gehässig an, die vor ihm auf dem Tische lag, und der alte Groll gegen sie, die ihn doch vor Noth und Sorge schützte, flammte in seinem verwundeten Herzen auf. Schon griff er in blindem Zorn nach ihr, um sie in die rothen Flammen zu werfen, da geschah etwas, was ihn vor Schreck und Staunen wie gebannt hielt. Das Fenster seines hochgelegenen Stübchens öffnete sich, und die weißen Flocken wirbelten lustig in's Zimmer. Zu gleicher Zeit aber verbreitete sich ein wunderbarer Glanz um ihn, und als er die erstaunten Augen weit öffnete, erblickt er einen richtigen Weihnachtsengel, der eine Friedenspalme in der weißen Hand trug und ihn freundlich mild anlächelte. Noch ehe er sich von seinem Staunen erholt hatte, stand der Engel, nachdem er das Fenster wieder geschlossen hatte, vor ihm, blickte ihm tief in die Augen und begann also zu sprechen:

„Armer Thor, was quälst Du Dich mit trüben Gedanken an diesem Tage der Freude und der Lust? Warum füllst Du Dein Herz mit tiefer Trauer und heftigem Zorn, während die Glocken von den Thürmen das Fest der Freude verkünden? Auch Du bist berufen, an dieser allgemeinen Freude Theil zu nehmen! Reiße nur entschlossen das Unkraut des Ehrgeizes aus Deinem Herzen und lerne die Feder achten und lieben, die Du noch eben im Zorne zerstören wolltest!“

Und als Johannes von seinem Sitze emporschnellte, um in voller Erregung sich von Allem, was sein Herz seit Jahren beschwerte und belastete, frei zu machen, da beschwichtigte ihn der Engel mit einer abweisenden Handbewegung und begann von Neuem also zu sprechen:

„Ich bin noch nicht zu Ende! Ich will Dir vielmehr zum Christgeschenke eine kleine Geschichte erzählen, die sich vor vielen, vielen Jahren im fernen Osten abgespielt hat, und die Dich vielleicht von Deinem falschen Wahne heilen wird. Höre also:

„In einem mächtigen Lande, wo Palmen und Oliven gedeihen, herrschte einmal ein König, der Kunst und Wissenschaft unter seinen besonderen Schutz nahm. An allen Orten des blühenden Landes wurden Museen und Hochschulen errichtet, und unter den jungen Männern entstand ein wahrer Wetteifer, sich vorzuthun, um mit dem Lorbeer dereinst gekrönt zu werden. Unter den Ehrgeizigsten befanden sich drei muntere Knaben, die schon ihrer leiblichen Schönheit wegen überall auffielen. Der älteste von ihnen hatte blonde Locken und einen sinnigen Zug in seinem schönen Antlitz. Der zweite sah schalkhaft aus und war stets mit einer schlagfertigen, witzigen Bemerkung bei der Hand. Der dritte endlich hatte ein großes klares Auge, mit dem er entschlossen in die Welt blickte. So verschieden sie aber beanlagt zu sein schienen, darin waren sie sich völlig gleich, nämlich in dem rastlosen Streben zu lernen und ihre Mitschüler zu überflügeln. Die Mutter dieser Knaben stammte aus dem Geschlechte der Feen, und die Feenkönigin hatte ihr versprochen ihren Söhnen am zwölften Geburtstage ein ganz besonderes Geschenk zu überbringen.

„Als nun dieser wichtige Tag erschien, führte die Mutter ihre Söhne nach einem abgelegenen Palmenhain, und rief die Feenkönigin herbei. Diese kam auch wirklich und hielt ein goldenes Kästchen in ihrer Hand. Als sie den Deckel emporhob, sahen die neugierigen und erregten Knaben drei

Federn und drei Fläschchen darin liegen. „Hier", sagte die gütige Fee, übergebe ich Jedem von Euch eine Feder, durch welche ihr Euch unter Euren Mitmenschen bekannt und berühmt machen werdet. Dazu bedarf es aber einer besonderen Flüssigkeit, in welche ihr Eure Federn tauchen müsset Seht her, hier habe ich drei Fläschchen, bis oben mit einer geheimnißvollen Flüssigkeit angefüllt. Wählt selbst, in welche von ihnen Ihr Eure Federn tauchen wollt, und Ihr habt, Euer Schicksal selbst bestimmt!"

„Mit leuchtenden Augen blickten die drei Knaben auf die geheimnißvollen Fläschchen, und hielten ihre Federn zum Eintunken bereit. Der älteste konnte sich nicht mehr von dem goldigen Glanze des ersten Fläschchens losreißen, der aus demselben ihm entgegen fluthete und mit lächelndem Munde tunkte er die Feder tief in die goldschimmernde Tinte. Der zweite blickte überlegend von einem Fläschchen zum andern. Sein Auge aber wurde von dem grünlichen Schimmer des zweiten Fläschchens immer stärker angezogen, und als er seine Feder in den Hals desselben steckte, flog ein triumphirendes Lachen über seine Züge. Der dritte endlich schaute mit klarem Blicke auf die drei Fläschchen und da er im Innersten seines Wesens gegen alles Flitterhafte eine geheime Abneigung empfand, so entschloß er sich für die schwarze Flüssigkeit, und netzte seine Feder damit. Kaum war das geschehen, so war auch die gütige Fee wieder verschwunden, und froh ihres Besitzes zogen die Knaben heim und arbeiteten fleißiger denn zuvor. Und wie das so zu gehen pflegt, wurden sie bald in der Welt verstreut und Jeder hatte mit sich selbst genugsam zu thun, um sich einen Weg durch die vielverschlungenen Pfade des Lebens zu bahnen. Der

älteste von ihnen zeigte immer mehr und mehr hohe dichterische Begabung, ja seine intimsten Freunde nannten ihn ein Genie. Aber weil er Alles im Leben nur von der idealsten Seite angesehen wissen wollte, wurde er immer einsamer und menschenscheuer, denn auf Schritt und Tritt fühlte er sich durch die rauhe Außenseite des Lebens verletzt. Er schrieb und dichtete mit der goldenen Feder ohne Unterlaß, aber es wollte ihm dennoch nicht gelingen auf einen grünen Zweig zu kommen, und enttäuscht und gebrochenen Herzens sank er eines Tages todt in seinen Schreibsessel zurück. Da erst erkannte die Welt, was sie an ihm verloren, und überall regte es sich, dem verstorbenen großen Dichter Ehre zu erweisen, und auf dem Hauptplatze der Residenz prangte bald seine Gestalt in Marmor ausgehauen. Der Zweite war inzwischen auch nicht müßig gewesen. Seine grünlich schimmernde Feder flog rastlos über das Papier und sobald ein Bogen davon unter die Leute kam, lachten sie und schüttelten die Köpfe zu gleicher Zeit. Solche beißende, scharfe und witzige Dinge hatte man lange nicht gelesen, und so lange sie nicht auf sie selbst gemünzt waren, amüsirten sie sich darüber und nannten den Verfasser einen geistreichen Kopf. Aber bald fingen sie an zu schelten und zu murren, denn der geistreiche Kopf verschonte keinen Menschen und kein Ding auf Erden. Ueberall wußte er die schwachen Punkte herauszufinden, und hier schlug er wie ein Vogel, der auf Raub ausgeht, seine spitzigen Krallen ein, und legte die Wunden bloß. Was kommen mußte, das kam sehr bald. Man mied den schonungslosen Gesellen, der erst mit den Menschen, dann mit sich selbst zerfiel und ein ruhmloses Ende fand. Als seine irdischen Ueberreste zur letzten Ruhe-

stätte gebracht wurden, da folgte ihm Keiner, der eine aufrichtige Thräne im Auge hatte. Der Dritte endlich blickte weder nach oben, noch nach unten, sondern immer nur geradeaus. Auch er war fleißig, aber er stellte seine schwarze Feder in den Dienst des Tages. Was gut war, das unterstützte er, was böse, das verdammte er. Für die Rechte des Volkes trat er ebenso tapfer ein, wie für die Rechte der Krone. Alles was gerecht war, fand in ihm einen treuen Anwalt und Beschützer. Und so kam es, daß er allmählich in der Achtung und Liebe seiner Mitbürger stieg, daß aus seiner täglichen schweren Arbeit ihm das echte Glück und der echte Frieden erwuchs. Man überhäufte ihn mit Aemtern und Würden, und als er hochbetagt für immer seine treue Feder aus der Hand legte und sanft hinüberschlummerte, da trauerte das ganze Land um ihn, und reich und arm, hoch und niedrig gab ihm weinend und jammernd das Geleite. In den Herzen der Menschen aber, für welche er gearbeitet und gestritten, war ihm ein herrliches Denkmal errichtet."

Der Engel schwieg, lächelte freundlich und legte die zarten Fingerspitzen wie segnend auf das Haupt des Horchenden. Dann senkte er für einen Augenblick die Friedenspalme und entschwebte aus dem Zimmer, dessen Fenster sich von unsichtbarer Hand wieder geöffnet hatte.

Da wich auch der Bann von dem Träumenden. Schnell sprang er empor und eilte an das offene Fenster. Das Schneegestöber hatte aufgehört und der sternenbesäete Himmel schaute auf die Erde herab, auf welche sich der Frieden und die Freude der Weihnachtsnacht gesenkt hatten. Johannes blickte zum Himmel mit verklärten Blicken empor, und griff

sich ans Herz, von welchem sich eine Rinde zu lösen schien. Dann schritt er zu seinem Tische zurück, ergriff die kleine stahlgespitzte verachtete Feder, führte sie zum Munde und brach in Thränen aus.

„Verzeih' mir", so sprach er mit heiligem Ernste, „daß ich Dich je gelästert habe. Dir schwöre ich von heute an unverbrüchliche Treue. Kannst Du mir auch nicht den Lorbeer verschaffen, so sollst Du mir doch die Achtung und die Liebe meiner Mitmenschen erreichen helfen. Ich stelle mich in Deinen Dienst! Für Wahrheit und Gerechtigkeit! Das sei meine Loosung!"

Kaum waren diese Worte dem Munde entflohen, als die Glocken vom nahen Dome erschollen und feierlich die heilige Stille unterbrachen. Johannes sank in seine Kniee, und rief: „Lieb' Mütterchen und Du holdselige Magdalene, ihr sollt mir nicht umsonst vertrauet haben!"



Sei genügsam.

An seinem Schreibtisch saß Robert und zerkaute das untere Ende seines Federhalters. Er war höchst verdrießlich und blickte mit verdüsterten Mienen über den Tisch hinweg nach dem breiten Fenster, durch welches ein heiterer Sonnenstrahl seinen Weg in's Zimmer fand. Aber obwohl er bis auf seinen Schreibtisch heraufgeklettert war, und ihm das Gesicht mit hellem Schein überzog, wollte die Falte zwischen den Augenbrauen nicht verschwinden. Die linke Hand ruhte auf der Tischplatte und zuckte nervös hin und wieder.

„Es geht nicht, es geht nicht," murmelte er in sich hinein, warf die Feder ärgerlich auf das Papier und stand hastig auf. In langen Schritten trat er erregt an das Fenster, schob die weißen Gardinen zurück und starrte finster in die bezaubernd schöne Schneelandschaft. Anfangs schien es, als wollte das Bild der winterlich geschmückten Natur, die, in ihren schimmernden Schnee- und Eismantel gehüllt, so frisch und keck zu ihm heraufblickte, sein Gemüth besänftigen, aber bald zuckte es wieder um seinen Mund wie im verhaltenen Schmerz, und schnell wandte er sich dem Zimmer zu. „Das leuchtet und blitzt," sagte er erregt, „als wollte es mich nur an meine Armuth erinnern! Warum, warum," stöhnte er dann nach einer kleinen Pause auf, „muß das Glück vom Geld abhängen! Warum kann die Freude auf die Dauer nur vom Mammon erkauft werden, der tief aus der Erde gegraben wird? Wahrhaftig, die Leute sind Thoren, die von dem beseligenden Glück der Liebe faseln und glauben, daß diese genügt, um die Menschenherzen für immer zufrieden zu stellen! Was wissen sie von der Noth des Lebens, die in tausendfältiger Gestalt täglich, stündlich am Herzen nagt, und es förmlich zur Verzweiflung treibt! — Gott — Gott!" rief er plötzlich laut auf und fuhr sich mit der Rechten durch sein dunkles lockiges Haar, „und mit solchen Gedanken im Hirn soll ich eine Weihnachtsgeschichte schreiben, eine Geschichte, die von der fröhlichen seligen Weihnachtszeit widerhallen, die von Elternfreude und Kinderglück erzählen soll! — Hat sich was Elternfreude — da!" Hier fuhr sich Robert erregt in die Tasche und zog einen Geldbeutel heraus, der allerdings ziemlich schwindsüchtig aussah! Er hielt ihn gegen den vordringlichen Sonnenstrahl, der sogar die Un-

verschämtheit hatte, den gequälten Mann durch denselben anzublinzeln.

„Elternfreude will erkauft werden!" fuhr er in seinem Monolog fort, „Kinderglück will erkauft werden! Ein Schaukelpferd am heiligen Abend, ein Pfefferkuchen und ein goldbeklebter Apfel weiß mehr Glück in das unschuldige Kinderherz zu zaubern, als die süßesten Worte der Liebe von Vater und Mutter! O, arm zu sein — arm zu sein — nicht seinen Lieben mit vollen Händen austheilen zu können — oh diese kleinen, diese nichtigen, diese erbärmlichen Alltagssorgen! Sie zerstören noch den Frieden in meiner Brust, und drohen meinem Glück und meiner Liebe!"

In diesem Augenblicke wurden im Hausflur mehrere Stimmen laut, — fröhliche Stimmen, die lustig durcheinander klangen und immer näher kamen. Robert horchte auf, sein Gesicht, so ernst und finster, klärte sich allmählich auf, der düstere Blick aus seinen dunklen Augen verwandelte sich in ein leuchtendes Strahlen voll namenlosen Glückes. Und als jetzt aus der geöffneten Thür ein kleiner pausbackiger Junge hereintrippelte, die großen blauen Augen lebhaft auf ihn gerichtet, die zarten Wangen von der frischen Luft geröthet und die kleinen Händchen nach ihm ausgestreckt, da eilte er auf den kleinen Kerl zu, hob ihn freudestrahlend in seine Arme und bedeckte ihn mit zärtlichen Küssen. Der Kleine aber suchte sich aus seiner Umarmung frei zu machen, und sah ängstlich auf den Erdboden herab. „Papa, Häschen," rief er besorgt, „Häschen, Boden gefallen!"

„Oh, oh, das arme Häschen," sagte Robert, bedauernd, „komm, wir wollen es wieder aufheben!" Und er bückte sich nach dem unscheinbaren Häschen, das aus weißem

Wollenzeug geschickt aber wenig kunstvoll dargestellt war, und daß dennoch die volle Liebe des Kindes besaß.

„Wo hast Du das Häschen her?“ fragte der glückliche Vater, der seinen Monolog gänzlich vergessen hatte.

„Weihnachtsmann, Stadt — Mama kauft!“ — antwortete der kleine Demosthenes mit höchst wichtiger Miene, und drückte dabei das wiedererlangte Häschen mit großer Zärtlichkeit an sein kleines Herz.

Jetzt trat die Mama hinzu, eine blühende Frau mit heiteren Augen und lachendem Munde.

„Oh, Robert,“ rief sie aus, „hättest Du diese Freude mit ansehen können, die unser kleiner Schatz auf dem Weihnachtsmarkt gehabt hat. Es war rührend, sie zu beobachten und that meinem Herzen wohl! Das Häschen aber hier hatte es ihm besonders angethan, er konnte sich nicht von ihm trennen, und da habe ich es für Weniges erstanden! Es ist geradezu unglaublich, was die Menschen heut zu Tage für reizende Dinge anfertigen können, und für so geringes Geld! — Doch was ist Dir?“ unterbrach sie sich, als sie ihres Gatten Züge sich bei dem letzten Worte verfinstern sah.

„Nichts, nichts!“ sagte er abwehrend, doch als sie ernstlicher in ihn drang, meinte er fast heftig: „Denkst Du, liebe Fernande, daß ich gleichgültig das nahende Fest heranrücken sehen kann, mit dem Bewußtsein, Dir und unserm lieben Kinde so wenig Freude bereiten zu können? Denkst Du, ich kann ruhig bleiben bei dem Gedanken, daß meine Armuth an all den verlockenden Dingen vorübergehen muß, ohne für Euch erwerben zu können, was auf Deinen Zügen ein dankbares Lächeln und in dem Herzen unseres Kindes

die höchste Seligkeit hervorzaubern würde? Oh, rede mir nichts von Genügsamkeit! Ich bin genügsam, und weiß Gott, auch Du hast es gelernt zu sein! Aber es kommt eine Zeit im Jahre, wo ich diese Genügsamkeit zur Hölle verwünsche! Wo es mir in allen Fingern förmlich zuckt, um das Herrlichste, Kostbarste und Schönste zu erwerben, um es Dir und unserem Kinde zu Füßen legen zu können, um Euch einmal in überströmender Dankbarkeit für all das Glück, alle Liebe und alle Entbehrung zu vergelten! Oh, diese Armuth, wie sie in diesen Wochen mich bedrückt und beengt, wie sie sich lähmend auf alle meine Gedanken legt, und wie sie mich mit Bitterkeit, ja mit Haß erfüllt!"

Seine kleine Frau hatte ihn fast erstaunt angehört. Jetzt sah sie ihm groß in die Augen, mit solch einem ernsten, innigen Ausdruck darinnen, daß er wie ein ertappter Sünder die seinen niederschlug.

„O, Du großes Kind, Du," sagte sie halblaut, und legte ihre Hände auf seine Schultern „Redest, und was viel schlimmer ist, denkst Dich da in einen dummen Haß hinein, der nichts in Deinem Herzen zu suchen hat! Sieh' einmal an! Soll ich etwa noch anfangen mit dem gelehrten Herrn ernstlich zu philosophiren? Soll ich — doch wozu? Du meinst nicht, was Du sprichst — kannst nicht ernstlich denken, was so bitter klingt!"

Sie kniete auf dem Erdboden nieder und entkleidete das reizende Kind, welches lustig mit seinem Häschen fortplauderte und ihm von den gesehenen Herrlichkeiten erzählte. Robert hatte sich in seinen Stuhl gesetzt und blickte stumm auf das anmuthige Bild. Da schlug seine Frau ihre Augen wieder zu ihm auf und lächelte.

„Weißt Du, Robert," sagte sie dann, „daß ich zuweilen an Dir eine Eigenschaft bemerke, die nicht schön ist, und mir viel zu denken giebt?" — Und als er mit zusammengezogenen Augenbrauen schwieg, fuhr sie ruhig fort: „Du bist undankbar! Ja, ja, widerspreche nur nicht, Du bist undankbar! Muß ich Dich belehren, daß Deine Armuth eine eingebildete ist? Daß Du sogar Reichthümer besitzest, um die Dich mancher Krösus beneiden, und Dir dafür Millionen bieten würde, falls Du sie ihm abtreten wolltest?"

Robert hatte seine Feder ergriffen, spielte damit, aber schwieg noch immer beharrlich.

„Reich sind wir nicht, selbst nicht einmal wohlhabend! Aber arm sind wir auch nicht, wenn wir uns nicht gerade künstlich in eine Armuth hineindenken wollen! Glaube mir, Du hochgelehrter Herr Dichter und Philisoph, daß nur ein wenig Zufriedenheit dazu gehört, um die Nichtigkeiten mit denen reiche Leute sich umgeben, als sehr entbehrlich zu empfinden! Man muß nicht hinauf-, sondern hinabschauen, will man Vergleiche mit seiner eigenen Lage anstellen, und die eingebildete Armuth wird sich in einen Reichthum verwandeln, der die Götter fast neidisch machen könnte! O Du großer, lieber Thor Du! Mit Deinen gesunden Gliedern und Deinem gesunden Verstande bringst Du uns genügend Brod in's Haus, — leibliche und geistige Speise — um die Backen roth und das Herz frisch zu erhalten!"

„Das sagst Du, Fernande?" entfuhr es Robert.

„Ja, ich sage es, Du großes Kind! Muß ich Dir erst sagen, daß ich aus einem Mädchen eine Frau geworden bin? Daß die Aufregungen der Gesellschaft, große Toiletten und kostspielige Unterhaltungen ihren Reiz für mich verloren

haben, seitdem ich für meinen lieben, dummen aber kreuzbraven Mann kochen und flicken muß, und seitdem unser Haus von dem süßen Geplauder dieses kleinen Lockenkopfes hier widertönt?"

Sie war dicht an seinen Stuhl herangerückt, legte die Hände auf seine Knie und lächelte glücklich zu ihm empor.

„Oh Ihr klugen Männer," fuhr sie dann fort, „die Ihr so sehr verständig zu sein glaubt und doch nur von den Wogen des Gefühls hin und her geworfen werdet! Arm nennt Ihr Euch, weil Ihr nicht, wenn Ihr gerade Lust dazu verspürt, im Golde wühlen könnt! Sei froh, Schatz, daß wir unser redlich Theil Sorgen haben — die wir zusammen tragen können und zusammen ausfechten können! Ich wollte sie garnicht missen, so schwer sie auch manchmal mein Herz bedrücken mögen. Wir würden sonst zu übermüthig werden!"

Fernande lachte leicht auf und ergriff Roberts Hand. Er blickte bereits wie verklärt auf sein Weib herab, aber noch immer sagte er kein Wort.

„Ja, ja, übermüthig, Schatz, lache nur, ich will es Dir gleich nachweisen, denn jetzt muß ich Dir doch erst unsere Reichthümer aufzählen! Wahrhaftig es sind deren so viele, daß ich selbst davor erschrecke, so reich zu sein! Zuerst möcht' ich Dir einen Spiegel vorhalten, um Dir zu zeigen, daß daraus das ehrliche gute Gesicht eines Mannes blickt, der sein kleines einfältiges Weibchen und sein süßes Kind über Alles liebt. Oh, noch mehr! Der sich redlich abmüht und abquält, für seine Familie zu sorgen, und ihr ein friedliches, freundliches Heim zu schaffen! Dann möchte ich mir einen

Spiegel vorhalten, um — doch — nicht wahr, Schatz, Du hälst es für überflüssig, daß ich Dir meine Tugenden vorerzähle, Du —"

Robert legte seinen Arm um ihren Nacken und preßte das Haupt des geliebten Weibes zärtlich an sich.

„Laß mich, bitte, bitte noch einen Augenblick," bat sie dringend, „ich bin noch lange nicht fertig! Da ist zunächst dieser kleine Kobold hier, der —"

Fernande hatte sich dabei nach dem am Erdboden spielenden Kinde gebückt und es an sich gezogen. Robert aber ließ sie nicht auserzählen.

„Genug, genug, liebe Fernande!" rief er fast leidenschaftlich, und nahm das Kind in seine Arme. „Ich fühle es ja in allen meinen Nerven, wie unsäglich reich ich bin! Komm, komm, Du Gute, Kluge Du!" Er breitete den noch freien linken Arm aus und legte ihn zärtlich um ihre Taille.

Nach einer kleinen stummen Pause setzte er den Buben auf den Erdboden, küßte sein Weib auf die Stirn und sagte: „So, nun werde ich auch an meine Weihnachtsgeschichte mit fröhlichem Herzen herangehen, denn ich spüre hier immer bereits die Seligkeit, die uns für den Christabend aufgespart worden ist!" Dann bog er das Haupt an das Ohr seines Weibes und flüsterte: „Nicht wahr, Fernande, nicht der Werth der Geschenke erzeugt die Freude, sondern die Liebe, welche sie austheilt!"

Ein Kuß, und Mutter und Kind verließen das Zimmer. Robert aber setzte sich heiter an seinen Schreibtisch, ergriff seine lang mißhandelte Feder, und beschrieb in fliegender Eile Blatt für Blatt!

„Wie thöricht ich war!" murmelte er vor sich hin. „Ja, wahrlich, ich habe mich fast versündigt, mich arm zu schelten! Ich bin ein Krösus, und Fernande hat Recht, ich muß noch lernen genügsam zu werden!"



Eine einfache Weihnachtsgeschichte.

Es war ein wüstes Wetter. Der Winter, der bis dahin ein mildes Scepter geführt hatte, war vor wenigen Tagen mit plötzlicher Gewalt hereingebrochen. Während des Tages jagten am Himmel graue Wolkenschichten, oder eine undurchdringliche Schneemasse stöberte wild vom Himmel getrieben auf die Erde herunter und hüllte die Stadt mit ihren grauen, schmutzigen Straßen, die Häuser mit ihren schwarzen Dächern und die kahlen Bäume der Parkanlagen in ein dichtes weißes Gewand. Während der Nachtzeit klärte sich der Himmel meistens auf, aber die funkelnden Sterne blitzten kalt und der Schein des Mondes glitzerte im festgefrorenen Schnee. An den Dächern froren die Tropfen zu langen Zapfen fest und die Gossen krachten, wenn man zufällig mit dem Fuße auf sie trat. Der kleinen nackten Nymphe, welche in der Mitte einer Fontäne saß, hatte das herabfallende Wasser einen Eiskranz um ihr liebliches Köpfchen gelegt und einen Krystallmantel um ihre zarten Glieder geschlagen. Die Menschen aber, welche sich auf der Straße befanden, streckten die Köpfe tiefer in den Schultern, hatten die Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände in den Taschen vergraben und gingen nicht, sondern liefen in kurzem Trabe

ihrer Wohnung zu und bliesen den Athem gleich heißem Dampfe hervor.

In einer der abgelegenen Straßen der nordamerikanischen Stadt M. war es heute Abend, wie an allen anderen, todt. Die Schaufenster der wenigen Läden, durch welche ein schwacher Lichtschein auf die schneebedeckte Straße fiel, waren fest gefroren und die darin ausgelegten Artikel den wenig Vorübergehenden dadurch noch unsichtbarer gemacht. Die Schneeflocken tanzten im Spiele des Windes durch die Luft und fielen leise und still auf den Erdboden herab. Da wurde in einem der kleinen Geschäftshäuser plötzlich das Licht ausgelöscht und drei Gestalten traten auf die Straße hinaus. Die eine davon war eine Frauensperson, ihr etwas schwerfälliger Körper war mit Mantel und Tüchern so bepackt, daß man kaum eine Nasenspitze herausstecken sah. „Mach' nur schnell," sagte sie in schlechtem Englisch, das die deutsche Abstammung verrieth, „daß Du die Thüre schließt, damit wir heim können, das ist ja ein wahres Hundewetter!" Sie sagte das zu einem jungen Manne von scheuem Wesen, der die Geschäftsthüre schloß und ihr hierauf die Schlüssel einhändigte. Die dritte Person, der Ehegemahl der starken Frau, hatte inzwischen an den Fenstern gerüttelt, die zweite Thüre untersucht, und ging jetzt mit hochgezogenen Schultern an der Seite seiner Gemahlin die öde Straße hinab, von dem jungen Manne in kurzer Entfernung gefolgt. An der Ecke einer schmalen Seitengasse blieben sie für einen Augenblick stehen, drehten sich halb nach ihrem Clerk um, und nickten ihm eine gute Nacht zu. Als dieser schon einbiegen wollte, rief ihm die dicke Frau noch nach: „Heute solltest Du Dich einmal vergnügt machen, Fred, heute ist ja

Weihnachtsabend! Draußen wirst Du ihn wohl oft gefeiert haben!"

Hierauf drehte sie sich wieder zu ihrem schweigsamen, augenblicklich sehr erfrorenen Gatten, und das Paar verschwand bald im Dunkel der Nacht. Fred war wie vom Donner gerührt stehen geblieben! Das Wort der Frau, seiner Principalin, hatte ihn aus einer Lethargie emporgeweckt, in welcher er sich lange, lange Zeit, er selbst wußte kaum, wie lange, hineingelebt hatte. Dies eine Wort „heute ist Weihnachtsabend" verwandelte sein Gesicht, auf welchem seit vielen Wochen die ruhige Resignation in ein hartes Geschick sich dumpf gelagert hatte, in ein schreckenvolles, bleiches. Die mageren, abgezehrten Hände griffen nach dem Herzen, als wenn dasselbe plötzlich ein furchtbarer Krampf zusammenzöge, und die großen Augen blickten für einen Augenblick starr mit unheimlichem, krankhaftem Glanze. Ein kalter Schauer, der seinen Körper durchschüttelte, brachte ihn wieder zu sich selbst, er zog den dünnen fadenscheinigen Rock fester um die Brust zusammen, drückte den alten, weichen Filzhut tiefer in sein bleiches Gesicht und eilte seiner ärmlichen Wohnung zu. Dieselbe lag fast außerhalb der Stadt, wo die Häuser immer kleiner, niedriger und schmutziger werden, wo die zerbrochenen Fensterscheiben häufiger und die Laternen immer seltener werden. Der Weg, der vorher schmutzig, fast grundlos gewesen, war festgefroren und mit Schnee bedeckt, so daß die Hindernisse und Löcher nicht zu sehen waren und die Passanten fast Hals und Beine brachen und fortwährend stolperten. Fred achtete dessen aber nicht, weder der feinen, nassen Flocken, die auf seinen Wangen zerflossen, noch des kalten Windes, der durch seine Finger blies, mit welchen

er seinen Rock am Halse zusammenhielt. Sein großes, düsteres Auge blickte in die langen Schatten, die das spärliche Licht über die Straße warf, um wieder scheu fortzublicken, als ob dieselben sich zu Gestalten geformt und ihn bedrohte hätten. Endlich klinkte er eine Gartenthüre auf, die nur halb in den Angeln hing, und öffnete die Hausthüre.

Als er dem Winde und Schnee den Zugang schleunigst wieder verwehrt hatte, und eine schmale Stiege hinaufsteigen wollte, öffnete sich unten eine Seitenthür und eine vom Schein einer Lampe umflossene Frauengestalt trat hinaus und fragte mit lauter Stimme: „Sind Sie es, Herr Fred?“ Ein mühsames „Ja“ rang sich von des Gefragten Lippen „Ach,“ fuhr die Frau ebenso laut fort, „ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Fred, daß ich mit den Kindern zu einer Nachbarsfamilie hinübergehe. Die Leute haben einen Baum angezündet, was meine Kinder noch nicht gesehen haben. Wir haben deshalb früher gegessen, und ich habe Ihnen Ihr Abendbrod oben auf den Tisch gesetzt und auch ein Feuer angezündet, damit Sie sich es heute Abend gemüthlich machen können, — heute ist ja Weihnachten!“ Mit diesen Worten schloß sie nicht nur ihre Rede, sondern auch ihre Thüre und Fred war die Treppe mehr heraufgeschlichen, als gestiegen. Seine Glieder waren ihm plötzlich wie Blei so schwer geworden, er glaubte nicht athmen zu können, und ein Gefühl, das er längst in sich erstorben wähnte, stieg siedend heiß in seiner Brust auf und machte ihm den Kopf schwindeln. Zitternd tappte er nach seiner Thür — sie war nur angelehnt — er stieß sie auf und ein lustig knisterndes Feuer im Ofen flackerte ihm entgegen. Schwer athmete er auf, aber

ein Lächeln, wenn auch nur ein wehes, schwebte um seine blassen Lippen, als er die rothen Flammen betrachtete und ihre Wärme spürte. Das war ihm etwas Ungewohntes — Ueberraschendes! Gewöhnlich, wenn er todtmüde aus dem Laden heimkehrte, saß er im Stübchen unten bei seiner Wirthin am Heerdfeuer, nahm dort sein Abendbrod ein, hörte zu, wenn gesprochen wurde, schwieg meistens still und schlich endlich seufzend auf seine Kammer hinauf, um im kurzen Schlummer und auf hartem Lager für wenige Stunden Vergessenheit zu finden! Heute brannte in seinem Zimmer ein Feuer! Ja es brannte auch in seinem Herzen ein Feuer! Die Flamme der Erinnerung leckte und loderte hinauf und zuckte durch seinen ganzen Körper. Er warf Hut und Mantel ab, nahm sich den einzigen Stuhl, der in dem kahlen Zimmer zu finden war, und rückte ihn in die Nähe des Ofens. Er vergaß Licht anzuzünden — er vergaß sein frugales Abendessen einzunehmen. Die Gedanken, welche jetzt seine ganze Seele erfüllten, wären durch den Anblick der erleuchteten armseligen Zelle zerstört worden — aus dem Dunkel, das nur hin und wieder durch das Aufflackern des Feuers für Augenblicke erhellt wurde, fliehen sie hinaus über Stadt und Land, Wälder und Höhen, über das wogende, schäumende, wilde Meer in ein hohes, prächtiges Haus, in welchem eine glückliche Familie um einen strahlenden Tannenbaum versammelt ist. Nur über dem milden Antlitz der Mutter liegt ein schmerzlich sinnender Ausdruck, denn Einer fehlt im Kreise, der hoffnungsvolle, talentvolle Sohn, der verschollen ist, für Viele schon vergessen, nur für sie nicht — nie — nimmermehr! Und dieser Eine ist er! — Er vergräbt das Gesicht in seine Hände und sein Herz klopft

Winter befreit und die in Eis zurückgehaltenen Quellen und Bäche wieder von Fels zu Fels stürzen, so brach plötzlich ein warmer Thränenstrom aus seinen Augen.

Großer Gott, welche Weihnachten hatte er gefeiert! Wie hatte sein Herz schon wochenlang vorher dem Abende in freudiger Erwartung .entgegen geschlagen! Wie hatte er gebangt, gehofft, Ueberraschungen vorbereitet und bei Heimlichkeiten an Ueberraschungen für sich selbst gedacht! Und wenn der Abend kam, alle die verschlossenen, versiegelten Kisten und Kästen, Schachteln und verbundenen Tüten in die große Stube hineingetragen wurden, wenn das Geräusch von Nüssen, die in den Teller geschüttet wurden, von rauschendem Golde der Fähnchen am Baume durch die Thüre drang, vor welcher er und seine Geschwister, frisch gewaschen und gekämmt und mit den Sonntagskleidern geputzt, mit schlagenden Herzen standen, wenn endlich die Glocke ertönte und die Thüren geöffnet wurden! Oh, du herzige, selige, goldene Jugendzeit, weshalb währst du so kurze Zeit — so kurze Zeit! Da stand er vor dem strahlenden glänzenden Baum, auf dessen Spitze ein Engelchen mit goldenen Papierflügeln und blauem Florschleier schwebte, dessen Zweige mit Schaumgold beklebt, durch bunte Ketten verbunden waren, an dem vergoldete Aepfel und Nüsse und allerlei buntes Confect hingen. Und unten auf dem weißgedeckten Tische lagen alle die Herrlichkeiten, welche die Phantasie eines Knaben auf's Höchste erregen, Peitsche, Posthorn, ein Säbel und ein Pferd, Robinson der Jüngere und ein großes Marzipanherz! Schon will er hineilen, um es näher zu betrachten, da zupft ihn sein liebes Mütterchen sanft am Arm und frägt mit freundlichem Lächeln: „Nun, lieber Fred, hast Du auch ein schönes

Verschen gelernt?“ Ja, er hatte eins gelernt, er hatte es täglich ein Dutzend Male wiederholt, vor dem Schlafengehen statt des Nachtgebetes hergesagt, und jetzt, wahrhaftig, die Pracht hat seine Sinne verwirrt, er stockt und stockt, kommt vom ersten in den letzten Vers, und nur mit Hülfe seines Schwesterchen, die ihm immer wieder heraushilft bringt er endlich ein stümperhaftes Ganzes zusammen. Aber was thut es, Vater und Mutter streichen ihrem wilden Liebling doch unendlich sanft die wilden Locken von der Stirne, drücken ihn zärtlich an ihr Herz und führen ihn zu seinem Platze, wo er Alles nehmen kann, was der Weihnachtsmann für ihn gebracht hat. Und wenn er auch älter wurde von Jahr zu Jahr, wenn er auch allmählich die Kinderschuhe auszog, in dieser Zeit und an diesem Abend war und blieb er ein gutes echtes Kind!

Und jetzt? Nichts blieb ihm, als die Erinnerung! Ach, wenn er jetzt bei den Seinen wäre, wenn er seine zärtlich geliebte Mutter noch einmal umfangen könnte! Da durchzuckt ihn der Gedanke, daß er ja ein Bild von seiner Mutter besitzt. Er muß es sehen, jetzt, in diesem Augenblicke betrachten! Er muß in ihre lieben Züge, ihre guten, treuen Augen schauen, wie solche an diesem Abende immer mit besonderer Liebe auf ihm geruht haben. Er springt fieberhaft erregt auf und zündet hastig ein Streichholz an, und sucht tastend auf dem Tische nach dem Licht. Als der Docht entzündet und die bescheidene Flamme den Tisch erhellt, wird ihm auf demselben ein Anblick zu Theil, der ihn erst mit unsäglicher Freude, dann mit plötzlichem Schrecken erfüllt. Neben den kärglichen Butterbroden und dem Thee liegt ein Brief, ein schwerer versiegelter Brief, von oben bis unten beschrieben, mit Tinte, Bleistift,

Roth- und Blaustift, worauf Orte ausgestrichen und überschrieben und alle möglichen Postamtsvermerke notirt sind. Was ist das? Er mag ihn nicht aufheben, und doch zieht es ihm in allen Fingern. Wer kann an ihn schreiben, wer kümmert sich um ihn, den Verschollenen, der längst seine Heimath verloren hat? Ist es ein Trugbild, das ihn täuscht? Das sind heimathliche Postmarken und nun — wo hat er nur die Augen gehabt — erkennt er auch die unvergeßliche Handschrift seiner Mutter! Er muß sich am Tische halten, um nicht umzusinken, der letzte Tropfen Blut ist aus seinem Antlitz gewichen und ein leises Stöhnen entringt sich aus der gepreßten Brust! Eiseskälte mit heißen Fieberschauern wechseln in seinem Körper, aber das Blut circulirt schneller und schneller; schon greifen seine zitternden Hände nach dem Briefe, und die Augen ruhen mit wehem Schmerze auf der Adresse. Er rückt sich den Stuhl näher und mit schnellem Entschlusse reißt er das Couvert auf. Als er die eng beschriebenen Bogen in den Händen hält und seine thränenfeuchten Augen die ersten herzlichen Worte überfliegen, da steigt mit einem Male die ganze Seligkeit dieses Augenblickes in seiner Seele auf — er fällt auf die Kniee, und während seinen Augen Thränen entströmen, küßt er wiederholt die theuren Bogen und spricht nur immer mit stammelnder Zunge: Oh, meine Mutter! oh, meine Mutter!" — —

Es mag lange gewährt haben, ehe er den Brief Zeile für Zeile gelesen hatte, aber als er ihn beendet, stürmte er, als wäre ein neuer Geist, oder vielmehr der alte Geist in ihn gefahren, die Treppenstiegen hinab und klopfte heftig an die Stubenthüre seiner Wirthin. „Herein" scholl es von innen. Fred trat in's Zimmer, und als er die kleine Familie

um den Ofen geschaart sitzen sah, die erwartungsvoll auf ihn, den späten stürmischen Gast, die Augen gerichtet hatte, fand er nicht gleich Worte, um seinem Herzen Luft zu machen. Die Frau war aufgestanden und betrachtete sein verklärtes Gesicht immer forschender. „Was ist mit Ihnen Gutes vorgegangen, Herr Fred," sagte sie überrascht mit einem freudigen Klang in ihrer lauten Stimme, „Sie schauen so arg lustig aus!" Fred streckte ihr beide Hände entgegen und als sie erstaunt die ihren darin legte, drückte er sie innig, und sagte: „Oh, Frau Weber ich bin es auch — bin es, bis in die innerste Seele hinein, freuen Sie sich mit mir — oh, freuen Sie sich mit mir." Und er zog sie zum Kamin, nahm an ihrer Seite Platz, und umringt von der lauschenden Kinderschaar, erzählt er von seinem großen herrlichen Weihnachtsgeschenk! Wie seine Mutter ihn nicht aufgegeben, wie sie unzählige Male an ihn geschrieben, und wie endlich ein Brief, gerade am heiligen Abend während seiner tiefsten Verzweiflung ihn erreicht hätte! Wie nun alle Trübsal ein Ende hätte, denn er solle heimkehren, und würde heimkehren! Es läge für ihn Geld zur Reise und andern Ausgaben beim deutschen Consul bereit. Er würde mit offenen Armen zu Hause empfangen werden, denn selbst sein strenger Vater hätte ihm längst seinen jugendlichen, leichtsinnigen Streich verziehen! „Und nun, Frau Weber, wollen wir noch lustig sein," schloß Fred, auf dessen sonst so kummervollem Gesicht eine selige Freude thronte. „Wir haben Geld und müssen Abschied feiern, schon übermorgen gehe ich nach Washington!" In aller Eile wurde Wein geholt, welchen Fred mit heißem Wasser, Citronen und Zucker zu einem lieblichen Tranke mischte, den selbst die Kinder mit sichtlichem Behagen schlürften.



„Fröhliche Weihnachten," „Meiner Mutter," „Glückliche Reise", so schallten die Trinksprüche in dieser kleinen lustigen Gesellschaft, die erst spät auseinander ging. Fred befand sich wie in einem Taumel — er entschlief endlich, aber die heitersten glückseligsten Bilder umgaukelten ihn selbst noch im Traume, und als ein neuer Mensch wachte er auf! Glückliche Weihnachten, lieber armer Fred, glückliche Weihnachten!



Ein neues Leben — ein altes Leben.

Ein neues Jahr! Ja das kommt ungerufen und geht auch wieder ungebeten davon! Wenn wir nicht in der Sylvesternacht mit gefüllten Gläsern dem zwölften Glockenschlage entgegen harren würden, um dann, wenn derselbe mit feierlichem Tone ausgeklungen hat, in ein lärmendes „Prosit Neujahr!" auszubrechen, das neue Jahr würde uns im Schlafe überfallen und das alte sich sang- und klanglos davon schleichen. Wie leicht und mühelos ein solches Jahr beginnt. Während der Schnee leise auf die Erde niederrieselt, vollzieht sich der so bedeutungsvolle Wechsel, bedeutungsvoll allein für die Menschen, weil sie an diesen Wechsel so viele Hoffnungen und Wünsche knüpfen! — —

Aber man versuche nur ein neues Leben anzufangen, und man wird merken, daß diese Sache sich nicht so einfach vollziehen läßt, ja daß das oft nicht einmal mehr möglich ist! Trotz der Revolution in der Brust, trotz der Kämpfe im Herzen, trotz Ringen und Thränen kommt der Mensch nicht über den Versuch hinweg — ein anderer Mensch zu werden!

Es scheint, als ob Dämonen ihn beherrschen, die ihn immer wieder und wieder bei den Schultern fassen, um ihn tiefer herabzustoßen, je heftiger sein Bestreben ist, emporzukommen.

Leichtfertige Menschen sprechen hier und da wohl achselzuckend von einem solchen unglücklichen Kämpfer und nennen ihn mit wegwerfender Miene „einen Unverbesserlichen!“ Ihm ist nicht zu helfen, denn er will nicht! Das ist Alles, was sie am Schlusse zu bemerken haben, und damit gehen sie zur Tagesordnung über! -- Er will nicht? — will er wirklich nicht? Oh, über diese Verblendeten, Kurzsichtigen! Könnten sie ihn nur einmal beobachten, wenn er still vor sich hinbrütet, und schaudernd in seine Seele hinabschaut! Wie er mit gekrümmten Händen herabgreifen möchte, um das Unfaßbare zu fassen und aus dem Herzen herauszureißen, das ihn trotz aller verzweifelten Gegenwehr immer wieder auf die unrechten Wege leitet, den unseligen Hang, die unselige Neigung, gerade das zu thun, was er eigentlich nicht thun sollte!

* * *

Ja, es war an einem Sylversterabend, draußen im alten Vaterlande, als er sie zum ersten Male an sein schwellendes Herz drückte! Gott, wie die Zeit eilt — wie viele Jahre sind seitdem zu Grabe geläutet worden! Wenn er ernstlich nachrechnen wollte, er würde so an die dreißig Jahre zusammenzählen können, aber er hat das Zählen längst aufgegeben. Wer auf nichts mehr rechnet, warum soll der mit Zählen sich mühen! Außerdem würden die Falten in seinem Gesicht und die grauen Haare auf seinem Scheitel ihm schneller sagen können, daß er aus einem Jüngling ein alter Mann geworden ist! Ein vorzeitig alter Mann!

Damals stand ihm die Welt noch offen. Die lustige Studentenzeit war für ihn angebrochen, und er war, berauscht von dem freien, fröhlichen Burschenleben, zu den Festtagen heimgekehrt, um sich zum ersten Male mit dem bunten Bande und der bunten Mütze seinen Anverwandten und Freunden vorzustellen! Eine übermüthige Stimmung beherrschte ihn, er schäumte in dem Gefühle der errungenen Freiheit über, und hatte eine unbeschreibliche Freude daran, über die „Schulsklaverei,“ der er doch kaum entronnen war, zu spötteln und seine früheren Schulkameraden, die noch in der Prima seufzten, zu hänseln und zu verhöhnen! Mit gewisser Absichtlichkeit suchte er sich jene Lokale auf, in denen seine früheren Lehrer ihren Stammtisch hatten, und benahm sich, während diese in ernste Debatte vertieft waren, laut und lärmend und rief dem keineswegs schwerhörigen Kellner eine neue Bestellung auf ein Glas Aechtes mit dröhnender Stimme zu. Was er früher heimlich hatte thun müssen — jetzt konnte er, als junger Student, vor aller Leute Augen, selbst vor den verhaßten Schultyrannen, den Durst in aller Ruhe löschen! — Ja, wenn es nur der Durst wäre, den so ein junger Student zu löschen sich vornähme! Das würde wenig auf sich haben! — Aber der denkt und singt gar bald: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!“

Damals traf er auch seine kleine Base im Elternhause, und was war natürlicher, als daß er sich Knall und Fall in sie verliebte! Das gehörte sich so! Mein Gott, er war jetzt ein Mann, der eine Zukunft vor sich hatte, ein Mann, dem die halbe Welt gehörte, und solch ein Mann muß auch Erfahrungen in der Liebe sammeln! Jetzt durfte er nicht mehr wie ein Schulbube dasitzen und aufhorchen, wenn die

älteren Kameraden von ihren „Feinsliebchen" schwärmten, jetzt wußte er wie es that, wenn man den Mund auf zwei kirschrothe Lippen drückt und wenn einem heimlich die Hand gedrückt wird! — Ernst? — Wer wird an Ernst denken? — Muß denn ein jeder Kuß, den man im Jugendübermuth einem jungen frischen Mädchen raubt, ernste Folgen nach sich ziehen? Wie prosaisch, wie spießbürgerlich, wie philisterhaft — ja, das ist das rechte Wort — wie philisterhaft wäre dann das Leben! Er dachte nicht einen Augenblick an Ernst, und küßte dem liebenden treuherzigen Mädchen jedes ernste Wort von den Lippen! — Er lachte voll stolzer Freude, als er sein Liebchen beim Abschied an's Herz drückte, und ahnte kaum, welch tiefer Schmerz indessen die treue Brust des einfachen Kindes durchzog!

* * *

Wieder war es an einem Sylvesterabend! Von dem Studentenübermuth war nichts verblieben! Wer den jungen Menschen gesehen hätte, wie er sich voll Verzweiflung auf die Lippen biß und in das weiße Schneegestöber hineinstarrte, der hätte sich kaum vorstellen können, daß noch vor wenigen Jahren nichts wie lustiger Uebermuth auf dieser gramdurchfurchten Stirn gethront hatte. Und es war nichts Schreckliches mit ihm vorgegangen! Kein Schicksalsschlag hatte ihn getroffen, der sein Lebensglück zertrümmert oder seine Hoffnungen zerstört hätte!

So ganz allmählich — Schritt für Schritt — war er aus einem überlustigen Studenten ein wüster Geselle geworden, der, wollte er die Bravheit seines Mannenthums nach seinen Räuschen bemessen, allerdings ein sehr braver Mann geworden war! Das geht ja ganz gut eine Zeit

lang, so lange ungefähr, als der gute Alte einen monatlichen Wechsel schickt, oder gute Freunde an sich einen Pump anlegen lassen!

So lange bleibt er noch immer der lustige, vielleicht der tolle Student! Doch wenn der Herr Papa sich plötzlich gegen die Zumuthung auflehnt, einen Faulenzer und Tagedieb, der statt in den Collegien in den Bierkneipen sitzt, noch weitere Geldunterstützungen zukommen zu lassen, wenn die guten Kameraden auch sauertöpfisch werden und ihre Taschen verschlossen halten, dann wird aus dem lustigen Studenten zusehends schnell ein Lump. Da versinkt ebenso schnell die Studentenherrlichkeit vor seinen Füßen, und er sieht sich im lecken Kahn auf stürmischen Meereswogen treiben, ringsum Verderben und keine Rettung! — Unseliger Durst, unseliges Trinken! — Wie abgeschmackt ihm heute die Burschenlieder von Scheffel erscheinen! Burschenlieder? — Er erfaßt sie in seinem Groll und Unmuth und wirft sie zornig in die Ecke! „Sauflieder seid ihr!" ruft er ihnen grimmig nach.

Dabei fröstelt er — natürlich, am Fenster blühen die herrlichsten Eisblumen und im Ofen ist kein Feuer! So weit ist es gekommen, daß er den letzten Rest seines Geldes dem Durste weihte, statt Holz dafür zu kaufen! — Und seiner Wirthin ein gutes Wort geben — jetzt — wo sie ihm die Wohnung gekündigt hat? — So viel Stolz hat er sich doch herübergerettet! — —

Was nun? Was jetzt? — — Ja, die Europäer haben es gut, wenn diese Frage plötzlich vor ihr gequältes Herz tritt! Da leuchtet mit einem Male ein Wort in ihrem Hirne auf, umstrahlt von phantastischen Hoffnungen, ein Wort mit nur sieben winzigen Buchstaben, und die doch wie ein Talis-

man wirken — den Niedergebeugten aufrichten, den Elenden mit neuer Kraft erfüllen, dem Gestrandeten das rettende Ufer zeigen — Amerika! — Das funkelt und glänzt, und alle Träume der Jugend wachen wieder auf! Goldminen, Indianerkämpfe, Büffeljagden und Palmenhaine — das tanzt wie ein verlockendes Gaukelspiel vor den erhitzten Sinnen, und über Allem erhebt sich, aus aufjauchzender Brust, der befreiende Gedanke — dort, dort in Amerika, kannst Du ein neues Leben beginnen!

Auch ihm kam — mußte dieser Gedanke kommen! Und auch sein Vater gab mit schwerem Herzen, aber dennoch erleichtert aufathmend, die Einwilligung dazu! Ja er gab ihm noch einen reichlich bemessenen Zehrpfennig mit auf die weite Reise, und das war ein großer, wenn auch verzeilicher Fehler! Ja, wer könnte ermessen, wie viel Unheil die Liebe in der Welt angerichtet hat!

Nur flüchtig kam ihm der Gedanke an das liebliche Bäschen — jetzt aber erstarb das übermüthige Lachen auf seinen Zügen und Wehmuth lagerte sich für Augenblicke darauf! In seinem Elend erst ging ihm eine Ahnung von der beglückenden Liebe dieses holden Mädchens auf, und jetzt erkannte er zusammenschauernd, was er auch da verloren! Nacht — Nacht — ringsum! — Und wieder wandte er das müde Haupt westwärts!

*   *
*

Wer in Amerika lebt, der weiß wie unendlich schwer es hält, jenes „neue Leben“ wirklich anzufangen, und wer nicht in Amerika lebt, der wird das nicht verstehen, selbst wenn man ihm das noch so oft und noch so handgreiflich erklärt! Ein neues Leben beginnt allerdings, aber nicht das

neue Leben, von dem die Flüchtlinge auf europäischem Boden geträumt haben! Die glauben doch Alle, mit wenigen Ausnahmen nur, nach kurzer Zeit zu langsamem Wohlstande, zu Ansehen und Bedeutung zu gelangen! Darum gehen sie ja fort! Sie wollen ja eben der Noth, der Sorge und dem Elend entfliehen, um dort das Glück zu finden! Wenn das drüben nicht wäre, sondern wenn sie auch dort Noth, Sorge und Elend vorfinden sollten, dann wäre doch die unbehagliche Reise im Zwischendeck überflüssig und man thäte besser daheim auszulöffeln, was man sich selbst in die Suppe gebrockt hat!

Und so kommen sie eben voller Hoffnungen, voller Träume herüber! Kommen herüber, um wirklich erst fühlen zu lernen, was Mangel und Verzweiflung heißt, was Sorge, Noth und Elend sind! Natürlich, wer stark ist, und spitze Ellenbogen hat, der bahnt sich auch über den Straßenschmutz seinen Weg und kommt schließlich, nachdem er in seinem Kampfe graue Haare und ein genügsames Herz bekommen hat, zu dem Schlusse, daß Amerika ihm wirklich gehalten, was er sich von ihm versprochen hat, wer aber ein schwaches Herz, geringen Muth und eine gebrechliche Willenskraft besitzt? — Ja, der geht eben unbarmherzig unter, verendet auf der Straße, auf der Tausende im hastigen Jagen und Rennen nach Geld und wieder Geld, gefühllos an ihm vorüber rennen! Und der Unglückliche, der seine bösen Leidenschaften nicht auf der Fahrt über's Meer in die schäumenden Wellen wirft — für immer, immer, — der wird gar bald zertreten und zermalmt! — —

Trotz seines festen Vornehmens — er hatte sogar in jener Sylvesternacht einen Schwur geleistet — vom Trinken

zu lassen, konnte er sich dennoch nicht bemeistern. Von den Wogen des rauhen amerikanischen Lebens erfaßt, mußte er in den untergeordnetsten Stellungen sein Leben fristen. Anfänglich empörte sich sein „Gelehrtenstolz" gegen die profane Beschäftigung des Tellerwaschens und Kellnerspielens. Bald aber, vom Hunger gequält, ohne Hoffnung, ohne Aussichten, nichts als das starrende Elend vor Augen — griff er zu, was er erfassen konnte. — Arbeit schändet nicht in Amerika! Das ist wohl wahr, aber man muß gewisse Arbeiten nur nicht zu lange treiben. Es klingt sehr hübsch, wenn ein reicher Mann mit sichtlichem Behagen erzählt, daß er auch einmal Stiefeln geputzt und Zeitungen verkauft hat. Da blickt man mit Bewunderung zu ihm herauf, wie er es auch erwartet. Er aber sowohl, als seine Zuhörer freuen sich dabei am meisten jedoch darüber, daß er trotzdem ein reicher Mann geworden ist. Derartige Zustände, so effektvoll sie sich später auch verwenden lassen, müssen immer nur vorübergehende gewesen sein. — Er aber kam nicht in die Höhe! Er blieb, was er aus Noth geworden — ein Kellner, um zuletzt — —. Eine kurze Zeit schien allerdings auch ihm das Glück leuchten zu wollen, das war damals, als er aus einer kleinen Wirthschaft in ein Hotel hinübersiedelte, als er seine weiße Bierschürze mit einem aus dritter Hand gekauften Frack vertauschte! Doch sein unseliger Hang zum Trinken verfolgte ihn auch hier, und bald mußte er wieder zur Schürze greifen, und endlich sogar in einen Keller herabsteigen. Je tiefer er sank, je mehr verlor er das Bewußtsein seiner Erniedrigung! Nur hier und da überkam ihm die Erinnerung an frühere glückliche Tage, und drohte seine Brust zu sprengen! Dann irrte er wohl finster

brütend umher, Verzweiflung im Herzen! Und dann überkam ihn auch das Bewußtsein seiner Schuld! „Du, Du allein!“ — „Du, Du allein!“ murmelte er dann unaufhörlich vor sich hin, ballte die Hände und schlug sie gegen die Stirn. Wie dann seine Augen haßerfüllt die vollen Gläser streiften, die durstige Menschen an die Lippen setzten! Wie er dann gegen sich selbst wüthete! Aber schon streckte er die zitternde Hand nach dem Betäubungsmittel aus, das die gräßlichen Bilder aus seinem Haupte bannen sollte! Schon umklammerten die Finger ängstlich das Glas, als wollte es ihm Jemand rauben, entreißen, und dieser Jemand war doch nur er selbst — die mahnende Stimme des Gewissens! Und während er zornige Thränen über seine Verworfenheit weinen konnte, schlürfte er voll Behagen den glühenden Trank hinab! — Hinab — hinab — immer mehr, immer hastiger — bis Jugendzeit, Jugendglück und Jugendwonne vor ihm in Nichts versank — bis das traurige Antlitz des Vaters, das thränenüberströmte der Mutter und das vergrämte des kleinen Bäschens, in Nebel verschwammen!

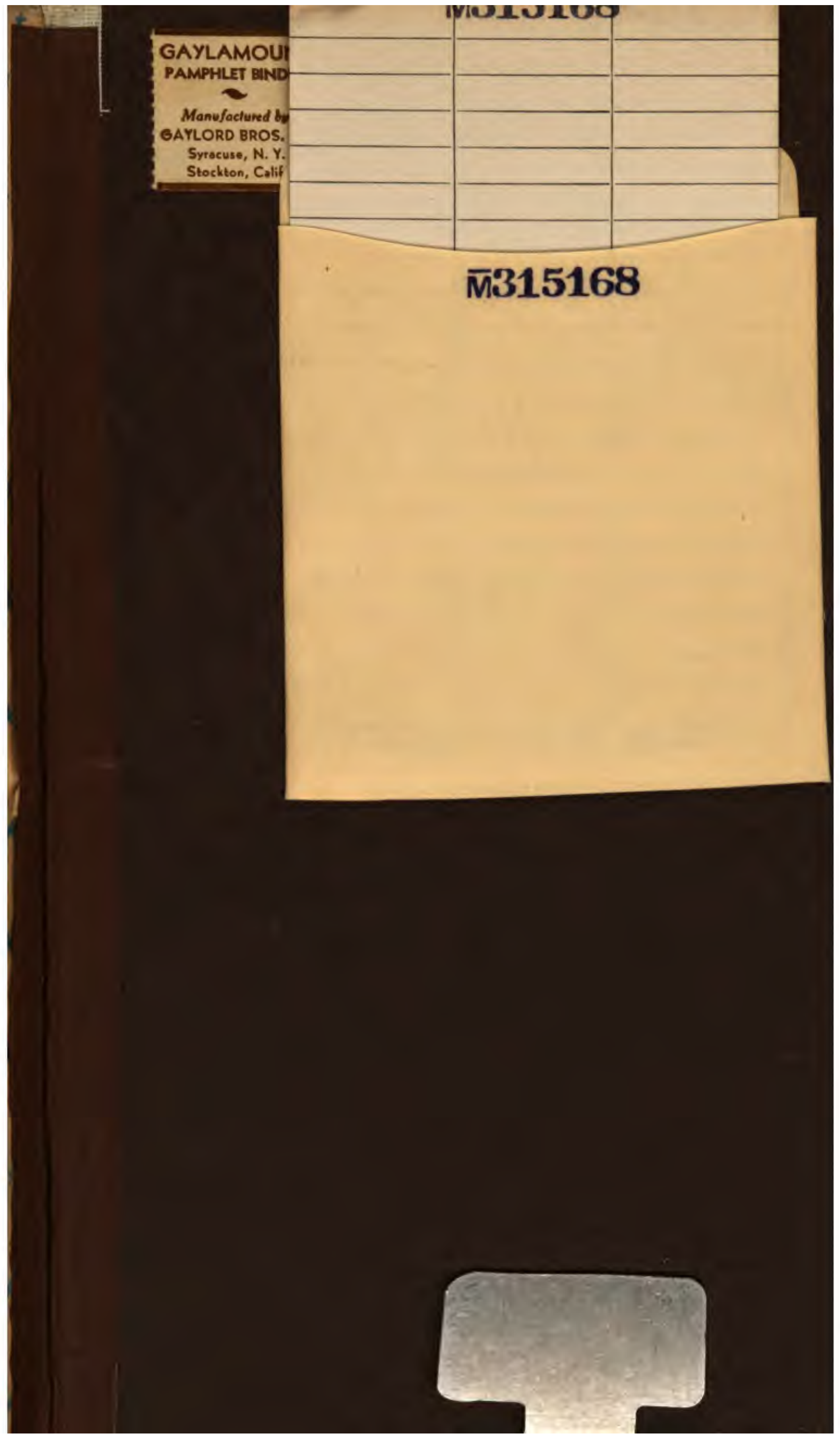
Wie er endete? Ja wie muß solch ein Mensch endigen? — Auf der Straße? Unter einer Treppe, die ihm Schutz gegen den Nachtfrost und den pfeifenden Wind gewähren sollte? Im Hospital oder Armenhaus? Vielleicht auch im Fluß, in den er achtlos hineingestolpert ist, oder den er im lichten Augenblicke aufgesucht hat?

Gleichviel! Er endete, wie er enden mußte, weil der Anfang seines neuen Lebens eine Fortsetzung zu seinem alten Leben bildete!

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.



Otto v. Holten, Berlin C.



GAYLAMOUN
PAMPHLET BIND
Manufactured by
GAYLORD BROS.
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif
M315168

